



Edith Sprank.



Königin Luise von Preußen

*Nach einem Gemälde von Jos. Grassi a. d. Jahre 1802
Original im Hohenzollernmuseum zu Berlin*

Königin Luise

Historischer Roman

von

Sophie Hoehstetter

Mit 24 Wiedergaben nach zeitgenössischen Bildern
und einem Briefeffaksimile

Achtes bis zwölftes Tausend.

VERLAG VON RICH. BONG IN BERLIN

Alle Rechte,
auch das der Übersetzung in andere Sprachen,
vorbehalten.
Copyright 1926 by Verlag von Rich. Bong, Berlin

Erster Teil

Der Weg zu Friedrich Wilhelm

„O Du, die aus dem Kampf empörter Zeit,
Die einz'ge Siegerin, hervorgegangen;
Was für ein Wort, Dein würdig, sag' ich Dir?“

Heinrich von Kleist an die Königin Luise.

I. Kapitel.

„Großmämme, Großmämme, ob man schon die Türme von Frankfurt sehen kann?“ Luisens blonder Lockenschopf wehte an der alten Dame vorbei, ein schmaler Nacken bog sich aus dem Fenster der Reisekutsche. Auch die kleine, zierliche Ika litt es nicht mehr auf ihrem Sitz. „Großmämme, ich glaube, ich rieche schon den Main. Oder Veilchen. Ja, ganz gewiß, Veilchen. Dürfen wir nicht ein wenig aussteigen? Wir sind wie eingerostete Mumien vom ewigen Fahren.“

Die statiose Großmama zog hochgestellte Brauen noch höher. „Aussteigen? Mitten auf der Landstraße?“

Luise rief vom Fenster her: „Aber da ist doch eine Wiese, Großmama. Erlauben Sie uns nur auf fünf Minuten ein wenig Bewegung. Dann sind wir wieder artig.“

Wenn Luisens schöne Stimme bat, ihre dunkle, immer wieder überraschende Stimme, vielleicht das einzige Geheimnis an diesem hellen, lichten Wesen, konnte die alte Fürstin selten nein sagen.

Sie gewährte mit einer Handbewegung. Ikas kleine Fäuste hämmerten gegen die Scheibe nach dem Kutschbock. Der schwerfällige Wagen stand. Der Lakai dienernte heran, riß den Schlag auf.

„Hochfürstliche Durchlaucht geruhen zu befehlen?“

„Die Prinzessinnen wollen sich einen Augenblick auf der Wiese ergehen. Sag' Er der Kammerfrau, daß wir frische Mouchoirs brauchen.“

Luise und Ika sprangen in die Freiheit.

„Die Luis'“ war mit schnellen Schritten über der Straßenböschung und zog die jüngere, zierlichere Schwester an der Hand nach sich, als sei sie noch ein Kind, das geführt und behütet werden muß.

„Ika, ich verzweifle, wenn ich nicht ein bißchen tanzen kann.“ Die kleine Ika sah bedenklich auf ihre dünnen Schuhchen. „Laß nur, Ika, bei mir ist sowieso wieder eine Naht entzwei, und die armselige Luis' muß auf den Abend Schuhflickerin sein. Komm, mein Ikamädchen.“

Und Luise, Herzogin zu Mecklenburg, Prinzessin ohne Land, faßte die Schwester um zärtliche Schultern, sah lächelnd in das aparte, grazile Gesicht und flüsterte:

„Mach' die Augen zu. Denk', ich bin der liebenswürdigste Prinz der Welt und bitte um die Ehre des ersten Walzers auf der Prärie.“

„Bist närrisch, Luis', aber süß bist du auch. Höre, sollen wir in Mänteln tanzen?“

Ja so! Diese Ungetüme aus Pelz mit Watteeinlagen.

„Nein, wie die Katzen tanzen wir nicht.“ Luisens Mantel flog auf den Rain. Der von Ika stürmte nach. Eine Melodie flatterte auf im Klang rätselhaft bezaubernder Worte: „Unsere Katz' hat sieben Junge.“ „En avant, teuerste Prinzeß. Du Engel von einer Ika, flieg, flieg.“

Und sie schritten, sie tanzten, sie wirbelten beschwingten Laufs über die Märzenwiese. Lust überflog Luisens Gesicht. Wind fing sich in blonden Locken. Rascher Atem ließ noch kindlich runde Wangen erglühen.

Ein Weidenbaum, schon grün überhaucht, winkte fern gegen den blassen Frühlingshimmel.

„Bis dorthin, Ika, flieg, flieg.“

„Wie schade, Luis', daß du nicht Madame de Vestris werden kannst.“

„Ja, ja, mein Ikamädchen, oder gar die Barberina,

Damit es was zu lachen gäbe am Rhein und am Main und im Reich —“

Sie wirbelten weiter. Die Wiese war kein Parkett. Sie war auch kein „Play-Ground“, wie ihn die Prinzessinnen aus Herrenhausen kannten. Nein, zu ihren Füßen dehnte sich eine ganz gewöhnliche und höchst alltägliche Weidefläche. Da gibt es jähe Vertiefungen, und wenn die Schneeschmelze kaum vorüber ist, ab und zu ein kleines Wassertümpelchen, aus dem es wie eine Quelle in den Schuh springt.

„Luis', was für Wege führst du mich?“

Der Weidenbaum war erreicht und mit ihm der Blick über eine andere Ebene hin. Fern, im Unbekannten, verblauten Hügel. Und über ihnen schwebten weiße Frühlingswölkchen auf.

„Wir müssen um den Baum tanzen, Ika. Oh, wenn doch jemand die Flöte spielte!“

Und Luise breitete die Arme aus, dem blauen Land, dem Frühlingshimmel zu, um dann wieder die Schwester zu umfassen: ach tanzen, tanzen, wie war das doch so süß.

„Du, höre, Großmama wird zornig, wenn wir zu lang bleiben —“

„Tournez, tournez.“

Und Luise löste ihre Gestalt von der zärtlich-zierlichen der Schwester, hielt aber eine Hand fest, schickte sich an zu weit ausgreifendem Lauf.

So stürmten sie, getragen von der unnennbaren Lust der Bewegung, der Jugend und dem unbewußten Gefühl des Lebens, unschuldig-selig zurück über den Wiesenplan. Und erreichten die geduldige Kutsche.

Prinzessin Georg von Hessen-Darmstadt, die Großmämme, saß pompös und statios auf ihrem Platz, winkte dem Lakaien und befahl:

„Hol' Er die Manteaux der gnädigen Prinzessinnen.“ Und befahl weiter: „Wickelt euch gut ein, ein Schnupfen ist entbehrlich. Und nun rasch, wir wollen zu rechter Zeit am Nachmittag in Frankfurt sein.“

Es war eine kluge Großmutter. Sie tadelte nicht, sie spöttelte auch nicht.

Eh bien, die Tränen der Enkelinnen, so reichlich vergossen beim jähen Abschied von der heißgeliebten Schwester Charlotte in Hildburghausen, so leidenschaftlich noch die letzte Nacht in die Kissen einer Herberge geschluchzt, waren ausgeweint.

Quirlköpfe. Kinder. Zu Tode betrübt — himmelhochjauchzend.

Nun saßen sie wieder brav installiert der sozusagen geräumigen Großmutter auf dem Rücksitz gegenüber. Süße Dinger. Goldige Mädchens. Wie gut, daß nur in der Oper auf Wiesen immer Hirten sind, die gleich aussehen, wie aus dem Paradies entsprungen. Sonst hätten die Enkelinnen sie sicher zum Tanz befohlen!

Der feine Mund der alten Dame, dessen Winkel sich hoben und dann in einer Falte wieder senkten, lächelte leise. — Kinderche, Kinderche. Man hat gegen Enkelinnen nicht mehr die Strenge, wie gegen die Töchter einst.

„Hier sind frische Mouchoirs“, sagte die Großmutter gelassen zu Luise, die sich mit einem zerknüllten und nicht mehr das Auge blendenden Tränentüchlein das erhitzte Gesicht zu kühlen versuchte.

„Nicht wahr, Großmama, in Frankfurt dürfen wir wieder die alte Rätin Goethe besuchen! Ach, bei ihr war es immer so fein. Und ihr Brunnen im Hof, der ist zu schön.“

„Die Eierkuchen verschweigst du, Luis“, sagte Ika und schürzte ein wenig hochmütig die launenvollen Lippen. Die alte Prinzessin sah gleichmütig vor sich hin.

„Es wird dazu nicht Zeit sein. Ich will auf den Abend noch nach Darmstadt herüberfahren. Es ist, wie ihr doch wohl begriffen habt, eine unumgängliche Einladung ins Hauptquartier. Wird quittiert mit einer Anstandsvisite. Und jetzt bitte ich: Silence! Damit es euch leichter fällt, schläft ein wenig. Denn in Frankfurt müssen wir gute Repräsentation machen.“

Die jungen Herzoginnen nickten gehorsam. Sie beob-

achteten noch ein wenig, ob die liebe Großmutter wohl ihre gebieterischen Augen, unter denen es sich bauschte wie von innen geweinten Tränen, schließen würde, und es sich ergäbe, daß man ganz leise doch seinen kleinen Schwatz miteinander machen könne und ein wenig Kuchen aus der Schachtel holen. Aber die Großmutter saß geräumig, hoch aufgerichtet in all ihrer Fülle, völlig wachsam da.

So suchte sich Ika einen guten Platz zu dem befohlenen Schlaf. An Luisers Schulter. Die Schwester lächelte, schlang den Arm um die leichte, zärtliche Gestalt, wie eine kleine Mutter es tut. Und es währte nicht lang, und das eintönige Rollen der Räder brachte den Schlaf.

Die Großmutter aber wachte. Und arbeitete schwer. Denn sie hatte die wichtigsten und schwierigsten Dinge zu denken!

Da war man nun in voller Fahrt auf Frankfurt zu. Die guten Enkel in Hildburghausen hatten der Großmutter Geburtstag mit Glanz und Pracht feiern wollen, und die Großmutter war davongereist. Bestand vielleicht solche entsetzliche Eile, die fünfzehnjährige Friederike und die siebzehnjährige Luise zu versorgen? Mais non! Mais non! Aber wenn alle wichtigen alten Herren und befreundeten Damen der Familie Botschaften und Botschafter schicken, die Mädchen müssen partout in Frankfurt der preußischen Majestät präsentiert werden, da denkt man, die Unterlassung wäre vielleicht doch nicht zu verantworten.

Der König hat zwei Söhne, und die sollen nun heiraten. Wie mögen die Prinzen sein? Ja, wer das wüßte! Große Herren. Sie werden wohl das berlinische Mundwerk besitzen. Aber da ist keine Sorge. Luise und Ika haben ihre Education, und von der Natur sind sie auch nicht vernachlässigt. Besonders bei der Luise ist Herz und Verstand auf dem rechten Fleck. Geld, nun ja, Geld gibt es nicht viel, wenn man einen apanagierten Prinzen zum Vater hat. Aber — die alte Prinzessin richtete sich

höher auf und lächelte ein wenig — bei Bethmanns und Melzlers in Frankfurt gehen Prinzen nicht auf die Freite, und wenn man in Paris noch so viel von Gleichheit und Freiheit redet. Gottlob, der König von Preußen hatte sein Hauptquartier zu Frankfurt, und seine Söhne kämpften mit im Kriege gegen die verruchten, verrückt gewordenen Franzosen.

Die alte Prinzessin hob den Mouchoir an ihre Augen. Die Nachricht von dem entsetzlichen Tod Ludwigs XVI. war noch frisch, war noch eine Wunde. An die Königin im Temple zu denken, das konnte einem wohl den Gleichmut rauben, konnte bewirken, daß einem der Tag nicht mehr schmeckte und die Nacht nicht stillte. Ja, es war schön von der preußischen Majestät, gegen das Volk Krieg zu machen, das seine Königin behandelte, wie man es nicht irgendeinem schuldvollen Weib aus dem Volke wünschte. Etwas Ritterliches hat Friedrich Wilhelm des Zweiten Majestät, das müssen ihm seine Feinde lassen. Nur — ja, das ist leider einmal bei den großen Herren so: wenn sie das ganz Bestechende und Bezaubernde besitzen, dann kennen sie keine Grenzen im Lebensgenuß.

In Berlin gab es die Madame Rietz, jetzo anzusprechen als Gräfin Lichtenau. Die Pompadour von Preußen. Es gab noch mehr. Den Schatten der armen Julie von Voß, die Dönhoff — und eine Reihe anderer, deren Namen man nicht mehr behielt. Ihre Majestät die regierende Königin hatte sich mit all den greulichen Chosen abgefunden, und das war ihre Sache. Aber wenn die unschuldigen Kinder, ach, die beiden liebsten Engel, die da so süß und zärtlich schliefen, an diesen Hof kamen, wie sollten sie in solchen Zuständen sich zurechtfinden und ihre moralische Hoheit behaupten? Arme Kleinen! Arme, mutterlose Kinder!

Der Großmutter jagte ein Gedanke durchs Herz. Wenn man kurzerhand heimwärts nach Darmstadt führe?

Nun war sie es, die jäh den Wunsch hatte, die Kutsche halten zu lassen. Andere Marschorder geben,

dieses ganze Gespinnst von Zu- und Abreden, was um die Präsentation der Enkelinnen ging, zerreißen? Es würde gute, rechtschaffene Prinzen im Reich genug geben, die den Kindern Hand und Herz und eine passable Stellung in der Welt bieten konnten. Fern von der großen Politik, fern von dem bösen Aufruhr, der jetzt durch Europa ging — ein schönes, stilles Leben wie in der alten guten Zeit.

Die alte Prinzessin bewegte sich im Sitzen gegen ein Kutschfenster hin, um an die Scheibe zu pochen.

Da fiel ihr ein: nein, hatte denn nicht der ehrenfeste Schwiegersohn Karl sie ruhig ziehen lassen zu dieser hastigen Reise? Auch er dachte, wenn ein Vater wissen läßt, daß er für seine Söhne Prinzessinnen sucht, muß der andere Vater nicht gerade Barrikaden um sie bauen oder Dornröschenhecken pflanzen. Der gute Schwiegersohn Karl spielte freilich recht den Modernen, Aufgeklärten, und gab zuweilen sehr kuriose Erklärungen über den Adel, die Fürsten und ihre Vorrechte kund. Nun ja, die Sachen in Paris, die Heilsbotschaft der Revolution, wie manche die Greuel nannten, sah man von verschiedener Seite an. Sie hatte auch ihre Liebhaber, diese Madame la révolution. Die alte Dame mußte ein wenig lächeln. Der gute Karl mit seiner vornehmen Gestalt, dem schmalen Gesicht und dem fröhlich hochmütigen Mund, konnte sich keck eine rote Kokarde anstecken oder eine Jakobinermütze aufsetzen — er war und blieb anzusehen als ein rechter Prinz und Herzog.

Es würde ihm gut anstehen, der Vater einer Königin zu sein.

Wieder flog ein Schatten über die feinen, in etwas Fülle gebetteten Züge der alten Frau. Die Königinnen von Preußen hatten keine Fortune gehabt bisher als Frauen.

Sophie Charlotte, nun ja, die war kalt und zog die Philosophie ihrem Äsop, ihrem schiefschultrigen Friedrich vor. Sophie Dorothee? Lieber Gott, wie mußte sie sich

quälen um die Rechte und die Mariagen ihrer Kinder, und was für ein Poltron war ihr Friedrich Wilhelm gewesen, immer zur Hand mit gräßlichen Drohungen oder dem Krückstock.

Elisabeth Christine? Sie war eine Wunderliche geworden, und hatte nie etwas gehabt von Preußens größtem Herrscher, der ihr Mann hieß.

Nein, es schienen keine lichten Sterne für die bisherigen Königinnen Preußens.

Und doch, und doch! Über die alte Dame flog der kalte Schauer elementarer Erregung: sie hatte die Gloire Friedrichs des Einzigen miterlebt, sie hatte dem Abgott des Jahrhunderts ins Auge gesehen.

Roi de Prusse. Erschütternder Begriff durch ihn geworden. Ewig unvergeßliches Wort durch ihn.

Sollte Preußen nicht auch seine große Königin bekommen? Die Augen der alten Frau streiften Luisens schlafendes Gesicht, glitten über die hochgewachsene, schlanke Gestalt. Großmütterlicher Stolz durfte nicht so weit gehen, zu sagen, Luise sei bedeutenden Verstandes. War auch noch kein Charakter, war leicht zum Schwanken geneigt, tanzte noch über die Oberflächen des Lebens.

Aber in ihrem so jugendlichen Herzen, da lag etwas von Güte und Vornehmheit, das einstigen Reichtum und einstige Kraft versprach.

Sollte Preußen nicht einmal seine geliebte, seine holde Königin bekommen?

Königin. Königin . . . von Preußen! Eine Welle von Wunsch flutete auf. Und in temperamentvoller Wallung streckte die fürstliche Frau plötzlich die Hände nach der schlafenden Luise aus, sah die rasch Erwachende mit großen, wissenden Augen an und sagte:

„Ihr werdet heute dem König von Preußen begegnen.“
Luise hob das weiche Gesicht, lächelte, räkelte sich ein wenig in den Schultern.

Ika, aufgeschreckt und rasch im Bild, plapperte munter: „Wir haben ja schon zwei Kaiser bei der Krö-

nung in Frankfurt gesehen. Und unser Onkel ist der König von Großbritannien und Irland, da werden wir wohl nicht zittern und beben vor dem dicken Herrn aus Potsdam —“

Die Großmutter überhörte die lose Rede. Sie sah unentwegt mit ihren alten, wissenden, geheimnisvollen Augen in die lichten, blauen Luisens.

„Ihr werdet heute dem König von Preußen begegnen.“

Die Reisekutsche rollte in die Einfahrt des Gasthofs „Zum weißen Schwanen“. Es war schon hoher Nachmittag geworden, und der augenblickliche Quartiermacher der Prinzessin Georg von Hessen-Darmstadt, Geheimrat Kümmelmann aus Hildburghausen, wartete seit vielen Stunden auf die freudvolle Ankunft.

Er warf sich in frische Begeisterung, stürzte an den Wagenschlag und begann seinen beglückten Wortschwall über die „joyeuse entrée“. Die Großmama begab sich sofort mit ihm in ein Zimmer zur Besprechung.

Ihre statioöse und doch so bewegliche Gestalt entließ einige Mäntel, das Seidenkleid rauschte auf, Handbewegungen von großer Lebhaftigkeit kamen.

„Lieber Kümmelmann, wir reisen sofort nach der Komödie wieder ab. Wenn Seine Majestät die Prinzessinnen gesehen hat, mag er urteilen und weiteres in die Wege leiten.“

Kümmelmann verstand den Umgang mit hohen Damen. Gib ihnen stets recht, ist die beste Verkehrsform. Er neigte also bedauernd seinen wohlgepuderten Kopf.

„Wie hochfürstliche Durchlaucht befehlen. Freilich, freilich, der regierende Bürgermeister hat sich untertänigst erlaubt, auf morgen zum Frühstück einzuladen, der Kammerherr von Wrede gibt einen großen Ball. Die königlichen Hoheiten von Preußen warten voll Spannung darauf —“

Die alte Prinzeß unterbrach ihn. Ihr Fächer wippte wie im Takte eines Militärmarsches auf und ab.

„Wie kann der Bürgermeister ein Frühstück richten lassen, wenn er nicht weiß, ob die Gäste kommen?“

Kümmelmann bog den Rücken und streckte seine Hände wie flache Tafeln aus: „Ja, nicht wahr, hochfürstliche Durchlaucht. Man traute einem regierenden Bürgermeister mehr Verstand zu. Er bittet Königliche Hoheiten zum Frühstück, und dann gibt es keine Tischdamen für sie. Der Mann tut mir leid —“

Die alte Prinzeß warf den Fächer auf einen Tisch.

„Ich brüskiere den Bürgermeister wirklich nicht gern. Aber nun auf Wiedersehen, Kümmelmann.“

Des Geheimrats Rücken fand die Tür. Draußen blieb er aufatmend stehen. Nun bleibt sie. Gottlob, das wäre geschafft.

Eine Kammerfrau litt Peinen. Es gehört dies mit zu der ausgezeichneten Stellung der Kammerfrauen. Das Unmögliche wird gefordert. Das Unerreichbare soll getan werden.

Kann eine Staatsrobe, die, in engem Seehundfellkoffer eingepreßt, Tagereisen machte, beim Herausnehmen glatt wie ein Spiegel sein? Können Schleier gleich sich blähen wie die Lüfte, wenn man sie aus Schachteln nimmt? Eine Kammerfrau soll nicht weniger vermögen als eine Zauberin. Sonst donnert allerhöchste Ungnade auf sie herab. Sie muß Titel hören, gegen die selbst niedrige Geburt sich aufbäumt. Sie soll auf ihre Menschenrechte verzichten, und sich Schaf und Gans nennen lassen, bis die Robe richtig sitzt. In ihren Händen muß die Kraft liegen, daß eine Großmutter einer Braut gleicht und junge Enkelinnen von hochderselben den Schritt wie Göttinnen haben, denen nie ein Schuh platzt.

Die gnädigsten Prinzessinnen standen in Reisemänteln am Fenster und sahen auf die Straße hinunter und lachten und schwatzten.

„Es ischt mein Untergang,“ rief die Kammerfrau, „wenn die Durchlauchtigsten nicht in fünf Minuten in Dero Komödienkleidern drinne sin.“

Luise schlug doch das Herz, nun, als man dem Komödienhaus zu wollte.

Eine erste Präsentation ist immer so eine Sache. Man wird etwas gefragt, plappert los, und hinterher fallen einem dann die schönsten Antworten ein, die man hätte geben können. So würde es vermutlich auch heute abend sein. Hélas, nicht zu ändern. Vor dem Komödienhaus drängten sich die Menschen. Schöne Gestalten, fremde Uniformen. Viele Gesichter mit dem Stempel anderer Rasse: die Emigranten aus Paris. Eine Sekunde lang war es Luise bange, wie man durch dieses Gedränge käme, und sie suchte nach Ikas Hand. Doch da tauchte Kümmelmann auf. Man sah ihn im Flackerschein von Windlichtern, wie er übereifrig Befehle flüsterte, die eine Gasse bahnten für die Grand'mère. Und jählings verbeugte sich ein Offizier vor ihr, bot ihr den Arm, lachte über die Schulter zurück auf die jungen Damen: lachte so lustig mit seinen kleinen Augen und dem klugen Mund, wie nur einer lachen konnte: Karl August, der Herzog von Weimar, der Herr Vetter.

Er war da. Nun, dann würde es sicher kein langweiliger Abend!

Sie kamen durch eine Reihe von Windlichtern ins Theaterfoyer. Hier herrschte eine Flut von Helle, alle Kronleuchter strahlten im Glanz von Wachskerzen, an den Wänden waren Metallblenden, glitzernd wie Gold hinter den Lichtern.

Luise sah nun wieder, wie sich vor der Großmutter eine feierliche Gasse bahnte, sah eine Gruppe hoher Offiziere. Die halb lässige Haltung der Herren straffte sich plötzlich, und der größte von ihnen, ein General, der seinen mächtigen Körper mit wahrhaft triumphierender Eleganz bewegte, kam spontan zwei, drei Schritte auf die Großmama zu.

Von seinem blauen Rock leuchtete ein riesiger Ordensstern, über dem vollen, geröteten Gesicht unter der kurzen, stutzerhaften Perücke strahlte ein weiches, fast verführerisches Lächeln. Und Luise wußte: Der König.

Und wußte: Nein, sie war nicht bloß eine Prinzessin ohne Land und ein frohes Kind vom Main und Rhein. —

Sie hatte einen rechten Prinzen zum Vater, einen vornehmen, schönen Vater, und war auf gleich mit allen Fürsten der Welt.

Und so richtete sie sich eine Sekunde lang auf zu ihrer ganzen stolzen Schlankheit, ehe sie in den Hofknicks versank. War schneller als Ika wieder in natürlicher Haltung, dachte über einen Herzschlag: „Kleines Ika-mädchen, liegst ja der preußischen Majestät wie ein Opfer zu Füßen.“

„Willkommen in Frankfurt“, sagte Friedrich Wilhelm II. „Willkommen in unserem Hauptquartier, meine gnädigsten Herzoginnen. Werden Sie sich auch unter so viel Soldaten gefallen? Werden Sie nicht Angst haben, wenn manchmal die Kanonen zu hören sind?“ Er lächelte Luise an. Er beugte seine ungeheure Gestalt zu einer ritterlichen Geste.

„Töchter Germaniens fürchten sich nicht vor Kriegen, Eure Majestät“, antwortete Luise frisch.

„Süperb, süperb! Und die kleine Durchlauchtigste?“

„Sire, ich verlasse mich immer auf meine Schwester.“

Ikas Stimme flatterte ein wenig ängstlich auf, als wäre sie ein verwirrter Vogelruf. Der König schien entzückt. Die alte Prinzeß änderte in Sekundenschnelle wohlkonservierte Ansichten. Hier stand nicht der Freund der Madame Rietz, hier stand ein ritterlicher Herr mit väterlichem Wohlwollen.

„Und werden wir die gnädigste Großmama überreden, daß sie uns allen die Freude macht, länger in Frankfurt zu bleiben? Prinzeß Luise, Prinzeß Friederike, wollen Sie unsere Bitten unterstützen?“

„Zuviel Gnade, Majestät.“ Weiter fiel Luise nichts ein. Und so tauchte sie in den Hofknicks.

Der König, in munterster Laune, küßte spontan der alten Prinzessin die Hand. „Auf Wiedersehen morgen, teuerste Durchlaucht. Das steht fest: Auf Wiedersehen —“

Der große Augenblick verrauschte.

Begleitet vom Herzog von Weimar ging man hinauf zur Loge. Ika flüsterte der Schwester zu: „Mein Gott, wir sind doch im Herbst vor dem Krieg nach Hildburghausen geflohen. Und nun hast du gesagt, Töchter Germaniens fürchten sich nicht vor dem Krieg?“

Da lachte Luise mit schimmernden Augen. „Wer kann sagen, daß ich mich fürchtete? Ich war sechzehn Jahre und wurde in eine Reisekutsche gesteckt. Das ist alles.“

Die Loge war so vornehm und betonte Zurückhaltung so sehr, daß ein Gitter mit Glasscheiben sie gleich einem Kirchenstand abschloß. Wie die Schneewittchen in einem gläsernen Gehäuse sollten sie hier sitzen?

Höchstselbst schob der Herzog von Weimar die Fensterchen ein wenig hoch. „Ich soll von der alten Goethe grüßen“, sagte er und zwinkerte vertraulich mit den kleinen, geistreichen Augen.

Luise lächelte. Ika fragte rasch: „Durchlauchtigster, wer ist denn alles im Theater?“

„Nun, werde gleich der Cicerone sein.“

Und Karl August stand zwischen den Schwestern an den kleinen Guckfenstern,weisend, berichtend, Namen nennend.

Ika, geblendet von Uniformen und der Fülle männlich-vornehmer Gestalten, stellte unablässig Fragen. Von welchem Regiment waren die Offiziere mit den himmelblauen Röcken? Und der pfirsichfarbene Frack, welchem Gesandten gehörte er? Und wo in aller Welt hatte man denn laubfroschgrüne Husaren?

Karl August amüsierte sich: „Ist's der ganze Regenbogen, nach dem das Herzchen greifen will?“

Und die Komödie begann.

Sie paßten nicht gut auf. Der Herzog war ungeniert, lachte Luise an, sorglos und zärtlich. Sie wird Fortune machen, dachte er, sie schaut ja jeden an, als wäre sie ein wenig verliebt. Und weiß es doch gar nicht. Es ist

der unbewußte Ausdruck ihrer Lebensfreude, der sie so wirken läßt. Es ist das süddeutsche Blut.

Der erste Akt war zu Ende, die Logentür klappte. Luise wandte das Gesicht: Onkel Georg trat ein.

„Ich mache ihm Platz“, sagte Karl August und erhob seine kurze Gestalt im blauen preußischen Rock. „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“

Ein paar Minuten später saß der liebste Onkel neben Luise und Ika.

Und plötzlich bog er sein gutes, vertrautes Gesicht zu Luise herüber und sagte sonderbar ernst:

„Der Kronprinz von Preußen ist im Theater.“

Sie war so ahnungslos gewesen. Sie hatte sich nichts Besonderes gedacht bei dieser überstürzten Reise, sie hatte auch die Nachricht, daß sie dem König vorgestellt werden sollten, hingenommen wie irgendeine andere, die ein klein wenig zwangvoll war. Nun sprach plötzlich ihr Instinkt.

Ahnung überflutete sie.

Über ihr Herz floß eine unbegreifliche Welle weher Dunkelheit — und zugleich doch war es ihr, als löse sich der Raum, als sei sie weit fortgeführt aus Mauern, Haus und Stadt, unter einen hellen Himmel und in den Schimmer des Frühlings.

Ihre Lippen öffneten sich leise, vor ihren Augen verschwammen die Lichter, der Uniformglanz, die Gesichter der Menschen. Sie fühlte einen leisen Schwindel, einen sonderbaren Rauschzustand:

Unschuld begriff, daß sie bestimmt ist, einst ein Schicksal zu haben.

II. Kapitel.

Friedrich Wilhelm befand sich allein in einer kleinen Loge. Der Bruder Louis hatte nicht mitkommen mögen. War auch recht so. Man ist besser mal allein.

Man übersah hier sehr unvollkommen die wichtigen

Gäste. Saßen hinter einem Gitter. Wie Nonnen in Klöstern. Kuriös, sollen doch verlobt werden, die jungen Herzoginnen. Und waren wie Inseparables in einem Käfig. Sehr kuriös.

Der Prinz saß steif und nüchtern da, im Hintergrund. Man konnte ihn nicht bemerken. Wenn er selbst nur besser sehen könnte. Diese dummen Fenstergitter. Teilten die Gesichter der jungen Herzoginnen so komisch. Welche war denn wohl die Luise? Die Größere natürlich. Aber sie plauderten immer mit dem Duc de Saxe, mit dem gut aufgelegten Weimar, er bog sich zu ihnen, sie zu ihm. Sie lachten. Ach, es ist doch hübsch, wenn man vergnügt sein kann. Man wäre auch gerne vergnügt. Hat aber nichts zu lachen.

Er hob den schmalen Kopf ein wenig zur Seite, ließ die schlanke, hagere Gestalt in den Lehnstuhl zurückgleiten. Ah, so sah er plötzlich besser.

Einen Augenblick lang war Luises weiches Gesicht, überspielt von strahlender Freude, im Rahmen einer Gitteröffnung. Mon Dieu, nein, man hatte nicht zuviel versprochen, welch ein entzückendes Geschöpf!

Plötzlich erhoben sich die jungen Herzoginnen. Der Prinz sah eine Biegung des Nackens, ward betroffen, ward angerührt in seinem Blut. Er sah eine Wendung der hohen Gestalt, stürmisch und edel zugleich. Wie wundervoll sie sich zu erheben vermochte. Auch die Kleine! Da war der Onkel gekommen, Prinz Georg.

Und jählings dachte Friedrich Wilhelm: So möchte ich auch begrüßt werden. Möchte wohl jemand haben, der mir so entgegeneilt, wenn ich vom Dienst komme. Mir ein gutes Wort sagt, ein frohes Gesicht macht, mir den Ärger kalmiert, den *humeur épaisiert*.

So dachte er, trocken, nüchtern, und doch ging sein Blut einen jähen, fremden Weg und Rhythmus — —

Friedrich Wilhelm fand keine Gelegenheit, die Herzoginnen am Ausgang des Theaters zu sehen.

Es will alles wohl überlegt sein, dachte er, in seinem

Quartier angekommen, das er mit dem Bruder teilte. Louis war noch nicht da. Friedrich Wilhelm ließ sich bequemere Kleidung reichen, eine Flasche Wein aufsetzen und schickte die Bedienten weg.

Dann ging er mit steifen Schritten, ein wenig vornübergebeugt, auf eine methodische, pedantische Weise auf und ab im Raume, eher anzusehen wie ein sorgenvoller Magister, als ein Prinz und Kriegsmann. Er schien in sich gekehrt, aber seine stillen, melancholischen Augen nahmen doch jede Kleinigkeit im Zimmer wahr. Schmale Hände rückten einige Bücher in linealgerade Lage. Die Stühle am Tisch standen nicht in Reih und Glied wie Soldaten. Das mißfiel dem Dreiundzwanzigjährigen. Man hat keine geordnete Häuslichkeit. Hat nie eine gekannt. Überhaupt ödes Leben gehabt. Zu oft gehört von Erziehern, daß Verstand nicht lebhaft genug. Das kerbt sich ein. Andere stürmen los in starkem Selbstgefühl, und wenn sie dann Dummheiten machen, lächelt die Welt nachsichtig und redet von Most, der guten Wein verspricht. Selbst muß man alles sehr oft überlegen, weiß dann doch nicht, ob das Richtige getroffen. Hat zu oft gehört, man habe zu wenig Temperament. Das macht scheu. Das läßt festen Willen nicht fassen.

Wieder blieb Friedrich Wilhelm stehen. Da hing ein Kupferstich ganz schief an der Wand. Das ärgerte ihn. Er wollte dem Bedienten klingeln, hatte schon die Hand an der Schelle. Dann zog er die Finger wieder fort. Armer Kerl wird müde sein. Und muß doch auftaumeln vom Schlaf, wenn Bruder Louis kommt.

Warum heißen eigentlich alle Louis und Louise? Der Bruder und die Ferdinandschen in Bellevue, der tolle Vetter und seine ehrgeizige Schwester. Man hatte gesagt, sie wolle Kronprinzeß werden, diese Luise. Aber nein. Friedrich Wilhelm zog die schmalen Schultern höher. Vor der ganzen „Ferdinanderie“ hatte er einen gewissen Schreck. Man saß immer auf dem Pulverfaß in ihrer Nähe. Immer gab es eine Explosion. Immer waren sie

von irgendeiner leidenschaftlichen Angelegenheit besessen. Nein, nein. Die Herzogin zu Mecklenburg hieß auch Luise. Mußte sehr reizend sein, soviel man durch das Logengitter hatte sehen können. Und wie sie dann aufgestanden war — —

Friedrich Wilhelm fühlte im Erinnern wieder den Kälteschauer im Rücken, fühlte die sonderbare Erregung im Blut. Er zog einen Stuhl aus der glatten Reihe, setzte sich, stützte den Kopf auf die Hand.

Wenn er ein so schönes liebes, blondes Wesen ganz für sich bekommen könnte? Wenn sie zu ihm spräche, ich habe dich lieb, lieber als alle anderen Menschen? Und ich gehöre dir für das ganze Leben?

Wie mußte das sein? Er kannte nichts davon. Andere fanden es gewiß kuriös, daß er nie eine Liebschaft gehabt, daß er kaum zu reden wußte mit jungen Damen. Es ist aber Pflicht für einen Thronerben, sich zu vermählen.

„Na, Fritze, du schläfst wohl mit offenen Augen?“ Prinz Louis, der Bruder, stand im Zimmer.

Friedrich Wilhelm erhob sich höflich und verlegen.

„Gut amüsiert im Theater?“ Prinz Ludwigs kaltes Gesicht, trotz seiner zwanzig Jahre schon etwas verlebt, war vom Wein gerötet. „Ich sprach den König. Er ist entzückt von den Mecklenburgischen. Wir werden wohl dran glauben müssen. Ich sah sie nicht.“

Ludwig riß sich den blauen Uniformrock auf, warf sich lässig in einen Stuhl und umarmte die Lehne.

„Ich bekomme natürlich die Kleine. Soll apart sein. Nun, ich lege ihr nichts in den Weg, wenn sie sich dann in Berlin amüsiert. Ich amüsiere mich auch. Mein Liebchen wird ein paar Tränen weinen, wenn ihr Abgott zum Altar zieht, und nachher aus Angst vor der legitimen Konkurrenz um so gefälliger sein.“

Friedrich Wilhelm stand schwerfällig auf:

„Verabscheue solche Grundsätze“, sagte er hart.

Prinz Ludwig antwortete mit einer Verbeugung:

„Ich habe sie von Seiner Majestät, unserem allergnädigsten Herrn Vater, geerbt.“

Der Kronprinz machte eine mutlose Geste.

„Ich darf mich beurlauben. Gute Nacht.“

Eine halbe Stunde später war Friedrich Wilhelm noch einmal im Raum. Er hielt einen kupfernen Leuchter in der Linken und in der Rechten seinen Degen. Wollte er jemandes Ehre rächen, ehe noch die Mitternacht verklungen? Nein. Friedrich Wilhelm stieg auf einen Stuhl, hob den Degen gegen den Kupferstich an der Wand und rückte ihn gerade. Dann ging er befriedigt.

Die Prinzessin Georg war mit den Enkeltöchtern auf der Fahrt zum regierenden Bürgermeister. Luise saß nachdenklich im Wagen, Ika rutschte quecksilbrig auf den Kissen umher. Lieber Gott, immer waren Fenster und Gitter. Da konnte man all das Leben und Treiben in den Straßen nur mangelhaft sehen. „Großmama, werden wir heimwärts am Hirschgraben bei der Rätin Goethe halten lassen?“

Prinzessin Georg seufzte und wurde ärgerlich. „Wirst du dich niemals daran gewöhnen, daß der Tag seine feste Ordnung hat, Friederike! Bitte, erzähle jetzt nicht wieder allen Menschen von dem unsterblichen Specksalat bei der Goethen. Sonst sagt man mir, ich solle dich wieder in die Kinderstube stecken.“

Ika zog ein Mäulchen: „Ich bin doch nicht so furchtbar töricht, daß ich gar nichts merke. Wir sollen verheiratet werden, wir sollen selbst Kinderstuben gründen. Denn ewig können wir nicht bei der guten Gélieu Psalmen und reformierte Choräle lernen.“

Die Großmutter hob die schweren Lider von den gebietenden Augen. „Wenn du es also weißt, so sieh zu, ob du gefällst“, sagte sie trocken.

Da verlor Ika die lose Tonart. „Oh, Großmämme, müssen wir denn schon fremde Männer heiraten? Kön-

nen wir nicht noch ein Weilchen tanzen? Weißt du, es muß doch furchtbar sein, wenn man für immer denselben Mann haben soll.“

Prinzessin Georg lachte ein heiteres Pfälzerlachen. „Keine Red', daß ihr müßt. Wir machen die Einladungen hier ab und fahren heim nach Frankfurt. Und wenn ich einmal tot bin, könnt ihr zu Schwester Charlotte nach Hildburghausen und zu Schwester Therese nach Regensburg ziehen und ihren Kindern gute Tanten sein.“

Da brauste die kleine Ika wie ein Wirbelwind auf, turnte in den Vordersitz neben die statöse Großmutter und sah sie zornsprühend an:

„Wie? Welche Idee! Wir sollen lebenslänglich nur Tanten sein und uns freuen, wenn die verehrungswürdigen Schwäger ein freundliches Wort für uns haben? Nein, ich will meinen eigenen Mann. Einen schönen, richtigen Prinzen, der mir drei Kammerfrauen hält und mich auf den Händen trägt und alles schön findet, was ich tue. Und mich Tag und Nacht bewundert und mir alle hübschen Sachen kauft.“

„Ja, ganz so sind die meisten Ehemänner“, antwortete die Prinzessin Georg. „Erzähle das den Prinzen. Füge Specksalat und Eierkuchen und Pumpbrunnen der Rätin Goethe bei, vergiß auch ja nicht, zu sagen, eure Katz' hat sieben Junge, und deine Strümpfe und Schuhe haben alle Tage Löcher. Ich bin nicht bange, daß du dann Furore als ein Hofnährlein machst!“

Enttäuscht lehnte Ika sich auf ihren Sitz zurück. Schweigend wurde die Fahrt fortgesetzt — —

Großer Augenblick! Man betrat die festlichen Räume. Ika warf ihre flinken Schwalbenblicke. Da war ein Offizier, stolz, seltsam, vom Hauch der großen Welt oder der Fremde unwittert.

Sie taumelte eine Sekunde vor Bezauberung. War rasch wie eine Eidechse, gewandt wie eine Siegerin: dieser Offizier mußte sich nähern.

Da ward er auch schon ihr und Luise vorgestellt:

„Graf Medem aus Kurland.“

Ikas Herzchen flatterte auf. Sie fuhr schon in einer Kutsche nach Mitau. Sie hörte schon die baltischen Meere rauschen.

Der Graf Medem aber, hochmütig, als wär' er ein Kaiser, klug, ein ganz großer Herr, und zugleich angeweht von der ewigen tiefen Schwermut der russischen Seele, verstand im Augenblick: den süßen blonden Herzoginnen klang Kurland auf, wie ein Märchen. Sie sollten aber in kein Märchenland, sondern sachte nach Berlin geleitet werden. Und so sagte er, kälter als sonst seine Stimme klang:

„Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen und Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig von Preußen sind voll Ungeduld, den durchlauchtigsten Herzoginnen vorgestellt zu werden.“

Eine Wendung, eine kleine Pause, ein neues Bild:

Vor Luise und Ika verbeugten sich die Söhne Friedrich Wilhelms II. —

Der Reichsgraf von Medem hatte seinen Tischplatz so, daß er die beiden jungen Paare überblicken konnte, selbst aber ein wenig verborgen war mit der schönen Frau Bethmann, die gar gern von Kurland hörte. Es war nicht schwer, sie zu unterhalten. Der Graf besaß ein gutes Repertoire, und die Beredsamkeit war bei Medems überaus heimisch. Sie vertraten die Stimmen von ganz Kurland. Geläufig ging es über Elise von der Recke und ihre Erlebnisse mit Cagliostro, von ihrem ungestillten Glauben an das Hereinragen überirdischer Dinge in die unsrigen. Dies hörte Frau Bethmann gern, besonders in Zeitläuften, die so wirr und aufgereggt waren und die irdischen bedrohten.

Der Graf, noch die Fassade des Geheimnisses, für sich selbst lange kein Rätsel mehr, sah gerührt, wie drüben diese beiden blonden Kinder Germaniens, diese süßen jungen Herzoginnen ohne viel Bemühung, mit der Kraft ihrer lebensvollen Wärme, an dem hölzernen Lade-

stock aus Potsdam, dem Kronprinzen, modelten. Man verstand kein Wort, was sie sagten. Dazu war das Stimmengewirr im Speisesaal zu groß. Man sah nur ihr Lächeln, das eine pikant, das andere hold und — schmerzhaft für einen, der ausgeglüht war wie der Reichsgraf von Medem.

Die Gesellschaft wurde aufmerksam, das merkte man unter all ihrer Form und Diskretion. Denn Friedrich Wilhelm erblühte zusehends. Dem Grafen fiel eine biblische Erzählung ein, von einem dürren Stab, der jählings Leben erhielt.

Wunder und Zeichen.

Man stand von der Tafel auf.

Die vornehmste Dame, Prinzeß Georg, hielt Cercle. Pomphaft und statios stand sie da, ihre huldvollen Reden mit taktmäßigen Fächerbewegungen bekräftigend. Graf Medem hatte seine guten Bekannten im Saal. Man flüsterte bereits, die Verlobung der preußischen Prinzen mit den mecklenburgischen Herzoginnen sei eine beschlossene Sache. Das gab dem Grafen eine kleine Anregung. Er nahm einen Augenblick wahr, in Luises Nähe zu gelangen, und ein Gemälde von Seekatz, das eine etwas entfernte Wand schmückte, bot den Anlaß, sich in seiner Betrachtung etwas zu isolieren. Es war immerhin von Wert, sich mit einer künftigen Königin bekannt zu machen. Und welch eine anmutige Königin würde dieses junge Wesen sein!

„Durchlachtigste Prinzeß erinnern sich wohl aus Erzählungen, daß im Goetheschen Hause hier der Graf Thorane, der sogenannte Königsleutnant, wohnte. Er bestellte viele Bilder bei dem Meister Seekatz und nahm sie mit in die ferne Touraine.

Darf ich fragen, ob Durchlachtigste Prinzeß auf Ihrer niederländischen Reise die großen Gemäldegalerien des Landes besucht haben?“

Sie antwortete frisch, daß sie noch nichts von Gemälden verstünde, es gäbe überhaupt noch sehr viel, wovon sie nichts wisse.

Der Graf bezweifelte höflich und lenkte rasch und geschickt das Gespräch. Seine geübte Menschenkenntnis wußte bald, eine Femme savante war und würde sie nicht. Auch der heiße Atem ursprünglicher Genialität war ihr nicht geschenkt. Man sah das wohl auch schon den weichen, tief aus weiblichster Weiblichkeit geborenen Formen des blühenden Gesichtes an. Doch ein Anderes, ein Unwägbares in seiner Entwicklung ging von dieser so sehr holden Gestalt aus: eine Schönheit des Herzens und der beglückende Widerschein, mit dem Gefühlswärme die Dinge um sich vergoldet.

Sie war noch un gelenk im Wort. Sprach zwei Sprachen durcheinander, keine korrekt, keine eigentlich distinguirt. Sie fügte rheinische Mundart in ein höfisches Französisch. Aber alles strahlte an ihr von Jugend, von unbewußter Lebensfreude, von einem lichten Menschenglauben.

Graf Medem war noch mitten im Gespräch, wünschte noch, diese Blume — es gab kein selteneres Wort für sie, aber auch kein besseres — möchte sich noch freier ihm erschließen.

Da trat Friedrich Wilhelm heran. Wie immer hackte er seine Worte heraus, wie immer sprach er, als sei er sehr beschränkten Horizontes. Aber er lächelte scheu und zart, und in den melancholischen Augen glomm ein rührendes Licht auf:

„Darf fragen, ob Prinzessin mir heute abend Ehre erweisen, ersten Tanz, ja, und zweiten Tanz —“

Luise neigte mit einer unnachahmlichen Bewegung den Nacken.

Friedrich Wilhelm errötete.

Der Reichsgraf von Medem trat mit einer tiefen Verbeugung zur Seite. Er war Luise gut. Und er wußte plötzlich: Wenn sie sich dem Kronprinzen anverloben soll, darf sie Prinz Louis Ferdinand zuvor nicht sehen. Darf sie dem großen Bezauberer nicht in seine verwirrenden Augen blicken.

Das muß verhindert werden.

Kaum war man zu Hause von diesem Frühstück, kaum hatten die Schwestern einen Augenblick Zeit, sich auszusprechen, wie ihnen die Prinzen gefallen, so trieb die Großmutter zu höchster Eile an. Umkleiden, Balltoilette machen, erneut in Form sein. Denn: es kam ja vor dem Ball allerhöchster Besuch! Ika bedrängte ihre Luise mit Fragen, ob man wohl den Reichsgrafen von Medem wiedersehen würde. Und ob er Herzog von Kurland werden könne. Und ob Luise bemerkt hätte, daß er Augen auf Ika geworfen, fürchterliche und wunderschöne Augen. Wie ein Wieselchen lief die grazile, flinke Ika durch den Raum, warf ihren Putz durcheinander, wählte, probte, zerrte Musselinschals aus Schachteln, drapierte sich damit, drehte sich vor Spiegeln. „Was hast du nur, Luis', denkst du an den hölzernen Kronprinzen? So rede doch!“

Luise war versonnen. „Ikamädchen, kannst du denn keinen Augenblick stille sein?“

„Prinz Ludwig hat mich gefragt, ob ich schon viele Verehrer hätte. Ich habe natürlich geantwortet: Tausende. Gefällt dir Prinz Ludwig? Willst du ihn vielleicht lieber als Friedrich Wilhelm? So sage doch ein Wort, Luise!“

Luise schwieg.

Die unermüdliche Schwester hatte schon eine neue Frage, wurde aber abgelenkt durch Geräusch unter den Fenstern:

Am „Weißen Schwanen“ fuhr des Königs Majestät vor. Aufruhr in der Gasse. Hundert Gaffer. Vivatrufe. Alte und junge Rücken, die sich beugten. Weiber und Damen, die, von dem Ereignis überrascht, schnell eine Wirkung ihrer Gestalten anstrebten.

Der König stieg aus, blieb stehen, gönnte seinen Anblick. Er schien sogar ein Scherzwort zu vergönnen.

Komisch, dachte Ika, die Zuschauerin von oben. Denn wer hätte es vermocht, ihr den Fensterplatz zu verbieten, den erspähten Ausguck hinter einem Gitter-

laden? Komisch. Die jungen Prinzen standen steif wie bejahrte Generale, der Vater war munter wie ein fröhlicher Leutnant. Sonst ist das umgekehrt in den Familien, dachte Ika. Und dann rief sie ins Zimmer zurück:

„Luis', müssen wir uns jetzt auf der Stelle verloben?“

Graf Medem war in seine Wohnung geeilt, hatte sich umkleiden lassen und Pferde befohlen. Nun ritt er, von seinem Diener gefolgt, die Zeil' hinab, hielt vor einem Musikaliengeschäft an und fragte den Inhaber herrisch nach dem Allerneuesten aus Leipzig und Berlin. Nun, da kamen so allerlei Sachen der Modekomponisten; gut, gut, einpacken. Aber gibt es gar nichts Frisches, Anregendes?

Da trippelte der alte Ladenbesitzer in sein Hinterstübchen und kam mit einer Rolle zurück. Hier sei etwas in Handschrift, durch günstigen Zufall bekommen. Von einem vielversprechenden Talent in Bonn, einem gewissen Herrn van Beethoven.

„Gut, gut. Nehmen wir noch mit.“ Graf Medems dunkles Gesicht überspielte Ironie. Mit etwas Geschicklichkeit und diesen neuen Musikalien würde es wohl gelingen, den Prinzen Louis Ferdinand heute abend dem Ball fernzuhalten. Er brauchte diese entzückende Luise von Mecklenburg nicht zu sehen, ehe sie verlobt war. Versprochen zu sein, würde für diesen Charakter bedeuten, einen ewigen Schwur getan zu haben. Medems große braune Augen blitzten auf. Es war auch nicht nötig, daß Louis Ferdinand die kleine Schwester erblickte, ehe sie in feste Hände kam. Spielen wir ein wenig den Hüter der Tugend.

Der unruhige Prinz hatte, eigenwillig wie immer, ein „Frühlingsquartier“ vor der Stadt bezogen, ein kleines Patriziersommerschlößchen, das sein Wohlgefallen erregte. Graf Medem fand den Prinzen mit Schreiben beschäftigt und in Fritzischer Jugendtoilette, einem seide-

nen Schlafrock über einem barock garnierten Batisthemd, das höchst unvorschriftsmäßig aus Reithosen quoll.

Immer echt, dachte Medem spöttisch, Genialität muß sich auch in Kleidung und Unordnung ausleben.

„Untertänigst, untertänigst, störe ich doch Hoheit nicht? Ich wäre untröstlich.“

„Was für Flausen“, rief der Prinz, sprang auf und schüttelte Medem kordial die Hand.

„Untertänigst, untertänigst. Sind wohl verrückt, Graf?“

Medem verzog den Mund. „Bin noch so leidlich bei mir, Hoheit, komme nur von einem Déjeuner dinatoire, wo ich, untertänigst, untertänigst, Ehre hatte, allerhöchsten jungen Herrn aus Potsdam zu sprechen.“

„Großer Gott, verstehe, verstehe. Ich muß Sie entwickeln, Medem, entwickeln aus den Banden der steinernen Langeweile. Sind die königlichen Prinzen heute abend auf dem Ball? Ja? Die kleinen Mädchen aus Mecklenburg auch? Lohnt es sich, hinzugehen?“

„Sicherlich, mein Prinz. Die jungen Herzoginnen besitzen eine imponierende Großmutter. Eine wahre Feldherrin. Ich wette, die brächte tausend Enkelinnen unter die Haube.“

Der Prinz sah belustigt auf. „Ist die Prinzeß Georg denn so reich? Das wäre ja eine Neuigkeit.“

„Reich? Ja, an Tugend, an Frömmigkeit, an Moral.“

„Na — und die Prinzessinnen?“

„Sind wohlgeratene Enkelinnen. Nicht nur Äpfel fallen nicht weit vom Stamm, auch Enkelinnen, mein Prinz.“

„Enkelinnen! Welch ein Wort“, rief der Prinz lachend.

„Jawohl, Enkelinnen. Und mit Darmstädter oder Pfälzer Dialekt.“

„Dieu m'en garde!“

Louis Ferdinand klingelte, befahl einen Imbiß, wandte sich dem Grafen wieder zu und stieß hastig heraus: „Da versitzt man seine Tage, schlägt die Zeit tot — und irgendwo am Rhein könnte man die süßesten Stunden haben.“

Medem überreichte seine Noten.

„Ein Ritt nach Mannheim, Hoheit, was will das für einen so kühnen Reiter besagen?“

Der Prinz stürmte durch den Salon. Sein seidener Schlafrock fegte über Stühle, über Sofas hin, die mit Büchern und Zeitschriften behäuft waren.

„Sie haben gut reden, Medem. Ich kann nicht jeden dritten Tag Urlaub erbitten.“

Der Prinz eilte ans Klavier. Es verrann eine, die andere Stunde. Der Kammerdiener kam und meldete, es sei die höchste Zeit, daß Hoheit sich zum Ball ankleiden ließe.

Louis Ferdinand winkte ab. Medem lächelte.

Nun mochten drinnen in der Stadt die Söhne des Königs schon den Ball mit den jungen Herzoginnen eröffnen.

Wieder kam der Lakai, diesmal mit flehender Miene.

Da sprang Louis Ferdinand auf, warf einen Blick nach der Kaminuhr.

„Weiß der Himmel, Medem, wir müssen uns wirklich eilen.“

Auch Medem hatte sich erhoben. „Schade, schade, mein Prinz. Ich habe da nämlich noch ein Musikstück, frisch aus der Feder des Komponisten. Eine Sonate. Soll ein sehr begabter Bursche sein, der dies geschrieben hat.“

Louis Ferdinand griff hastig nach dem Manuskript, las einige Takte, las gefesselt weiter — und stürmte wieder zum Klavier zurück.

„Medem, das scheint mir ganz frappant —“

Der Lakai ging kopfschüttelnd hinaus.

Medem ließ sich behaglich nieder in einen Sessel fallen. Aber plötzlich horchte er auf. Wie anders diese Musik klang, wie neu. Und er sah des Prinzen kühnes Gesicht mit angespanntem Ausdruck sich über die schwer leserlichen Noten beugen, hörte Töne von wunderbarer Kraft und Seltsamkeit aufklingen —



*Prinzessin Friederike und Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz mit dem Bildnis
ihrer Tochter Luise, der späteren Königin von Preußen*

Nach einem Ögemälde im ehem. Großherzoglichen Schloß zu Darmstadt



*Marie Luise Albertine
verw. Landgräfin von Hessen-Darmstadt*

Großmutter der Königin Luise

Nach einer Zeichnung von Schröder gestochen von F. W. Meyer



Sophie Gräfin Voß

Oberhofmeisterin der Königin Luise

*Nach einem Ölgemälde von W. Ternite
im Hohenzollernmuseum zu Berlin*

„Das ist, das ist etwas ganz Ungeheuerliches“, rief der Prinz.

Medem lächelte: nun war er versorgt, nun war der schöne Verführer fern von der allerholdesten Prinzessin.

III. Kapitel.

Luise tanzte mit Friedrich Wilhelm. Schon den dritten Tanz. Schon den vierten. Es tanzte sich viel besser mit ihm, als man von seiner steifen Gestalt denken sollte. Freilich, er war ein wenig still, auch beim Souper. Da muß ich die Konversation führen, dachte Luise und nahm sich vor, nicht zuviel Pfälzer Deutsch in ihr Französisch zu mischen, weil man sie damit oft auslachte.

Der Kronprinz schien Vergnügen daran zu haben, wenn man ihm so vorplauderte. Die Geschichte des alten blinden Landgrafen von Hessen, der, von sechs weißen Hirschen gezogen, aus seinem einsamen Jagdschloß nach der Residenz gefahren, um Kaiser Franz zu sehen, machte ihm Eindruck, und auch die holländische Reise der Herzoginnen interessierte ihn sehr. Luise wurde ein wenig stolz. Sie hatte wirklich schon sehr viel erlebt, fand sie nun selbst. Munter erzählte sie, daß man damals eine kleine Anleihe bei der guten Base Polyxenia Leiningen machen mußte, um das Reisegeld zu vervollständigen. Zuerst kam man nach Cleve, dann auf ein Lustschloß Bellevue.

„Königliche Hoheit, dort sind die entzückendsten Damenzimmer, die ich jemals gesehen habe. So wundervoll elegant.“

In Friedrich Wilhelm blitzte ein Gedanke auf: Wie wäre das scharmant, für seine Braut oder Frau neue Zimmer einrichten zu lassen, ganz neue Räume, in denen noch niemand vorher gewohnt.

„Würde Ihnen das gefallen, Prinzessin, neue, elegante Zimmer zu haben?“

Sie lachte sorglos heiter. „Natürlich, natürlich. Das
Hoechstetter, Königin Luise.

wäre noch viel hübscher als neue Kleider. Und neue Kleider sind doch schon so reizend —“

Sie unterbrach sich. Die Großmama schalt sie manchmal wegen ihrer Putzsucht. So lenkte Luise schnell wieder auf die wichtige Begebenheit ihrer holländischen Reise. Sie sprach von dem großen Schiff, auf dem sie von Amsterdam nach Saardam gefahren, und formte einen lehrhaften Satz über Peter den Großen:

„Que ce grand homme a fait du bien par là, car c'est par le commerce que provient leur plus grande richesse.“

Friedrich Wilhelm staunte über solche Kenntnisse und fühlte sich fast bedrückt. Dann merkte er (denn Luise konnte sich wirklich nicht versagen, den Eierkuchen der Frau Rat Goethe aufzutischen), sie war gewiß nur aus Pflichtgefühl zu der nationalökonomischen Betrachtung über den Handel gekommen.

Er sagte ihr eifrig, wie er sich freue, sie morgen beim König zum Mittagessen wiederzusehen.

Ikas Blicke hatten oft ihre Luise gesucht und in ihren Zügen gerätselt, ob sie denn wohl dem steifen Friedrich Wilhelm wirklich Geschmack abgewinnen könnte. Nun, bei der Fortsetzung des Tanzes näherte sich ihr der Prinz, aufmerksam gemacht von seinem Adjutanten, daß dies unerläßlich sei.

Als aber nun Friedrich Wilhelm, weil es doch seine Pflicht war, sich diese Prinzessin besser anzusehen wagte, wurde er von neuer Unruhe erfüllt. War die Kleine nicht die Schöneren? Das heißt, von aristokratischerem Aussehen als die ältere Schwester?

Die kleine Ika, sehr gelangweilt von ihrem Tischherrs, der in Gedanken bei seiner Freundin in Berlin war, warf in unbewußtem Trieb, in schuldlosem Drang ihre Netze aus. Sie war geschmeidig wie eine Eichkatze, und über der Zartheit ihres ebenmäßig und vornehm geschnittenen Gesichtchens lag ein süßer, rätselhafter Esprit.

Ika pries ihre große Schwester in allen Tönen. Sie

sang Luisens Apotheose. Zwischen den Figuren des Tanzes klangen wie Lockrufe abgerissene Worte zu Friedrich Wilhelm von Luisens engelgleicher Güte, von Luisens schwesterlicher Liebe, von Luisens goldenem Herzen, das die kleine Ika nie im Stich ließ. Denn die kleine Ika war doch nicht so klug wie Luise, war nicht so groß wie Luise, war überhaupt nur ein armes Ding neben der Schwester. Das kam alles in einem Ton, von dem Friedrich Wilhelm nicht wußte, war er ein wenig spöttisch, oder war er nur wirklich gerührt. Jedenfalls schuf er, daß man die Sängerin dieser Luisenhymne sich recht herzlich betrachten mußte, daß der leise Silber-ton ihres Haares und ihrer Worte einem ein recht sonderbares Gefühl gaben. Dieses grazile, zierliche, holde Geschöpf in die Arme zu nehmen, wäre so leicht.

Der gute, junge, schüchterne Herr, der es zwar wußte, aber manchmal doch nicht begriff, daß er als Kronprinz von Preußen eine große Partie war, kam sehr verwirrt von diesem Ball nach Hause. Dies steigerte sich am nächsten Tage noch mehr. Die Großmutter Prinz-zeß Georg erschien mit den beiden Lichtgestalten von Enkelinnen zu Tisch im roten Haus beim König.

Der Kronprinz war vor ihnen da. Er begegnete dem Reichsgrafen von Medem im Vorzimmer. Friedrich Wilhelm fragte erschrocken: „Ist Seine Hoheit Prinz Louis Ferdinand zur Tafel befohlen?“

Graf Medem verbeugte sich tief. „Seine Majestät haben soeben allergnädigst geruht, dem Prinzen einen kurzen Urlaub zu erteilen.“ Friedrich Wilhelm nickte erleichtert. Graf Medem ging beschwingt. Seine Majestät war ein kluger Herr, ein sehr feinfühlig Herr. Es hatte nur eines leisen Wortes bedurft, und schon verstand Seine Majestät.

Nicht so leichten Sinnes wie Graf Medem verließ der Kronprinz das rote Haus wieder. Über seinem langen, hageren Gesicht spielten die Züge der Unentschlossenheit. Er fühlte wohl den Zug seines Herzens zu Luise. Doch

neben dem dunklen Klang ihrer Stimme war der silberne Singsang Ikas in seinem Ohr.

Es ist doch so namenlos schwer, eine Entscheidung zu treffen. Hat man Marschorder, gut, so geht man den Weg, der Pflicht ist. Doch wenn man selbst bestimmen soll? Ja, da wartet man.

Der Marchese Lucchesini wurde gemeldet. Lucchesini, der einstige Kammerherr und Tischgenosse Friedrichs des Großen, jetzt zum preußischen Gesandten nach Wien bestimmt, tänzelte herein. Er war zwanzig Jahre älter als Friedrich Wilhelm, rechnete aber noch darauf, in seiner einstigen Regierung eine Rolle zu spielen.

Friedrich Wilhelm faßte sich ein Herz gegen den gewandten, klugen, geschmeidigen Diplomaten. Und auf seine scheue, vorsichtige Art begann er, von den Prinzessinnen zu sprechen.

Lucchesini, ganz Hofmann und schon den Wind kennend, der morgen wehen würde, sprach von der engelhaften Schönheit der beiden Prinzessinnen. Er pries Luise, pries Friederike, rühmte die Charaktereigenschaften und die gebietende Erscheinung der einen, die aparte Distinktion und Unterhaltungsgabe der anderen. Endlich aber gab er doch Bestimmteres von sich, schenkte Friedrich Wilhelm das Wort:

„Die Herzogin Friederike würde sehr gut passen für den Thron von Polen, der auch sehr apart und wechselvoll ist. Eure Königliche Hoheit aber haben die künftige Königin von Preußen zu erwählen.“ — —

Im Gontardschen Hause war Konzert und Souper. Mit plötzlich erwachter Gewandtheit — er hatte das neu-lich dem Grafen Medem abgesehen — führte der Kronprinz Luise zu einem Wandgemälde. Es stellte eine Perspektive in ländliche Freiheit dar, und zwischen heroischen Bäumen im Stile des Claude Lorrain erblickte man ein fernes Herrenhaus und näher gelegen einen schönen Galanterie-Meierhof, vor dem engelhaft gesittete Kinder mit wohlherzogenen Lämmern spielten.

„So ein Besitz, still im Land, das wäre mein Wunsch“, sagte Friedrich Wilhelm. „Gefällt es Ihnen auch, Prinzessin?“

Luise lachte. Ob ihr das gefiel! Es gab doch nichts Hübscheres als das Landleben. „Der Lindenduft muß in die Zimmer wehen, und über die Wiesen hin zirpen die Grillen — ja, und man kann auch tanzen über die Wiesen hin. Wenn gemäht ist“, fügte sie ökonomisch hinzu. „Denn zu einem solchen Landsitz gehört auch ein Stall voll schöner Kühe, und es muß eine hübsche Milchwirtschaft sein. Denn, nicht wahr, ein Gut soll doch auch etwas eintragen. Sonst hat die gnädige Herrschaft kein Geld.“

Wie klug sie war und wie reizend. Friedrich Wilhelm sah sie entzückt an. „Im Reich ist es freilich schöner als im Sande der Mark Brandenburg“, sagte er. „Haben nicht diese freundlichen, grünbebuschten Hügel, nicht die sanften Täler, nicht die Ruinen auf den Bergen. Aber da ist das Seengebiet der Havel. Die blauen Wasserspiegel. Werde immer ganz glücklich, wenn ich dort bin —“

Luise ließ ihren Fächer auf und ab wippen. Unbewußt ahmte sie die Großmutter darin nach.

„Besitzen Königliche Hoheit ein Landgut an der Havel?“

„Hab' ich das gesagt?“ Friedrich Wilhelm wurde ganz ängstlich. „Nein, mir gehört kein Gut. Nur das Palais Unter den Linden in Berlin. Habe auch Wohnung in Potsdam und Sanssouci. Aber möchte gerne schönes Zuhause, ganz still im Land, wie auf Bild hier. Wenn man etwas sehr wünscht, bekommt man es dann wohl?“ Er sah Luise innig an. Sie antwortete sorglos: „Ja, man bekommt es.“

„Aber möchte nicht allein auf Landgut sein“, versicherte der Prinz. „Müßte jemand mit mir leben, der Lindenduft in den Zimmern haben will und gerne Zikaden hört —“

Luise errötete leicht, wollte dies durch ein Sichabwenden verbergen. Sie wurde noch verlegener, als sie merkte, die liebe Schwester Ika mit dem Prinzen Ludwig stand lächelnd hinter ihr.

In dieser Nacht erfuhr Luise, daß der Schlaf den Menschen fliehen kann. Sie war voll Unruhe. Wenn der Prinz wirklich fragen sollte, ob sie ihn liebhatte? Gewiß, sie konnte von Herzen sagen: Ja, ich habe Sie sehr gern. Doch, war dies auch genug? Sie hatte doch viele Menschen sehr gern. Wurde man mit einem Mann vielleicht dann erst ganz vertraut, wenn die Hochzeit vorüber? Sie hatte gelesen oder gehört, man müsse gleich beim ersten Anblick wissen: dieser oder keiner.

Sie saß aufrecht in dem hochgetürmten Federbett des „Weißen Schwanen“. Die Locken waren ein wenig aus dem Nachthäubchen gekommen, fielen über das heiße Gesicht. Sie strich sie mit einer zärtlichen Bewegung zurück, spähte im Scheine des Nachtlichtes nach der Schwester hinüber. Man sah kaum etwas mehr unter den Federbergen. Sie schlief zusammengerollt wie ein Ammonshörnchen im weißen Kalkstein.

Nein, sicherlich, beim ersten Anblick von Friedrich Wilhelm hatte sie nicht gedacht: dieser oder keiner. Sie wußte überhaupt nicht mehr, was sie gedacht. Und ob der Prinz bei ihrem ersten Anblick beschlossen: diese oder keine? Vielleicht, sann Luise, rechnen die Menschen den Augenblick ihrer Entscheidung als den ersten des Sehens. Doch konnte sie sich entscheiden?

Sie schlüpfte plötzlich aus dem Bett und glitt zu ihrer Schwester hinüber.

„Ikamädchen, ach, plaudere doch ein bißchen mit mir.“

Ika dehnte sich wie ein Kätzchen, gab kleine, verschlafene Laute von sich, war aber dann plötzlich hell wach und rief in das nächtliche Gemach hinein:

„Großer Gott, müssen wir uns denn auf der Stelle verloben?“ Und bettelte dann: „Ach, komm doch ein

bißchen mit unter die Decke, Luis', sonst fürchte ich mich."

„Ich kann nicht schlafen“, klagte Luise. „Ich war schon vorhin eine Weile am Fenster, die Sterne scheinen so sonderbar, die Nacht ist so still. Sag' mir doch, Ika-kind, gefällt dir denn der Prinz Ludwig? Er hat kein freundliches Gemüt. Er ist kalt und dreist.“

Ika rief munter: „Er ist Königliche Hoheit. Das klingt doch hübsch. Und ich wäre dann die jüngste verheiratete Prinzeß in Berlin.“

Luise gedachte jäh des Geistlichen, der sie beide vor einem Jahre in Darmstadt konfirmiert. Sie verfiel in einen gewissen sentimentalischen und pietistischen Ton, es klang auswendig gelernt, als sie nun von Tugend, von ewigem Glücke sprach und von den Prüfungen, denen man sich unterziehen müsse, ehe man Entscheidungen träfe.

Da lachte die lose kleine Schwester: „Ja, ich fürchte, du mußt dich entscheiden, ob du all deine Fehler ablegen kannst, die da heißen orthographische Fehler, Diätfehler, Leichtsinnsfehler. Wie klagt die Großmämme, daß du immer Regenschirme und Halstücher vergißt und dich erkältest! Und daß du so gern naschst und Zuckerwerk verschwinden läßt. Und ein bißchen zuviel Geld verbrauchst. Das wird dir Prüfungen genug bei deinem Kronprinzen verschaffen.“

„Meinst du, Ika?“

„Ach, Luis', wir müssen ja doch mal heiraten. Nein, wir wollen nicht später für immer zu unseren Schwestern ziehen. Dein Kronprinz gefällt dir doch ganz gut, nicht wahr?“

Über die siebzehnjährige Luise kam ein weiches, mütterliches Gefühl.

„Um mich ist mir auch nicht bange. Der Kronprinz ist edel, zuverlässig und gut. Aber wie es für dich sein wird, Ika, macht mir Sorge.“

Da schlang Ika ihr schmales Ärmchen um den Nacken der Schwester und sagte kindlich:

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen. Dein Weg ist mein Weg — ach Luis', und ich lasse dich auch nicht allein in die fremde Stadt. Bin doch dein Kleines.“

Die Großmama war den anderen Tag äußerst streng und nervös. Die Enkelinnen bettelten vergeblich, einen Gang oder einen Weg durch die Stadt machen zu dürfen. Nein, nein, sie sollten zugegen bleiben. Wahrscheinlich brachte der Tag Wichtiges. Prinzeß Georg hatte seit dem Augenblicke, da sie die Reisekutsche wieder ablenken wollte, ihre Anschauungen über den König sehr geändert. Gleich allen Damen in Frankfurt war sie bestochen von seiner Liebenswürdigkeit und hingerissen von den Schmeicheleien, die er ihr über die Enkelinnen gesagt. Und als er nun — ein feierlicher Augenblick — sich am späten Nachmittag melden ließ, verlor Prinzeß Georg vor freudiger Erregung fast die Sprache.

Schicksal weitete den Raum:

Des Königs von Preußen Majestät trat ein.

Auf seinen Lippen schwebte die große Frage, eingebettet in liebenswürdigste Vorworte.

„Als ich die beiden Engel in der Komödie zum erstenmal sah, war ich so frappiert von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir wurde. Ich wünschte sofort, meine Söhne möchten sie sehen und ihre Herzen gewinnen. Nun, meine teuerste Prinzeß, ich tat mein möglichstes, daß sie sich oft sehen und kennenlernen konnten. Und nun, ja, nun ist die Liebe da.“

Die Großmutter kämpfte mit aufsteigender Rührung. Sie sagte nicht nein. Aber natürlich, ihre Enkeltöchter mußten erst die glückliche Kunde erfahren und dann selbst den Prinzen die Antwort geben. Um des Vaters Einwilligung zu erlangen, sollte eine Stafette aus Hildburghausen gesandt werden.

Der Kronprinz betrachtete sich schon als verlobt, um Luise und Ika lag noch das Schwebende des Vorspiels,

als sie am gleichen Abend wieder miteinander in Gesellschaft waren. Sie saßen zu Tisch unter vielen Menschen, die ihnen wie Schemen verblaßten, verschwanden im sonderbaren Schein dieser wie unwirklichen Stunde. Kerzen leuchteten, Ordenssterne schimmerten auf, heftige, starke Farben von Uniformen, das Glitzern kostbaren Schmucks, all das versank im Wesenlosen vor ihnen.

Scheuer als sonst wandte Luise die Augen zu Friedrich Wilhelm. Und er, von feierlicher Erwartung über seine Nüchternheit hinausgehoben, empfand Luisens Holdheit so stark, daß es ihn drängte, zu sprechen. Nicht eigene Worte der Neigung, das war ihm vielleicht noch nicht gestattet. Im kargen Schrein seiner Erinnerungen und Empfindungen suchte er nach „Devisen“, nach Sinn-
sprüchen, wie sie Mode waren für Stammbücher oder seidene Bänder. Seine Stimme bebte ein wenig, und in den tiefliegenden, verschleierten blauen Augen war die Melancholie verdrängt von einer sanften Freude.

„Rien ne me console que vous, puisque mon cœur est à vous.“

Sie lächelte still. Ihr war keine Devise gegenwärtig. Leise gleitend ließ sie ihm die junge Hand — —

Er durfte ihrer wohl sicher sein. Doch als er am nächsten Morgen, den gleichmütigen Bruder Ludwig zur Seite, die Treppe im „Weißen Schwanen“ hinaufstieg, war er verlegener als je. Seine eckigen, hölzernen Verbeugungen nötigten der Prinzeß Georg fast ein Kopfschütteln ab. Nun keine Umstände mehr, dachte die alte Dame, mochte jeder der Prinzen sehen, wie er den großen Augenblick meisterte. Luise stand mit dem Rücken an die Wand einer Fensternische gelehnt, als Friedrich Wilhelm eintrat. Sie ging ihm die schicklichen Schritte entgegen, strebte aber dann nach dem vorigen Platz zurück. Wie gut, daß er nicht klein ist, dachte sie, stolz auf den eigenen hohen Wuchs. Nein, zu seinem Mann muß man ein wenig hinaufsehen können.

Was würde der Kronprinz nun sagen? Sie mußte es

sich genau merken, denn Ika hatte sie um die Wiedererzählung leidenschaftlich gebeten.

Friedrich Wilhelm begann zu stottern.

Luise sah seine Pein und wußte doch nicht, ob sie ihm helfen dürfe.

„Habe gedacht, teuerste Prinzeß lieben das Landleben, liebe auch das Landleben. Möchte so gerne auch Mensch sein dürfen“ — er seufzte plötzlich auf — „und einmal so recht froh sein dürfen — und ein Haus still im Land haben, das jemand mit mir teilt, jemand, der so hell, so licht ist — — Hoffe so sehr, Gott wird mir das schenken, Gott wird mir ein häusliches Glück gewähren — mir später Kraft geben, meinen Beruf ehrenhaft zu erfüllen. Wird mir eine liebe Seele zu eigen schenken, ganz rein, ganz licht, Luise —“

Sie war erblaßt. Sie schloß die Augen, hob in einer traumhaften Bewegung das süße Gesicht.

Ein fernes Ahnen kam ihr, daß dies ein einziger Augenblick sei, der Geschlecht und Geschlecht zueinander führte, Repräsentanten alter Familien, vor denen sich eine unendliche Zukunft erschloß.

Ein Strom ging zu ihrem Herzen, floß aus ihrem Herzen, sie wußte nicht, welchen Weg.

Sie fühlte ihre Hände erfaßt, fühlte schmale, kühle Lippen darauf. „Luise, Sie würden mich so glücklich machen. Teuerste Prinzeß, mögen Sie meine Frau werden?“

Es war gesagt. Er atmete auf, nahm wieder eine straffe Haltung an.

Luise antwortete still, fast ruhig im tiefen Klang ihrer schönen Stimme:

„Ich vertraue Ihnen, Prinz. Ja, ich will.“

Er streckte mit eckiger Bewegung seine Arme aus. Und er fragte, ob er sie küssen dürfe —

Sie hatte sich dies bestürzender gedacht. Aber dann blühte ihr ein Lächeln auf. Wie konnte Papa, wie konnte Bruder Georg küssen! Friedrich Wilhelm konnte es noch nicht. Er mußte es erst lernen —

Er zog einen Ring hervor, golden und in Facetten geschliffen. „Ob er wohl paßt?“ Sie gab ihm den eigenen Ring von der Hand. Er saß fest an seinem schlanken Finger.

Instinkt sagte Luise, daß sein Herz vorher noch nie gesprochen. Sie fühlte die Treue, die Wahrhaftigkeit, die stille und unbeirrbar Vornehmheit seiner Natur. Erröten umspielte sie. Und wieder war es ihr, wie neulich im Theater, einen Augenblick lang, als wäre sie draußen unter einem blassen, schönen Frühlingshimmel und breite die Arme aus nach den ziehenden Wolken. — —

Sie, die kaum eine einzige kleine Stunde allein miteinander gewesen, und die nun für das ganze Leben verbunden sein sollten, waren wieder in die Konvention gestellt.

Und dann kam der Abschied. Die Großmutter drängte heim nach Darmstadt, um dorthin alle Verwandtschaft zu berufen für die große offizielle Verlobungsfeier. Der König drängte zur Belagerung von Mainz, das im Oktober des vergangenen Jahres auf so peinliche Weise in die Hände der Franzosen gefallen.

Aufbruch, Aufbruch! Soldatenbräute müssen die Sentimentalität verlernen, scherzte der König, der allergnädigste, neue Papa. Luise, ein wenig ermattet von all den Anstrengungen, der vollkommenen Ruhelosigkeit dieser Tage, dachte nicht, daß dem Kronprinzen Gefahren drohen würden. Sie wollten doch so recht glücklich miteinander werden. Und waren beide so jung. Gott würde ihnen viel, viel schöne Zeit lassen, mehr Frühlinge als der Kuckuck ausrief, wenn man zählte.

Es gefiel ihr, daß Friedrich Wilhelm tapfer war. Es gefiel ihr, wie er zu Pferd saß, schlank, blau, ein rechter Reiter und ein rechter Prinz.

Der Abschied ist nur um des Wiedersehens willen!

„Leben Sie wohl, Gott segne Sie.“

„Gott segne Sie, leben Sie wohl.“

Und nun stieg man wieder in die alte, hoch gepackte,

gute Reisekutsche. „Haben Sie auch der Rätin Goethe meine Blumen gesandt, Prinz?“ Friedrich Wilhelm nickte nur. Die Gegenwart vieler Offiziere und anderer Standespersonen verbot, daß man sich gehen ließ. Nur die kleine Ika winkte plötzlich heftig mit der Hand nach einem dunklen Herrn. Er eilte an den Wagenschlag, verbeugte sich tief.

„Warum ließen Sie sich nie mehr blicken, Graf?“ rief Ika vorwurfsvoll und warf dem entglittenen Verehrer böse Augen zu. Prinz Ludwig, dem kein Abschiedsschmerz die Züge veränderte, wurde aufmerksam. In ihrer Gewandtheit erklärte Ika: „Graf Medem war es doch, der unsere Bekanntschaft vermittelte, mein Prinz.“

Der Reichsgraf von Medem richtete sich hoch auf und sagte voll Würde: „Daß ich diese Ehre hatte, wird mir ein ewig unvergeßlicher Augenblick bleiben.“

Der Wagenschlag war schon geschlossen. Da sprang Friedrich Wilhelm noch einmal heran, öffnete die Tür und warf errötend eine Handvoll Veilchen in Luisens Schoß.

IV. Kapitel.

Am Himmel der Nacht stand das schöne Bild des Schwans in Scheitelhöhe. Auf den Feldern reifte das Korn. Die Natur ging in die große Hochsommerstille ein.

Immer aber noch lagerte die Armee des Königs vor Mainz, erneute Angriffe auf die Entsetzung der goldenen Stadt zu machen. Eine „zentnerschwere Langeweile“ quälte die Truppen, die Offiziere. Dieser Feldzug, mit soviel Begeisterung und Mut unternommen, wollte keinen entscheidenden Sieg bringen. Friedrich Wilhelm ging vor seinem Zelt auf und ab. Er wünschte inständig die Beendigung dieser Affäre. Was half denn alles Tun? Er hatte mit dem Regiment von Borck das Dorf Kostheim erstürmt, die Einschließung von Mainz auf der westlichen Seite mitbewirkt, er durfte sich sagen, daß er Mut bewiesen, den Soldaten ein gutes Vorbild gegeben. Doch

dieses Lagerleben und der ganze, schleppende Krieg, der viel Blut kostete und doch eigentlich resultatlos blieb, kaum Einfluß auf die Schreckensherrschaft in Paris hatte, war ihm lange verleidet. Friedrich Wilhelm sehnte sich fort, sehnte sich nach der Erfüllung eigener Wünsche.

Eine Verlobung ist doch nur eine halbe Sache, empfand er. Freilich, es war wunderschön, wenn er nach Darmstadt hinüberreiten konnte, Luise zu besuchen. Sie hatten sich oft gesehen in den Monaten seit den Frankfurter Tagen. Und wie wunderschön war das immer gewesen: die große Verwandtenzusammenkunft in Darmstadt, offizielle Verlobungsfeier genannt, der köstliche Ausflug nach Heidelberg und an den Wolfsbrunnen, die Lagerbesuche der beiden Schwestern in Dörfern des Kriegsschauplatzes. Aber es blieb doch kuriös genug, immer der Bräutigam zu sein, wenn man so recht herzlich wünscht, nun ans Ziel zu kommen. Luise freilich hatte es scheinbar gar nicht so eilig mit Hochzeitsgedanken. Sie kostete das Leben in der alten Heimat noch so recht fröhlich aus.

Friedrich Wilhelm lächelte plötzlich. Er mußte doch den Brief Luisens wieder lesen, in dem es stand, daß sie nicht immer ganz so schreiben durfte, wie sie wollte.

Er ging in sein Zelt zurück, saß beim Scheine eines Windlichtes nieder. Seine schmalen, geschlossenen Finger glitten weich über die vielfach gebrochenen Papiere, er entfaltete das oberste, überlas einzelne Sätze:

Darmstadt, den 27. März 1793.

„Es wird Ihnen vielleicht auffallen, lieber Freund, daß ich viele Punkte Ihres Briefes schweigend übergehe. Wundern Sie sich darüber nicht. Papa und Großmama wollten, ich solle ihnen meinen Brief zeigen, und letztere vor allem empfahl mir, ich sollte Ihnen nicht zu zärtlich schreiben. Ein Glück, daß die Gedanken und Empfindungen zollfrei sind, darüber kann sie keine Etikette legen.“

Er lachte auf. Wie gut, daß der nächste Brief für ihn allein war:

Darmstadt, den 16. April 1793.

„Grüne Peterzielge, grüne Peterzielge, grüne Peterzielge und Krautsalat.“

Das war eine Überschrift! Gewiß hatte es diese Genüsse zu Tisch bei der Großmama gegeben!

„Diese wenigen Worte mußte ich Ihnen unbedingt aufschreiben, lieber Prinz, trotzdem Herr Maric mir die Haare dreht und mich behindert, denn wissen Sie: ich schreibe auf den Knien, auf meinem Buch. Es ist zwar groß, bietet aber nicht genug Platz für meine beiden großen Pfoten, qui comme vous savez au reste sind die zierlichsten ihrer Art. — Wenn Sie nach Frankfurt kommen, werden Sie selbstverständlich in die Herberge gehen, wo wir uns befinden et alors pour le Willkomm, je chanterai: unsere Katz' hat sieben Junge. Was für ein schauderhafter Brief. Tausendmal Verzeihung.

Wenn Sie mit meinem Geschreibsel zu Ende sind, werden Sie sagen: Fi donc, wie hat die Jungfer Luise geschrieben. Monseigneur, ich kann nichts dazu, und damit Amen.

Luise.“

War eine lose, lustige „Jungfer“, die teuerste Prinzess. Konnte aber auch anders schreiben. Friedrich Wilhelm beugte das lange, schmale Gesicht über die Blätter. Leider stand manchmal zu lesen, daß sie „beängstigend huste, bald rauh, bald ganz kläglich“. Sie würde ihm doch gesund bleiben?

Das Windlicht flackerte auf. Eintönig klangen durch das Lager die Signale der Soldaten.

Friedrich Wilhelm wartete noch, daß sein Bruder bei ihm eintreten würde. Er brachte ihm gewöhnlich zur Nacht Wünsche oder Befehle des Königs für den nächsten Morgen. Friedrich Wilhelm tastete nach einem Buch.

Luise hatte ihm da etwas geschickt: „Kodrus, ein Trauerspiel von Cronegk.“ Er blätterte ein wenig darin, aber komische Geschichten gefielen ihm besser.

Vor dem Zelt wurden Schritte hörbar. Friedrich Wilhelm verbarg hastig die Briefe. Sporenklirrend, die Mütze etwas aus der Stirn geschoben, trat Prinz Ludwig ein. Er begrüßte den Bruder, reckte seine schon etwas volle Gestalt höher und berichtete: „Morgen gilt es wieder Damendienst, Königliche Hoheit. Wie die Germanenjungfrauen kommen unsere Prinzessinnen wieder ins Feldlager. Überraschung, vom König entriert. Na, mein lieber Fritz, da du dich freust, wollte ich dir die Nachricht nicht vorenthalten.“

Friedrich Wilhelms Augen strahlten auf.

Noch lag die Erde und ihr Grün beglänzt vom Tau, noch war der Morgen quellenkühl und ferne Wälder blauten in Schatten, als Luise ins Lager zu ihrem Verlobten fuhr. Sie hörte nicht so recht hin zum Geplauder der Schwester, sie lächelte halb, als sie von der Großmutter vernahm, im Vollmondschein würde man zurückfahren. Wer mag schon an das Zurück denken, ehe die Freuden beginnen! Luise war glücklich. Sie hatte ihren Friedrich Wilhelm nun so recht herzlich lieb. Er bot ihr keine Probleme, er war offen, wahr, treu und rechtlich. Nichts von Geheimnis lag um ihn, woran man rätseln mußte. Wenn sie erst verheiratet sein würden, dann sollte die Ehe aus seinem Gesicht wohl die gar zu steifen Züge und den manchmal ein wenig mürrischen Ausdruck verwischen. Sie lachte leise in sich hinein. Eigentlich hatte sie sich einen Verlobten manchmal ein wenig anders gedacht. So lustig wie Bruder George, oder so stürmisch, wie manchmal Schwager Taxis war.

Die Großmutter fing plötzlich an zu plaudern. Nach der Art des Alters hielt sie jetzt manchmal Monologe. Man verstand oft nicht so recht, was sie meinte. „Es geht noch, ja es geht noch. Das alte Reich hält den Anprall noch aus. Es ist gut, daß die Kinderchen sich

jetzt versorgen. Man weiß nicht, was die Zeit bringt. Denn den Geist der Zeit hält man nicht mit Kanonen auf. Und wiederum, eine Idee mordet man nicht in einer Person. Jetzt haben die Kinderchen ihren Frühling. Da müssen immer Stürme gehn, wenn Frühling wird. Aber ihre Zeit wird in einem anderen Jahrhundert sein. Ein anderes Jahrhundert, ein anderer Wind — ein anderes Gebot — eine andere Forderung.“

Fern in der Ebene sah man schon in vagem Umriß das Lager. Die Rosse griffen stärker aus. Die Sonne brannte heiß. Luise rückte am hellen Florentiner Hut. Ika sprang plötzlich hoch. „Ein Reiter“, rief sie.

Friedrich Wilhelm kam entgegen.

Sie waren in seinem Zelt. Er hatte es festlich schmücken lassen. Die Großmutter ließ sich gleich pompös nieder. Sie schloß zum Schein ein wenig die Augen, und Ika las zum Schein ein wenig in einem Buch. Nun konnten Luise und Friedrich Wilhelm ungestört plaudern. Von der künftigen Häuslichkeit. Wie war das hübsch!

„Wir haben jede fünfzehntausend Taler, Prinz“, sprudelte Luise heraus. „Ist das viel, ist das kläglich, lieber Prinz? Ich weiß es nicht. Ich habe bisher nie mehr als zehn Taler auf einmal gehabt. So kommen mir fünfzehntausend enorm vor.“

Friedrich Wilhelm lächelte nachsichtig und wiederholte: „Enorm! Und was werden Sie alles anschaffen, liebste Luise?“

Sie wippte Takt mit dem Fächer, lachte vor Glück und zählte auf: Seidenstoffe aus Lyon, Schmuck aus Frankfurt, Spitzen aus Brüssel und schöne, schöne Möbel von Ruschewey.

„Ach, wenn wir erst unser ganz eigenes Zelt haben, dann kann ich immer ‚mein lieber Fritz‘ sagen, nicht wahr?“ Sie schüttelte lachend die blonden Haare zurück. „Wir dinieren jetzt beim König? Mon Dieu, dann heißt es wieder Altesse hin und her.“

Jawohl, nun saß man bei Seiner Majestät zu Tisch, im untertänigsten Respekt und wie auf dem Armesünderbänkchen, denn aller Augen waren auf die Gäste gerichtet. Hunderte von Augen. Eine ganze Armee von Offizieren tafelte mit. Das muß alles überstanden werden, sagte Luise sich weise. Ihr war es ja immerhin noch leichter als dem guten Fritz. Er wurde immer wieder scheu und schüchtern, sobald viele Menschen da waren. Auch stotterte er dann ein wenig. Und sagte nie ich, sondern: habe, möchte, wünsche, hoffe. Ob man ihm das abgewöhnen konnte?

Beim Cercle nach der schier endlos langen Tafel flüsterte Luise dem Verlobten zu:

„Wünschte, könnte, möchte, dürfte, wollte gerne ein bißchen tanzen?“

Er verstand weder die kleine Nachahmung noch den Scherz. Ganz ängstlich sagte er: „Liebste Luise, geht hier nicht, geht leider wirklich nicht.“

Und wie als Antwort drang plötzlich ein sonderbares Geräusch in den Saal. War ein Gewitter heraufgezogen? Nein, nein. Der König winkte, eine Reihe von Offizieren verließen rasch den Raum. „Sie schießen wieder ein wenig“, sagte der König.

Die Großmutter kam in hellem Schreck herangeeilt. „Wir müssen fort!“ Doch der König beruhigte sie. Solche Scherze von den Mainzern sei man schon gewöhnt. Das bedeute nicht die Übergabe. Die Herrschaften möchten sich doch ja nicht abhalten lassen, wie versprochen, den Herzog von Weimar in seinem Zelt zu besuchen; er freue sich ganz unbändig, die verehrte Prinzeß und die lieben Engel zu sehen.

Luise ging zu Fuß mit Friedrich Wilhelm. Sie wurden hundertmal begrüßt und angestarrt auf dem kurzen Weg, und der Blick verwirrte sich vor hundert Dingen. Da kochten Soldaten ab, da waren Marketenderinnen in roten Flanellröcken, hingen eine greuliche Wäsche über Reste von Gartenzäunen oder alte Halfter-

stricke, ließen jäh die Arme sinken, knicksten und tauchten die tiefenden Hemden in den Staub der Straße. Da kamen blutjunge Burschen lässigen Gangs, rissen sich jäh zusammen und standen wie Mauern. Auch Kinder gab es im Lager. Denn wo nähme sonst der König die Soldaten her? Rotznäschen streckten Bettelhändchen aus. Ach, und Luise hatte nichts zu verschenken.

„Darf ich eine Anleihe bei Ihnen machen, mein Prinz?“ Ihr Lachen flirrte hoch. „Sie wissen, ich besitze fünfzehntausend Taler.“ Friedrich Wilhelm sah sie ratlos an. Er war nicht gewohnt, Geld bei sich zu tragen. Das besorgte doch der Adjutant.

„Guter Rat teuer“, sagte Friedrich Wilhelm unbeholfen. Aber Luise wandte sich zu den Kindern: „Wartet nur ein wenig, dort am Zelt des Herzogs von Weimar.“

Karl August begrüßte seine Gäste. Fest und fröhlich stand er da, wußte das Schönste zu sagen, war der liebste Hausherr, ließ Tee, Liköre und Kuchen reichen. Das war einmal schön.

„Sehen Sie nur nicht her, Durchlauchtigster“, sagte Luise zwanglos beim Nehmen, „ich bin so furchtbar hungrig.“ Und als er laut lachte, plauderte sie aus, draußen stünden Kinder, von ihr bestellt. Sie spiele die heilige Elisabeth auf anderer Kosten.

Luise winkte Friedrich Wilhelm mit den Augen. Und dann waren sie in einem spitzbübischen Vergnügen bei dem kleinen Bettelvolk, gingen mit Karl August ein paar-mal im Abendschein auf und ab.

Und der Herzog dachte: Die schöne Luis' braucht nicht in Wolfgang Goethes dunkle Feueraugen zu sehen. Denn es sollen ihr doch die melancholisch-stillen von ihrem Kronprinzen auf ewig gefallen.

Während sie so wandelten und redeten, als sei es wirklich ein Jahrmarkt und nicht ein Kriegslager, das sie durchschritten, erhob sich von ferne ein sonderbares Brausen, das anschwell und sich aus dumpfem Getön zum Klang des Jubels formte.

„Der König wird durchs Lager gehen“, meinte Karl August. Luisens Herz wurde feierlich angerührt. Der König! Wenn man einst ihren Fritz so nannte! Wenn ihn einst der Jubel des Volkes umbrauste. Ach, welch ein Augenblick!

Reiter sprengten heran, trieben die Pferde zurück, als sie die Herrschaften erblickten.

„Was habt ihr, Kerls?“ rief der Herzog.

Da sprangen ein paar Reiter ab, näherten sich respektvoll und meldeten wirr durcheinander: Man hatte soeben einen Ausfall auf der westlichen Seite zurückgeschlagen, es war zu scharfem Kampf gekommen, die Österreicher vorndran. Und da hatte — ja, da hatte Seine Königliche Hoheit der Prinz Louis Ferdinand selbst, mitten im Kugelregen, einen versprengten österreichischen Soldaten, der sonst verloren gewesen, aus dem Feuer geholt.

Dieser Bericht kam noch in einiger Haltung. Dann aber jubelten die Soldaten hemmungslos auf:

„Der Schöne, der Einzige, unser Obrist, unser Prinz, der hat einen Gemeinen, unsereinen, aus dem Kugelregen geholt. Vivat unser Obrist, vivat unser Prinz!“

Luise, hingerissen von dieser Begeisterung, erglühte. Ward jäh erschrocken, tastete nach Friedrich Wilhelms Hand. Es mußte ihm peinlich sein, einen anderen Prinzen so gefeiert zu sehen. Der Herzog lachte auf: „Der Draufgänger! Donnerwetter, ist doch ein Kerl.“

„Vivat Louis Ferdinand, vivat unser Prinz!“ Die Rufe schollen wieder auf, drangen nun auch aus der Ferne heran.

„Immer Extravaganzen, immer Bravaden!“ Friedrich Wilhelm sagte es trocken und mürrisch. Winkte dann einen Offizier heran: „Warum mir Ausfall nicht gemeldet?“ Der Offizier stand steil: „Wir wurden überumpelt. Meldereiter gingen ab, Königliche Hoheit.“

Es brauste die Gasse zwischen Zelten herauf, überholte eine schwerfällige Reisekutsche.

Im letzten Schein des Abends, der noch Macht hatte vor dem stillen Gestirn des vollen Mondes, kam, von Pechfackeln begleitet, ein jubelnder Soldatenzug.

„Vivat Louis Ferdinand! Vivat unser Prinz!“

Sie schrieten, sie jauchzten, sie waren wie eine Welle und Woge des Rausches.

Der Herzog und der Kronprinz hatten die Damen unter den Eingang des Zeltes zurückgeführt. Von dem Lärm aber waren seine Insassen aufgeschreckt hervorgekommen. Wortwechsel. Fragen. Der Reichsgraf von Medem vergaß seine Pflichten gegen die alte Prinzeß, eilte vorwärts, der Straße zu.

Da sah man, getragen von enthusiastischen Gestalten, einen wunderschönen Jüngling, halb lachend, halb widerstrebend, über den Köpfen der Leute auftauchen, hörte ihn mit klirrender, fanfarenhafter Stimme etwas rufen. Ruckweise, schräg hingeweht, stand die Mannschaft. Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, schlank und glühend, sprang zur Erde, hob den Soldatenhut vom puderentstäubten Blondhaar und rief ein paar lachende Worte. Dann schritt er, erhobenen Gesichtes, auf den ihm entgegeneilenden Herzog Karl August zu.

Luisens Blick umfaßte sekundenlang den Jüngling, der vor ihre Augen trat als der Abgott der Soldaten, der, umweht von Tollkühnheit und Jugend, daherstürmte, als käme er von frohem Tanz.

„Hat ihn ein Weib geboren?“ dachte sie in unaßlichem Erschrecken. Sie senkte den Blick. Und hörte dann Karl Augusts Stimme:

„Ich darf Ihnen Seine Hoheit den Prinzen Louis Ferdinand präsentieren, liebste Luise.“

Sie verbeugte sich leicht. Der Prinz aber suchte ihre Hand, heftige Lippen streiften sie. Und dann sah sie leidenschaftliche, trunkene, abgründig süße Augen auf sich gerichtet, sah einen bezaubernd edlen Mund im Spiel beredter Worte. Sie verstand die Worte nicht. Es ging ein Fieber von diesem Menschen aus, das

einem entgegenschlug wie der Wirbelwind rätselvoller Träume.

„Haben neue Gloire errungen, Vetter Louis. Gratuliere.“

Trocken und hart sprach Friedrich Wilhelm.

Der Prinz lachte sorglos auf. „Pardon, Pardon. Komme zu spät für die Einladung. Komme sehr oft zu spät. Der Krieg durchkreuzt manchmal die frohen Plauderstunden. Die Mainzer haben tüchtig geschossen und manchen blessiert.“ Eine Sekunde Pause, dann: „Eure Königliche Hoheit befinden sich wohl?“

Es war sehr höflich gesagt. Es waren gleitende Worte im Tone äußersten Respekts. Und es war eine Kritik.

Luise, dies instinktiv fühlend, war sofort die Partei Friedrich Wilhelms. Sie winkte ihm zu, trat mit ihm in das Zelt zurück. Hinter ihr klang Ikas Stimme auf, eine Frage des Prinzen enthusiastischen Tones erwidern.

Luise hörte, daß Graf Medem der Großmutter den Wagen meldete.

Der Aufbruch war rasch da. Abschied. Die Herren kamen noch einzeln heran; zuletzt Louis Ferdinand. Er küßte der Großmutter und Ika die Hand — heftete dann die flammenden Augen auf Luise, sah sie sprachlos an und legte seine Hand mit einer wie unwillkürlichen Bewegung auf sein Herz. So sah sie ihn — fast unwirklich schön — sah einen süßen und herrischen Mund und Blondhaar, das wie ein Lichtschein über der freien Stirne stand.

Verwirrung überfiel sie. Aber sie mußte, wie von unbegreiflicher Gewalt bezwungen, in seine Augen sehen —

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Sie fuhren durch das Lager. Im Dämmern der sinkenden Sommernacht klangen noch die versprengten Rufe: „Vivat Louis Ferdinand — Vivat unser Prinz — Vivat Louis Ferdinand —“

Luise fuhr hinein in die geheimnisvolle Sommernacht. Das schöne Gestirn des vollen Mondes beglänzte das

Land. — Fern sah man das Silberband des Stroms durch dunkelnde Ebene ziehen. Am Himmel leuchtete der mystische Schein der Sternbilder und der Planeten.

Grenzenloses Sein — grenzenloses Leben.

Warum weinte Luise plötzlich, warum fielen Tränen auf ihre Hände?

Sie war doch glücklich!

V. Kapitel.

Die bittere Kälte einer Dezembernacht lag um den Aufbruch der Prinzessinnen aus Darmstadt. Glockengewimmer von den Türmen um einen jähen Brand, Flammenschein und das Getön des Spiels von der Stadtkirche „Jesus, meine Zuversicht“ schärfte überreizte Sinne: Abschied, Abschied.

Die Wagen fuhren aus zur Hochzeit nach Berlin. Noch graute der Morgen nicht. Gott sei gelobt; Papa, Bruder George, die Großmutter reisten mit. Und Ika für immer!

Eingemummt in Pelze, Katzen nicht unähnlich, großen, wunderlichen, höchst seltsamen Katzen, reiste man dem Tag und vielen, vielen anderen Tagen entgegen.

Und nach langen Fahrten kam der Abend des 21. Dezember, und aus Nebel und Schnee lösten sich für das Auge die Türme von Potsdam. Und in das Herz fiel mit suggestiver Gewalt der unsterbliche Begriff des Namens der Stadt Friedrichs des Großen. Die Kälteschauer versanken über dem Schauer der Erwartung, der Empfindung für den Belang der Stunde.

Kanonendonner erschütterte die Luft. Vivatrufe erklangen. Die uniformierte Bürgerschaft empfing, geleitete die Wagen. Fackelschein beleuchtete Gebäude, die aus der Unwirklichkeit der Nacht jäh auftauchten. Und immer neu fluteten Menschenmassen heran an den nun aufgedeckten Wagen der Schwestern. Ein Blumenregen brach über sie herein, ein unermeßliches Vivatrufen pflanzte

sich fort. Taumel von Stimmen, flirrender Lichtglanz umgab die Einziehenden wie eine berauschte Welle. Und aus Dunkel und Helle, Schatten und Schneenebel tauchte eine schwere, durch schimmernde Fensterreihen gegliederte Masse auf, rundeten sich Säulen zum Bogen.

Der Wagen fuhr in einen weiten Hof ein, der Wagen stand vor einem Portal.

Eine schmale, hohe, blaue Gestalt löste sich aus dem Widerschein von Licht und Finsternis:

Friedrich Wilhelm, Erbe der Monarchie Friedrichs des Großen, breitete, linkisch vor innerer Rührung, Luise die Arme entgegen.

Und in diesem Augenblick scheu-zärtlichen Umfassens, in den Sekunden, da Wiedersehen die stumme Frage tut: „liebst du mich noch?“, wußte Luise als ein Neues, was sie doch immer gewußt: sie besaß keine Mutter. Keine Mutter, die sie mit gütigster Hand hinüberleitete in das Land der Mütter. Sie, die arme Prinzeß, die den Boden ihres vaterländischen Erblandes noch nie betreten, die letztlich eine Heimatlose war, fühlte ein Erbeben. Und mit einer jähen Bewegung voll Schmerz und heißem Wollen glitt ihre eine Hand zu der Hand der Schwester. Sie stand ein wenig verlassen, ihr Verlobter hatte sie mit einer Verbeugung begrüßt.

Ein Flehen ging durch Luisens erschüttertes Herz.

Über den Winterhimmel jagte der Wind —

Luise überschritt mit ihrer Schwester die Schwelle des Stadtschlusses zu Potsdam.

„Adler Friederichs des Großen,
Rausche auf und decke du
Die Verlassenen, Heimatlosen
Mit der goldenen Schwinge zu.“

Berlin bebte im Fieber der Erwartung. Heute zog die Braut des Kronprinzen ein. O Wunder und Zeichen im Hohenzollernland: eine geliebte Kronprinzenbraut. Man wußte es, hundert, tausend Zeugen und Geschichtchen gab es dafür: der Kronprinz hatte aus freier Herzens-

neigung seine Luise gewählt. Das erfüllte die Stadt mit Glück. Die guten Berliner jubelten, als käme das Glück damit über sie alle! Die Bürger- und Handwerker-gilden waren schon im Morgengrauen bunt uniformiert ausgezogen, um Spalier zu bilden. Berittene Postillione stießen mutvoll in ihre goldglänzenden Hörner. Die Hofpostsekretäre standen an Uniformglanz kaum hinter Diplomaten zurück. Beim Dorfe Schöneberg warteten neue Pferde aus dem königlichen Marstall sowie ein Kommando des stolzen Regiments Garde du Corps. Die jungen Offiziere lächelten, als sie in ihrer Nähe eine farbenstrahlende und doch so sehr wenig kriegerisch dreinblickende Versammlung Fuß fassen sahen: blau- und pfirsichblütenfarbig geputzte „Kaufleute jüdischer Nation“.

Die Wagen kamen. Voran die Prinzessinnen. Hofmarschälle und Kammerherrn eilten entgegen. Die Oberhofmeisterin Frau von Voß begab sich auf den Rücksitz der Kutsche.

Die Vivatrufe erbrausten. Der Jubel in der Menge wurde leidenschaftlich. Wie schön die Prinzessinnen waren! Wie liebeich die Luise lächelte. Man drängte sich heran. Fing ihre Blicke auf. Sah sie nicht jeden an, daß er meinte, er wäre ihr lieb? —

Der Brautzug kam ans Brandenburger Tor. Luise, unaufhörlich sich verneigend, grüßend, sah die wunder-vollen Säulen, sah die triumphierende Viktoria mit ihrem Viergespann, hörte das Rufen der Menge und fühlte sekundenlang in aufbrausender Freude den Glanz und die Macht des Landes, dem sie nun angehören würde. Ehren-pforten schmückten die Triumphstraße. Vor jedem solchen Blumenbogen hielt der Wagen. Die Ansprachen, ja, nun kamen die Ansprachen. Luise sah auf eine Truppe meer-grün gekleideter Knaben, zwei von ihnen näherten sich, begannen:

„Hommage de la colonie française à son Altesse sérénissime Madame la Princesse Louise de Mecklenburg-

Strélitz: Avec ces fleurs, daignez, Princesse aimable, accepter le tribut de nos cœurs innocens —“

Ach, die kleinen Burschen. Endlos lang mußten sie weitersprechen. Luise lachte, nickte, dankte, der Wagen fuhr weiter, hielt erneut: In feierlichem Schwarz, Patriarchen gleich, begrüßten die Ältesten der Berliner Judenschaft. Sie hatten „vierzehn junge Frauenzimmer ihrer Nation in Weiß und Himmelblau“ vorgeschoben. Die überreichten ein Körbchen mit fremden Blumen. Luise sah in affektvolle Gesichter, gedachte sekundenlang der tragisch-schönen Bibelworte von Rosen von Saron, Lilien auf dem Felde, dachte, ob sie wohl Mirjam und Rebekka heißen, die sie begrüßten?

Luise dankte, wunderlich ergriffen. Die Landfremden, die Heimatlosen, dachte sie.

Wieder fuhr der Wagen, hielt der Wagen.

Bekränzte Bürgerkinder lachten ihr entgegen, eines trat vor und stammelte sein Verschen. Luise sah blaue Augen, einen kleinen, zuckenden Mund. Ach, das kleine Mädelchen. Man hatte es gewiß furchtbar geplagt, bis es das Gedicht auswendig wußte. „Komm, Kleines, komm —“, rief sie und winkte, öffnete den Schlag, bog sich mit offenen Armen hinaus. Frau von Voß, die den Rücksitz einnahm, vergingen fast die Sinne. „Votre altesse, votre altesse“, stammelte sie. Aber die Prinzess hatte das Kind ans Herz gedrückt, küßte es lachend auf den Mund und sagte: „Besuch' mich nur, ich schenke dir schöne rote Äpfel.“

Jubel brandete auf. Die Berliner schrien vor Freude. Das Kind kletterte aus der Kutsche, Luise winkte ihm nach —

„Ich beschwöre Eure Königliche Hoheit, die Etikette läßt so etwas nicht zu“, klagte Frau von Voß mit strenger Stimme.

Luise errötete. „Hab' ich etwas Schlimmes getan?“ —

Der Wagen fuhr zum südlichen Schloßportal. Gott sei gelobt: Friedrich Wilhelm stand da. Und er erschien

Luise nun wie der Kompaß, der unbeirrbar Führer, hinein in dieses ungeheure Schloß mit der ungeheuren Zahl fremder Menschen. — —

Hatte sie tausend Verbeugungen gemacht, hatte sie wie ein unermüdlicher Quell das Wasser, unermüdliche Worte gefunden? Sie wußte keine rechte Klarheit mehr über all die Dinge und Begebnisse der Tage. Da waren die unsäglich vielen Verwandten: Die Königin, die neue Mama. Die Witwe Friedrichs des Großen. Die Schwestern und Brüder Friedrich Wilhelms. Der Bruder Friedrichs des Großen, Prinz Ferdinand, seine Gemahlin und die Tochter Luise. Louis Ferdinands Schwester. Da war, und sie erschrak vor dem Verzerzten seines Gesichts, der alte Prinz Henri aus Rheinsberg, da war Prinz Wilhelm und — und —

Ach, sie alle kennen, ja nur auseinanderhalten lernen. Die Minister, die Adjutanten, die Offiziere. Die Hofstaaten. Ihre Damen, Ikas Damen. Ja, Frau von Voß hatte Luise noch einmal gesagt, die Kronprinzeß dürfe nicht Kinder auf der Straße küssen. Nun, Luise hörte das an. Sie lächelte auch dazu. Sie lächelte immer. Gottlob, alle ihre Verwandten waren da, verstreut in den Hunderten von Gemächern des Riesenschlosses. In diese Gemächer und dieses Gewirr von Sälen, die Trompeterkammer, Rote- und Schwarze-Adler-Kammern, Brandenburgische Kammern, Kurfürstenskammern hießen, ließ der strahlend fröhliche König am Nachmittag des 24. Dezembers seine lieben Berliner hereinfluten. Wer nur einen anständigen Rock trug, sollte Zeuge der königlichen Freude sein. Schlimm für die Minister, die Kammerherren, ja den König selbst: sogar er mußte seine Wohlbeleibtheit durch das jubelnde Gedränge zwängen. Da standen brave Handwerkerfrauen, sich „den Jlanz zu besichtjen“, da standen wackere Ladenbesitzer mit ihren Familien, kleine Beamtengattinnen vergaßen ihren Stolz und liierten sich mit Bürgerinnen in der Bitte um Auskünfte. Da reckte ein kleiner, armseliger Bocher den

dunklen Kopf und flüsterte einem schönen Herrn begeistert zu: „Wenn ick so eine Braut hätte.“ Der schöne Herr aber, der Achim von Arnim hieß, antwortete nichts, er sah nur auf Luise, „wie sie gesenkten Hauptes im Glanze ihrer Schönheit durch die gedrängten Säle schritt“. Dahin, dahin, nach dem weißen Saal, unter den Thronhimmel, in den Kreis des ganzen Hofes — und zum Altar. Luise fühlte kein Bangen mehr. Da stand ja Friedrich Wilhelm. Da stand der Hofprediger Sack, den er so gern hatte. Er würde wohl eine schöne Rede halten. Und ach, nicht zu rührend. Wie gut, empfand sie in diesem Augenblick, daß ihr Fritz das Rührende und Herzbewegliche nicht so sehr schätzte — —

Die Rede verklang, der Kanonendonner verklang — und endlich, endlich nach ermüdender Tafel, formte sich, wieder im weißen Saal, der Fackeltanz. Dieses wunderliche Bild, daß die wohlbeleibten Minister, voran Graf Haugwitz, mit Fackeln gleich Genien der Freude einherzogen, kam Luise zuerst ein wenig komisch vor. Dann senkte sich jählings wieder ein Bangen in ihr Herz: wie war hier alles so feierlich, so zeitlos, so anders als zu Hause in Darmstadt, ach, im alten guten Darmstadt. Was nun noch? Ach, noch viele solche Prunktage. Noch Ikas Vermählung, noch für sie all diese Durchmachungen! Die Wachsfackeln erloschen. Die Königin näherte sich Luisen. Ja, und nun führte man sie durch all diese unzähligen Kammern, die Adler- und Ordens- und Ritter- und Kurfürstenkammern hießen, in die eine, die seltsame, die Brautkammer. Erschauern faßte Luise. Eine fremde Königin — nicht eine Mutter, ach, nicht die Mutter — geleitete sie in das Land der Mütter — —

Nun waren sie installiert. Gott sei gelobt, der Himmel gepriesen, jetzt durfte man toll und verrückt vor Freude sein: sie waren installiert in einem so lieben, reizenden Palais Unter den Linden. Hübsche Zimmer, nicht zu groß. Eine köstliche Treppe mit Spiegelpodest. Da

sah man sich herabschweben, und nebenan ritt Bruder George auf dem Geländer. Gottlob, die Großmama und er blieben noch. Sie inspizierten getreulich die neuen Hofhaltungen. Nur durch einen Garten getrennt, in dem kleinen Palais an der Oberwallstraße, wohnte Ika, die liebste Nachbarschaft. Wenn man die Hofstaaten nicht um sich hätte erdulden müssen, es wäre alles über die Maßen köstlich gewesen. Aber diese Hofstaaten machten selbst vor dem Kronprinzen nicht halt. Wollte Friedrich Wilhelm, wenn er vom Dienst kam, flink und schnell zu Luise ins Zimmer schlüpfen, so stand die treffliche Voß da, Madame Etikette, verspernte den Weg, verbeugte sich bis zur Erde und fragte, ob sie die Gnade genießen dürfe, Seine Königliche Hoheit Ihrer Königlichen Hoheit zu melden. Dann sagte er wohl ja. Aber da er die Türen und Wege besser kannte, gelang es ihm oft, schon bei Luise auf dem Sofa zu sitzen, wenn die Vossin pompös mit ihrer Meldung hereinrauschte. Ja, das waren Tänze und reine Lustspiele. Die Vieregg tat auch das Ihre, die Zeremonien zu verdoppeln. Sie hatten nun einmal das Métier und mußten sich darin überbieten. Drollig und ganz verrückt.

Friedrich Wilhelm hatte auch sein Métier. Er tat nun wieder den ganzen Tag Dienst. Namenlos pflichttreu. Schwager Ludwig war ebenso. Ika hatte ihn nun ganz gern und er sie auch. Er war doch ein tapferer Prinz. Er mußte auch fortwährend im blauen Rock in die Kasernen reiten und befehlen und herrschen.

Luise wanderte durch ihre Gemächer. Geblendet von dem eigenen Reichtum und Glanz. Sie besaß gewiß hundert Kleider. Und Schals und Tanzschuhe, Mäntel und Hüte ohne Zahl. Wunderschön. Sie mußte keine Schuhflickerin mehr sein wie einst zu Hause, nicht mehr zittern und beben um frische Handschuhe. Und jetzt besaß sie eine Apanage und ein Nadelgeld. Wunder-, wunderschön. Freilich, die Stirn krauste sich ein wenig, sie hatte der guten Gélieu hundert Taler geschickt, und

dem Bruder George ein Händchen voll Dukaten gegeben. Würde Friedrich Wilhelm nicht schelten, daß es in ihrer Monatskasse jetzt, am 15. schon, Matthäi am letzten war? Nein, es mochte noch reichen, vom Hofkonditor schöne Sachen holen zu lassen. Denn auf den Nachmittag mußte ein süßer Kaffeeschwatz mit Ika sein. Vornehme Prinzessinnen essen nur zwei Mandeltörtchen, hatte die Voß gesagt. Ei, da irrte sie aber gewaltig. Wenn sie nicht vermochte, zuzusehen, um so besser. Fritz, der gute Fritz, machte ja auch oft ein mürrisches Gesicht, wenn er erfuhr, daß seine kleine Frau wieder zwischen den Mahlzeiten plötzlich die heftigste Lust auf Zuckerwerk, Tee oder Obst bekommen. Er war so bedürfnislos. Er war auch etwas sparsam. Ach, wie gut, daß er das für seine Frau mit abmachte.

Der arme, liebe Fritz mußte wieder den ganzen Tag bei seinen Soldaten sein. Abends mußte man tanzen, oder zu den Jours der beiden Königinnen, oder zu Hofesten, in die Oper, auf Einladungen. Doch der liebe lange Tag, der war voll köstlicher Freiheit, wenn man nur Geschicklichkeit besaß, die Hofstaaten mazzusetzen. Ika verstand das ausgezeichnet. Sie sprach in tödlichem Ernst: „Ich bin unpäßlich und wünsche nicht gestört zu werden“, ließ ihre Hofdamen in ergebener Klage im Vorzimmer sitzen und schlüpfte durch den Park herüber zu Luise. Nein, nein, Ika log nicht, es waren ja nur Scherze. Sie hatten doch täglich so maßlos viel miteinander zu besprechen. Es fiel schwer, die Charaktere der vielen neuen Menschen zu erkennen. Dem Anschein nach waren sie alle Freunde: die ganze Familie, die Minister, die Gesandten. Sie sagten die süßesten Schmeicheleien. Sie streuten Zucker und Honig. Der Köckritz, der Haugwitz, Lombard und wie sie alle hießen.

Luise saß plötzlich nieder. Eigentlich hatte sie gedacht, ihr Mann würde ihr alles erklären, was sie selbst nicht so recht überblickte.

Aber Friedrich Wilhelm schwamm in Zufriedenheit,

daß alle Welt seine Frau bewunderte und umschmeichelte, wollte sie dennoch recht einfach gekleidet und schien es nicht gern zu haben, wenn sie ihren Horizont erweitern wollte. Sie waren ja auch so selten ganz allein. Kam man in der Nacht endlich ins Schlafzimmer, so fand sich nicht Zeit mehr, zu reden. Er war dann lustig und liebte sie in ihrer primitivsten Form. Luisens Mundwinkel wurden flach — halber Hochmut erschien auf ihrem jungen Gesicht. Man hatte geträumt, es würde sich das Paradies öffnen — — und es war alles — so freundlich gewesen — — —

Hofball im weißen Saal! Eine verschwenderische Fülle von Wachskerzen schuf goldnes Licht. Und goldnes Licht ging von Luisens köstlichem Blondhaar aus. Wie süß sie tanzte. Wie anmutig sie schwebte. Friedrich Wilhelm mußte sie auch anderen überlassen, den Brüdern, den ranghöchsten Gästen. Er tanzte dann nicht, streifte durch die Gruppen in der rückgelagerten Galerie, sah wohl auch in den Gobelinsaal hinein. Es machte ihm Freude, wenn er in seinem unauffälligen Vorbeigehen Gesprächsworte auffangen konnte. Denn: man sprach ja nur von der Kronprinzeß. Die Königinnen und der König, die jüngsten Offiziere und die ältesten Generale, die schönsten und die häßlichsten Damen, alle beteten Luise an. Und solche Worte, nicht für sein Ohr bestimmt, zu hören, machte Friedrich Wilhelm glücklich. „Wie die Prinzeß einen ansieht“, hörte er eine alte, gewichtige Gräfin zu einer ebenso umfangreichen Ministerin sagen. „Als wäre sie in jeden verliebt. Sie hat einen unwiderstehlichen Reiz.“ „Es ist auch die Jugend, Liebste, die uns so rührt an ihr.“ „Freilich, die holde Jugend gibt ihr diesen Glanz. Aber auch ihr Herz, vor allem ihr Herz —“

Der Kronprinz glitt weiter, stand in einer Fenster-nische. Trupps von Offizieren kamen vorbei. „Welche finden Sie schöner, Kamerad?“ Und ein Lachen quoll

auf: „Schön sind beide, aber für die Kronprinzessin ginge ich drei Jahre auf Festung.“

Plötzlich stand der König vor Friedrich Wilhelm.

„Na, mein Sohn, die Kronprinzeß erobert täglich neu die Welt. Berlin liegt ihr zu Füßen. Mon Dieu, sie ist aber auch unwiderstehlich hold. Weiß es noch nicht. Dies ist ihr Geheimnis. Braucht es auch so bald nicht zu wissen.“

Friedrich Wilhelm errötete.

„Wir haben gehört,“ fuhr der König fort, „die kronprinzlichen Hoheiten nennen einander du! Vor Zeugen und immerwährend. Brave Voß sieht Revolution darin, mein guter Fritz!“

Der König wandte sich, Friedrich Wilhelm stürzte in die Galerie, ein Tanz war zu Ende. Der nächste gehörte ihm.

In Luisens blauen Augen blitzte ein frohes Licht auf, als sie ihn sah. Ich bin vernarrt, dachte er, und war doch so selig, sie wieder im Arm zu halten.

Mitten im Tanz hielt Luise inne. „Ach, Fritz, dürfen wir heim? Die Großmama fährt doch morgen früh —“

Und schon schimmerten die Augen in Tränen. Ja, das war ein furchtbarer Abschied von Papa, Bruder George und der Großmämme. Wie ein Weltuntergang fast. Die alte ehrliche Kutsche konnte die Reisenden kaum bis Potsdam getragen haben, und Luise saß schon an ihrem Schreibtisch, Briefe nachzujagen.

Tränen flossen auf das Papier.

Die Dame Voß stand vor Luise:

„Eure Königliche Hoheit verspäten sich zum Tee bei der Fürstin Carolath.“

„Aber ich muß doch an meinen liebsten Bruder schreiben“, rief Luise.

„Königliche Hoheit, l'exactitude est la politesse des rois.“

„Ich bin ja noch keine Königin —“

Anderer Tag. Ika kam hereingewirbelt. „Ich bekomme einen Groom,“ rief sie selig, „einen richtigen kleinen Groom mit Stulpenstiefeln und Lackhut. Wie ihn die eleganten Leute in Berlin haben. Ach, Luis', du weinst noch immer um unsern Schorschelbruder? Oh, heule nicht mehr, komm mit mir! Ich habe in der Spenerschen Zeitung gelesen, an der Charlottenburger Chaussee halten Frankfurter Händler ihren Kram feil. Wir werden dort sein. Wir müssen unsere heimische Sprache hören.“

Luise schluchzte und lächelte. Ika flüsterte, ihr Wagen, ganz ohne Begleitung, stünde in der Oberwallstraße — — Ach, es war Trost und Aufrichtung gewesen, die Frankfurter Krämer so ähnlich sprechen zu hören, wie es manchmal die gute Großmämme tat.

Aber bei der Heimkehr erhob sich vor ihnen, wie zur Salzsäule erstarrt, die Voß. Sie redete, redete, es sei gegen alle Etikette, daß die Prinzessinnen ohne Begleitung führen, es sei namenlos peinlich, Ihre Königlichen Hoheiten hatten für den Nachmittag die Einladung bei der Gräfin Haugwitz angenommen gehabt.

„Sie wird es schon verzeihen“, behauptete Luise. Ika flüsterte ihr zu: „Wir laden zu morgen uns ein bißchen amüsante Leute ein, damit wir unsern Kummer vergessen. Komm, schreibe die Billetts.“

Als Friedrich Wilhelm den nächsten Abend vom Dienst kam, stand die Voß wie angewurzelt vor ihm. Sie hob die Hände gegen die Decke und rief:

„Eure Königliche Hoheit, untertänigst, untertänigst. Ich protestiere. Ich klage an. Ihre Königliche Hoheit haben allergnädigst geruht, drei Kavaliers und vier Damen einzuladen, die nicht zum engeren Zirkel zugelassen sind.“

Aus Luisens Teezimmer klang Lachen, quellendes Lachen —

Ja, sie mußte sich zerstreuen, sie durfte nicht immer Papa und Bruder George herbeisehnen. Sie tanzte, tanzte,



Luise, Kronprinzessin von Preußen
 Nach einem Pastellgemälde von Félicité Tassaert
 im Hohenzollernmuseum zu Berlin



Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen
 Nach einem Pastellgemälde von Félicité Tassaert
 im Hohenzollernmuseum zu Berlin



*Prinzessin Friederike von Preußen
Schwester der Königin Luise*

Nach einem Ölgemälde im Hohenzollernmuseum zu Berlin



Prinz Louis Ferdinand von Preußen

*Nach einem Ölgemälde von Jos. Grassi
im Hohenzollernmuseum zu Berlin*

tanzte. Es waren unablässige Feste. Es war auch so herrlich, zu tanzen. Ein Fieber hatte sie überfallen. Ihr Temperament rief nach dem Verströmen. —

Es kam ein Tag, da sie eine Veränderung in ihrem Befinden merkte. Sie war erst erschrocken, dann sehr heiter. Ein Kind — ein kleines, winziges Kind? Wie wunderlich. Und ihr Leib war seine Wiege — —

Die alte Königin sagte ihr, sie dürfe nun nicht mehr soviel tanzen. Wieso konnte das die alte Königin wissen, die nie ein Kind gehabt? Ika fand auch, es schadete nichts. Sie hatte ebenfalls vom Arzt gehört, sie würde Mutter werden —

Durch das Kronprinzenpalais fluteten die Gäste. Luise war selig. Denn nicht wahr, an seinem Geburtstag darf man doch alles tun, was man will. Und sie war nun achtzehn Jahre alt, das ist doch sehr imponierend. Sie tanzte, tanzte, tanzte. Sie plauderte auch mit den alten Gardedamen, den Müttern. Sie war gerade in der Nähe der Prinzessin Ferdinand, als dieser eine Meldung gemacht wurde. Die Prinzeß geriet in Aufregung und verließ den Raum. Flüstern entstand, viele Blicke folgten ihr. Luise ging wieder zum Tanz. Ach, es war so über die Maßen köstlich, Geburtstag zu haben und einen Ball zu geben —

Er endete viel zu früh.

Im Schlafzimmer sagte Friedrich Wilhelm: „Unglaublich, unglaublich, der Sohn der Ferdinanderie, dieser wilde Louis, heute abend im Reitanzug, direkt von Reise, hier im Vorzimmer gewesen. Glaubte sich eingeladen mit lieben Eltern! Na, seine Mutter hat ihn heimgeschickt nach Bellevue —“

Luisens Lebhaftigkeit flatterte hoch. Wie, jemand, ein Prinz, war auf ihren Ball gekommen und hatte nicht tanzen dürfen? Sie fand dies über die Maßen grausam. Aber Friedrich Wilhelm zog die schmalen Lippen zusammen und antwortete mürrisch: „Schätze diesen Prinzen nicht. Ist zügellos, hat Schulden und böses Renom-

mée. Ist leidenschaftlich-wirr, wie die ganze Ferdinanderie.“

In Luisens Blut schwang noch der Rhythmus des Tanzes. Sie war voll ehrlichen Bedauerns mit einem Tanzlustigen, der nicht hatte tanzen dürfen.

„Schulden werden doch immer einmal bezahlt, Fritz“, sagte sie lässig. „Aber warum hat denn der Prinz einen bösen Ruf?“

„Das sind Sachen, mit denen du dich gar nicht beschäftigen sollst“, antwortete Friedrich Wilhelm. Und er schwieg auf alle weiteren Fragen. Sie kannte das nun schon; wenn er nicht Bescheid geben wollte, blieb alle Mühe vergeblich. Aber sie mußte noch an Louis Ferdinand denken. Er war so schön und so kühn. Er war über die Maßen schön. Warum stand er in einem bösen Ruf? Was hatte er getan?

Erinnerung flackerte auf. Sie hörte im Ohr die Jubelschreie aus dem Feldlager vor Mainz: Vivat unser Prinz, Vivat Louis Ferdinand — — Louis Ferdinand! —

Im Vorzimmer klang es: „Ihre Königliche Hoheit geruhen wieder einen bösen Husten zu haben. — Ihre Königliche Hoheit haben wieder geruht, zuviel zu tanzen.“

Die alte Königin und die regierende Königin, sonst nicht gerade innigste Vertraute, stellten fest: die Kronprinzeß tanzt zuviel. Es müßte ein Riegel vorgeschoben werden. Der König nahm Notiz von diesem Riegel und versprach, gelegentlich mit dem Kronprinzen zu reden. Nicht heute, er mußte hinaus ins Marmoralais fahren, denn er brauchte geistigen Rat von Madame Rietz, Gräfin Lichtenau. Drei, sechs Damen stellten fest, die Kronprinzessin wird sich zu Tode tanzen. Es waren Damen, deren Einladungen sie vergessen hatte. Sie fanden nun nicht mehr, daß Luise ein Engel sei, und verbreiteten dies rasch. Ohne Stafetten und Kuriere, nur durch die Macht ihrer Persönlichkeiten, Charaktere und Zungen.

Luise wußte davon nichts. Sie hatte wirklich recht

gehustet. Aber nun war es schon besser, und so ein heller Märztag. Sie überlegte gerade, wie eine Ausfahrt zu bewerkstelligen sei, da erschien Ika. O Wonne, wenn sie auftrat. Sie wußte immer etwas Neues. Und bebend vor Glück und Lebensfieber rief sie denn auch Luise entgegen: „Am Halleschen Tor, denke dir, sind Seiltänzer. Die berühmte Familie Knie auf dem hohen Seil. Ach, Luis', wir haben sie doch in Hildburghausen gesehen! Ein blonder Junge trug seine Großmutter über das Seil. Ich vergehe, wenn ich nicht dabei bin.“

Seiltänzer! O du köstliches Gewerbe! Du tollkühne Kunst! Tanzen, tanzen, auf hohem Seil, über allen Köpfen weg, hoch in der Luft. Fast wie Flug über die Dinge hin.

„Wie kommen wir fort, Ika?“ Aber das war schon geordnet. Man ratterte über grausames Pflaster und schlich durch Sand nach dem Halleschen Tor. Das schöne Schauspiel war schon in vollem Gang. Die berühmte Familie Knie tat ihr Bestes.

Die Mutter des Seilkönigs und der „Tochter der Luft“ raste mit einem Zinnteller sammelnd durch die Menge. Plötzlich stand ein Offizier am Wagenschlag. Luisens Herzs Schlag setzte einen Augenblick aus. Durfte man sie hier finden? Sie hörte Ika hell auflachen, sie wandte sich — und sah in flammende Augen: Prinz Louis Ferdinand grüßte.

Wie kam er her? War sonst noch jemand vom Hof bei den Seiltänzern? Der Prinz antwortete mit heller, schmeichelnder Stimme: „Niemand vom Hof, Königliche Hoheit. Seine Majestät der Zufall ist es, der mir das unbeschreibliche Glück dieser Begegnung verschafft.“

Er blieb am Wagenschlag stehen, er plauderte, lachte, er war scharmant und spöttisch, kindlich und überheblich — ach, fast ein wenig wie Bruder George. Plötzlich sah er Luise bittend an: „Meine Schwester würde entzückt sein, wenn Ihre Königlichen Hoheiten ihr die Freude machten, den Tee bei ihr zu nehmen. Und wenn

Ihre Königlichen Hoheiten geruhen, die Prinzeß Luise in Bellevue zu besuchen, so wird Frau von Voß sicherlich die Gnade haben, dies gelassener aufzunehmen als den Besuch der Seiltänzer.“

Was wußte der Prinz von der Voß? Luise sah auf die Schwester. Ika errötete. Die Kronprinzeß gab Befehl, nach Bellevue zu fahren. Louis Ferdinand eilte zu seinem Pferd.

„Ika, Ika, du hast mir verschwiegen, daß du mit dem Prinzen zusammengetroffen bist?“

„Es war doch nur zweimal“, antwortete Ika schlicht.

„Ohne einen Dritten?“

„Wir haben fast immer von dir gesprochen. Du warst dabei!“

„Und wo, um Gottes willen, wo? Ika, bedenke, dein Mann —“

Ika lächelte gleichmütig und wissend. „Mein Mann betrügt mich doch. Das weiß ich längst. Er ist nicht in mich verliebt. Prinz Louis Ferdinand ist gut. Ich bin so gern mit ihm. Mein Mann spricht nie richtig mit mir — — Und weißt du,“ fuhr sie lebhafter fort, „Prinz Louis ist der klügste Mensch in Berlin. Wir verdummen ja ganz in unseren Ehen.“

„Ika!“ Jäher Hochmut flog über Luisens Mundwinkel.

Da schlang Ika den schmalen Arm um die Schwester. Dieser Bewegung konnte Luise nie widerstehen. Wollte die kleine Ika auf Irrwege gehen? Dann war es Pflicht der Schwester, sie zu schützen. Sie mußte zugegen sein, wenn Ika den Prinzen Louis Ferdinand traf, was ja so leicht war, denn er wohnte bei seinen Eltern und der Schwester. Und der Prinz hatte einen so schlechten Ruf.

Nun flüsterten Luisens Hofdamen nicht mehr, sie sagten es hart und laut zueinander: Die Kronprinzeß tritt die Etikette mit Füßen. Sie tanzte unaufhörlich. Sie wählte ihre Tänzer nicht nach Rang und Stand. Sie

fuhr fort, willkürliche Einladungen zu erlassen, Einladungen zu versäumen. Und sie war etwas ganz Schrecklichem verfallen, etwas, das der Korrektheit fast so klang wie das Wort Revolution: sie war der „Ferdinanderie“ verfallen.

Frau von Voß stand zitternd vor Friedrich Wilhelm und sagte dies an. Er blickte in das vornehme Gesicht der stattlichen Frau. Er hätte darin anderes lesen können als Protest, wenn er sich auf Enträtseln von Gesichtszügen verstanden hätte: eine Herzensangst und Herzensbeteiligung, sich äußernd in höfischen Worten. „Sind Verwandte“, antwortete er kurz.

Er ging in die Zimmer seiner Frau. Durchwanderte sie. Luise war nicht da. Friedrich Wilhelm setzte sich steif in einen Sessel. Und wartete. Er wartete viele Stunden.

Endlich, die Zeit des Soupers war überschritten, kam Luise herein. Mit geröteten Wangen, mit strahlenden Augen, frisch, sprühend vor Lebenslust.

„Mein armer Fritz“, rief sie lachend. „Hast du warten müssen? Bist du böse? Ach, verzeih'. Wir müssen gleich wieder fort. Es ist Ball auf der englischen Gesandtschaft.“

Friedrich Wilhelm stand steil:

„Wir werden zu Hause bleiben. Und dies wird für längere Zeit dein letzter Besuch in Bellevue gewesen sein.“

Sie sah sein bleiches, mürrisches Gesicht, stutzte — ging zu einem Sofa und ließ sich nieder. Sie fragte hochmütig und kühl: „Darf ich um eine Erklärung für deine Eröffnungen bitten?“ Wie fremd ihr selbst dieser Ton klang. War es nicht, als spräche des Prinzen Schwester, die herrische Luise aus Bellevue? Ja doch, man lernt durch Umgang!

„Bedarf keiner Erklärung. Ist mein Wille. Genügt.“

Sie starrte ihn sprachlos an. Sie war kindisch empört.

„Hast du wieder auf dieses ewige Gerede der alten Voß gehört? Mein Gott, ich bin doch jung. Ich habe

doch nicht die Lebensprinzipien einer Greisin. Ja, läge in all den Etikettevorschriften klar ein edler Sinn, so wollte ich mich beugen. Aber du selbst hassest doch all die Beschränkungen, in denen weder Tugend noch Menschlichkeit sich offenbart."

Friedrich Wilhelm wurde verlegen. Hundertmal hatte er selbst sich gegen lästigen Zwang aufgelehnt.

„Die Ferdinanderie paßt mir nicht“, stieß er heraus, milderte dann die Stimme: „Luise, können wir nicht einmal allein sein des Abends?“

Er fühlte ihre Arme um seinen Hals, hörte ihr süßes Lachen. „Aber wie gerne, Fritz. Ich singe dir Lieder wie in Darmstadt. Und du bist doch nicht mehr böse wegen Bellevue. Sieh, meine kleine Schwester — du weißt doch — ihr Mann — sieh, die kleine Ika, die ist so gern bei den lebhaften Menschen. Und wenn ich sie allein dort liebe — nicht wahr —“

Der Kronprinz fühlte Luisens liebe, zärtliche Gestalt. „Küsse mich“, sagte er. Und er fühlte die frischen Lippen, vermißte fehlenden Aufruhr nicht. —

So fuhr man denn wieder nach Bellevue: die lange schöne Allee auf das Schloß mit der klassischen Fassade zu. Jedesmal war es anders, wenn man kam, und immer war es, als sei man beflügelt, schwebe, tanze über den Dingen.

Louis Ferdinand stand am Tor. Sein Gruß war wie eine Fanfare. In seinen Flammenaugen spiegelte sich das Licht des Frühlingstages.

„Im Garten blühen schon Veilchen“, rief er —

Und dann ging man jungen, tanzenden Schritts durch den Garten. Der hatte seine Grotten und Obelisken, seinen künstlichen Hügel, seine Monumente, so kurz er existierte.

Der Prinz pflückte Veilchen. Zwanglos ließ er sie in Ikas Kleidausschnitt fallen. Sie lachte beseligt, ihr Mann tat dergleichen nicht. „Ich habe Verse auf diesen köstlichen Garten geschmiedet, wollen Ihre Königlichen

Hoheiten geruhen, sie anzuhören?“ Und er deklamierte schon: spöttische Worte der Warnung, daß die Besucher des Gartens den Berg nicht flach treten möchten und ihre Schoßhündchen nicht den See aussaufen.

Luise lächelte. Prinz Louis konnte alles: Verschen machen, musizieren, Soldaten retten, Krieg führen und so köstlich plaudern. Ach, er war der Prinz aus Genieland —

Nun saß er am Klavier und begleitete Luisens Gesang: „Ein Veilchen auf der Wiese stand“ — — „Will sich Hektor ewig von mir wenden“ —

Ika wirbelte heran. Das teure Lied aus Darmstadt: „Unsere Katz' hat sieben Junge“, war das etwa ganz verpönt?

Der Prinz umfaßte die schmale kleine Ika. Seine Lippen streiften ihr Haar. „Prinz Louis.“ „Es war nur der Wind.“ Und nun saß er wieder am Klavier. Verkündete: Eine Sonate von Ludwig van Beethoven. Und spielte.

Luise umklang diese Musik als ein unbegriffener Aufruhr, eine schauernde Gewalt. Wie der Prinz die Töne aufquellen, aufbrausen ließ. Er spielte den Sturm und die Nacht, den Frühling und den holdesten Morgen.

Wunderlicher Prinz. Wie sollte sein Temperament sich einfügen in das nüchterne, steife Wesen am Hofe! Man ertrug es doch nur, wenn man tanzte. Man konnte ja gar nicht sprechen mit all den andern Menschen. Er ist, so fühlte Luise, als sei er am Rhein geboren oder am Neckar. Alles blüht an ihm. Sie hatte die Stirn gesenkt. Ach, nun liebte er Ika. Und sie ihn wohl auch. Wenn doch das einst, einst gewesen wäre — —

Sie sah sich plötzlich mit Louis Ferdinand allein. Er war auf ein Taburett in ihrer Nähe geglitten, fast hingeflossen in seiner weichen Schlankheit.

„Wir führen Kriege ohne Ruhm“, stieß er heraus. „Am Rhein, da hatte es noch Sinn. Denn für eine große Idee gekämpft zu haben, adelt auch den Mißerfolg. Aber nun will Preußen sich in Polen vergrößern. Will zu seinem Sand noch Schnee und Steppe. Ein Irrsinn wäre

mir lieber als dieser Flachsinn. Die Regierung hat keine politischen Instinkte mehr. Sie zertrümmert nicht den Staat Friedrichs des Großen — sie saugt ihm nur langsam den Lebensodem aus —“

Luise erschrak. Sie hatte dergleichen noch nie gehört. Sie wußte nur, alles war groß, glorreich und herrlich. Der Prinz sprudelte weiter seine heftigen Worte heraus. Sie verstand ihn kaum. Sie sah nur, wie schön er war.

„Ich habe mich gesehnt nach einer Seele, die den Gedanken zum Vaterland erfassen kann und fühlt, was ich weiß: Preußen hat die Mission, das Hirn, das Herz Germaniens zu werden. Es muß mit der Kraft seines Geistes den blühenden Süden aus seinem weichen Schlaf rufen —

Und dann wird es eine Vermählung geben zwischen Verstand und Gemüt: zwischen Norden und Süden. Dies ist der Weg Preußens.“

Sie lächelte traumhaft. Die ferne Heimat eins mit der neuen Heimat. Ein Groß-Germanien. Licht blühte in ihren Augen. Sie begriff Louis Ferdinands angeborene Genialität, sie begriff die Kühnheit seiner Natur — sie war hingerissen und flüsterte:

„Welch eine schöne Welle trägt Sie, Prinz.“

Er sprang hoch, hob die Arme:

„Diese Welle sind Sie, Luise —“

Ihr Herzschlag setzte sekundenlang aus. Sie ward wie blind. Ohne Fassung sagte sie mit dunkler, spröder Stimme: „Ika?“

„Ika? Wer sollte sie nicht bezaubernd finden? Wer sollte ihre Süße, ihre Einsamkeit nicht umschmeicheln wollen? Sie ist ein Kind — ein Spiel im Wind — eine Blume —“

Er lag plötzlich auf den Knien vor Luise —

Sie spürte, als eine Hilfloze, den heißen Atem seines Mundes, sie sah die geheimnisvollen Augen von Schmerz durchflutet, und Worte rauschten auf:

„Ja, eine schöne Welle trägt mich — Sturm ist in meiner Seele, seit ich Sie gesehen.

Luise, ich bete Sie an — ich vergehe nach dir —
Luise —“

VI. Kapitel.

Wie ward dieser Auftritt beendet? Wie kam sie heim? Dämmerung lag um die Dinge.

Hundert Abende lang hatte Luise die Schmeicheleien allerhöchster, höchster und höfischer Personen gehört. Hundert Abende lang war sie lächelnd durch all die Wolken von Weihrauch gegangen, nichts anderes denkend, es gälte dies eben ihrem Rang, ihrer Stellung.

Nun wußte sie, Louis Ferdinand war nicht auf den Knien gelegen vor ihrem Rang und vor ihrer Stellung. Sein Ungestüm suchte zu ihrem Herzen. Gestern hatte sie noch gedacht, wie schön es sei, daß Ika in Prinz Louis Ferdinand nun einen Freund gefunden. Ja, gestern war sie noch ein Kind gewesen, dem alles Spiel ist.

Und nun wußte sie schluchzend: sie selbst trug durch ihr unbedachtes Wesen, durch diese Zusammenkünfte und Vertraulichkeiten Schuld, daß ein fremder Mann um ihre Liebe flehen durfte. Sie, die in feierlicher Stunde Gott gelobt hatte, ihrem Gatten Liebe und Treue zu erweisen, bis der Tod sie scheide. Das große Gelübde stieg vor ihr auf mit schreckhafter Gewalt. War sie auf dem Wege, eine leichtsinnige Frau zu werden?

Sie schlang die Finger ineinander, wollte beten, fühlte den Mund und die Kehle trocken, als könne sie nicht atmen —

Die Gräfin Vieregg trat ein. Luise, anerzogene Fassung rasch findend, fragte, kalt vor innerer Unruhe, nach den Wünschen der Hofdame und vernahm, ein königlicher Befehl wiese die Ergebene zu diesem ihr so schweren Gang.

Luise hob das Gesicht. Eine dumpfe Vorahnung von Peinlichem gab ihr hochmütige Haltung, fürstlich-kalte

Gebärde. Und die unglückliche junge Hofdame begann zu sprechen. Untertänigst, untertänigst, natürlich. Aber sie hatte sich eines königlichen Befehls zu entledigen, und der lautete:

Ihre Königliche Hoheit habe sich den Anordnungen ihrer Oberhofmeisterin von Voß unbedingt zu fügen. Ihre Königliche Hoheit habe sich zu benehmen wie jede andere Prinzessin am Hofe. Die Klagen von allen Seiten häuften sich. In aller Gnade noch, aber auch mit allem Nachdruck, ließe der König ersuchen, daß er keine Klagen mehr zu hören bekäme.

Die Selbstanklagen Luisens waren bitterer. Sie ließ die Worte der unglücklichen Hofdame in vollkommener Ruhe über sich ergehen. Sie antwortete die notwendigen Phrasen und gab das Zeichen der Entlassung. Doch als die arme Gräfin Vieregg schon an der Türe war, ging Luise ihr nach, sagte leise: „Liebe Gräfin, verzeihen Sie, daß ich Ihnen diese Mühe machte.“

Die Gräfin Vieregg schluchzte auf, küßte leidenschaftlich Luisens Hände. —

Frau von Voß kam. Sie stand wie ein Turm im Raume, ihre Stimme klang spröde: „Man hat Eure Königliche Hoheit bei Seiltänzern auf der Gasse mit dem Prinzen Louis Ferdinand gesehen, man hat Eure Königliche Hoheit —“

Luise brach in ein nervöses Weinen aus. Es milderte sich weder durch Riechsalz noch oberhofmeisterliche Worte —

Friedrich Wilhelm stand mit mürrischem Gesicht in einer Fensternische und blickte auf das Zeughaus hinüber. Sein melancholisches Auge streifte die barocken Zierate der Dachgesimse, sein inneres Auge durchdrang die Mauern und sah bis zu den Fahnen Friedrichs des Großen, die da hingen, ruhmgetragen und zerfetzt aus großen Schlachten.

Es wäre Friedrich Wilhelm leichter gewesen, mit einer Fahne in der Hand Schanze oder Festung zu

stürmen, als was er auf Befehl seines Vaters tun sollte, „den Herren herauszukehren und Luise zu zeigen, daß wir hier gewohnt sind, uns bei unseren Frauen Gehorsam zu schaffen“.

Was hatte denn Luise so Schreckliches getan? Sünden gegen die Etikette, die Friedrich Wilhelm doch selbst oft so lästig war. Sein fürstliches Standesgefühl lehnte sich auf: Machen die Hofstaaten, macht die Hofgesellschaft Revolution? Aber da spielte noch anderes. Das mochte er nicht glauben. Und mußte es doch bereden: seine liebe Frau, die jede Nacht in seinen Armen einschlief, solle ein Einverständnis haben mit dem tollen, verrufenen Prinzen?

Graf Medem hat schon gewarnt, sagte der König. Wie, weil Luise ein paarmal die „Ferdinanderie“ aufgesucht, und weil keine Dame, mit der Prinz Louis Ferdinand sprach, übler Nachrede entging, sollte er Luise zur Rechenschaft ziehen?

Friedrich Wilhelm ballte die Hände zusammen, bearbeitete mit dem schmalen Fuß die Diele.

Da kam Frau von Voß gerauscht. Verdammt, was wollte die?

„Habe keine Zeit, liebe Voß, bin beschäftigt.“

Er hörte, die Kronprinzessin sei ohnmächtig. Er hastete an der Oberhofmeisterin vorüber.

Luise vernahm seinen Schritt. Großer Gott — nun kam das Allerärgste. Nun kam er. Und sie hatte keinen Beistand — nicht Vater, nicht Bruder waren da, und wer würde auf die kleine Ika hören?

Sie richtete sich auf. Sie hatte sich selbst schon angeklagt. Die Anklagen anderer sind leichter zu hören.

Friedrich Wilhelm kam steif und hölzern heran. Sie standen einander wie Schachfiguren gegenüber auf der schön abgetheilten Täfelung des eingelegten Parketts. Und wenn mich alle hier verurteilen, ich bleibe doch die Herzogin zu Mecklenburg, dachte sie plötzlich kühl und weltlich.

Friedrich Wilhelm sagte still: „Du hast geweint, Luise?“

Ihre Gestalt durchflog ein Zittern.

„Es tut mir so leid, Luise; hat man dich gequält?“

Sie flog, alles vergessend, an sein Herz. Er spürte den Duft ihres Blondhaars, ward beklommen, führte sie sanft nach dem Sofa. Sie schluchzte, rang nach Worten. Er streichelte leise ihre Hände, löste seine Gestalt ein wenig von der ihrigen, fand Worte:

„Eine Ehe ist anders als die Mädchenzeit, Luise. Wer heiratet, wird ein Teil des andern. Wer das nicht sein kann, müßte für sich bleiben. Die Dinge hier, die vielen Feste, das Changement, die fremden Eindrücke, das alles hat dich ein wenig verwirrt gemacht, nicht wahr? Ich will nichts von andern hören, Luise, du selbst, du allein sollst es mir sagen.“

Er stotterte, fühlte Pein, quälte endlich den Namen Louis Ferdinand heraus.

„Ich glaubte, er hätte Ika ein wenig gern —“, flüsterte sie.

„Und spieltest die Dame d'honneur deiner verheirateten Schwester? Nun, auch dies ist beendet.“ Die Stimme Friedrich Wilhelms wurde kälter: „Hat der Prinz dich geküßt?“

Sie jubelte auf: „O nein — niemals, ich schwöre es dir —“

Da lächelte Friedrich Wilhelm befreit.

„Du hast einen schrecklichen Tag gehabt, mein Herz. Kann nun alles gut sein? Willst du mir versprechen, daß ich nicht mehr gezwungen bin, all die Klagen über deinen Freiheitsdrang anzuhören?“

Sie hing an seinem Hals. Aller Jammer, den sie gefühlt, schluchzte hoch. „Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht, du.“

Friedrich Wilhelm bekam plötzlich ein feineres Ohr. Er hörte heraus, daß da eine leise Selbstanklage oder

Furcht mitklang. Und in einer kleinen, schmerzlichen Resignation sagte er:

„Wir wollen fort aus Berlin. Hinaus in die Stille. Nach Potsdam. Dort wird dir alles leichter sein. Wir haben vor Gott gelobt, unsern Weg zusammen zu gehen. Bedeutet es dir so viel Entsagung? Weißt du noch nicht, daß aller Menschenweg durch Entsagung führen muß?“

Und er sah sie mit seinen melancholischen Augen still an.

Sie fühlte zum erstenmal die unbeirrbare Vornehmheit seiner Natur. Erschütterung, heißes Wollen faßte sie: Luise beugte sich herunter und küßte seine Hand.

Über den Havelseen flatterten die weißen Möwen, um die Birken wehten lichtgrüne Schleier, die Wasser waren überhaucht von himmlischem Blau. Ein traumhaftes Eiland entstieg der Flut. Durch das Geräusch des Schilfs zog der kleine Kahn. Und Luise dachte: Wo bin ich? Wie sonderbar stolz und schwermütig ist dies alles um mich. Aber sie lächelte, als sie an Land trat. Da stand ein wunderliches Haus, wie der Natur zugehörig, und da kamen wunderliche Vögel geschritten im Glanz ihrer grünblauen Schleppen. Sie strichen über grünende Rasenflächen hin, sie sandten ihre Schreie von uralten Bäumen herab, wie Hilferufe Verstiegener. Gemäuer ragte auf über Gebüsch —

Wunderliches Eiland. Hier wollte man nicht über den Wiesenplan tanzen. Hier war es, als sei alles fernen, dunklen, schlafenden Göttern geweiht.

Der Kronprinz schwieg, weil Luise schwieg. Sie ging an seinem Arm. War ein wenig still geworden, die Luis'. Ein bißchen schmal im Gesicht. Trug ein Bandeau unterm weichen Kinn. Friedrich Wilhelm war gerührt, ihr schöner Hals hatte eine kleine Entstellung bekommen. Die Doktores sagten, das käme, weil sie ein Kind erwarte.

Er liebte den kleinen Fehler. Zärtlich zog er ihren Arm an sich. Und erzählte, wie oft er in einsamen

Knabenjahren hier gewesen, auf der Pfaueninsel. Sie dachte, angerührt von der Sonderbarkeit des Ortes: Nun begreif' ich deine scheue Seele — —

Der Kahn fuhr andere Wege: Vorbei am Lustgarten mit seinem barocken Brunnenbild, vorbei an den anderen königlichen Gärten — einem fernen Dorfe zu. Der Wasserspiegel weitete sich, Kiefern und Birken rückten ab. Wunderliches Gleiten. Am Himmel schwammen weiße Wölkchen, senkten sich rötlich, waren wie geballt am Rand des Sees. Man landete, ging in diese weiß-rötlichen Wolken hinein. Und Luise schluchzte fast: Die Baumblüte, die Baumblüte, ach, wie daheim an der Bergstraße. Irgendwo stand ein „alter Krug“.

Der Offizier und seine junge Frau wurden respektvoll bedient: Johannisbeerwein schimmerte rubingleich im Glase. Ein armseliges Männlein, zahnlos und stoppelbärtig, ruhte sich aus im „Krug“, hatte ein jämmerlich Dünnbier vor sich und eine Hucke Last neben sich. Seine Blicke konnten Gelüst nicht meistern. Der Kronprinz ergriff die halbvolle Flasche, brachte sie dem Männlein. „Damit Madame la princesse nicht so etikettewidrig handelt“, flüsterte er ihr zu.

Die Heimfahrt ging schon in den Abend hinein. Nun lag das Wasser in seltsamem, opalisierendem Grau. Luise starrte auf die weite Fläche. Der Kronprinz war besorgt, sie möge sich nicht erkälten. Ach, hier in der Freiheit gewiß nicht. Aber im Schloß waren die Zimmer so eisig. Oft überfielen Luise Hustenschauer, so heftig, bis Blut kam.

Blut? War es Blut hier über den Wassern? War es der Widerschein letzter Sonne? Sie sah über dem grauen Wasserspiegel diese kleinen Purpurstreifen ziehen, winzige Linien, tausende gewellter Farbstriche, die sich in der Ferne zusammenfügten zu einem rätselvollen Schein: Havelgeheimnis.

Fern am Rand des Wassers erhoben sich die Kuppeln und Türme von Potsdam, als entstiege es dem Meer.

Luise sah wie eine Bezauberte das festlich-schöne Bild: und wußte, sie liebte die neue Heimat —

Des Abends kam man wieder heim in jene Gemächer, die Luise allein durchwanderte, wenn der Kronprinz Dienst machte in seinem blauen Regiment. Sie tat nichts mehr, was Frau von Voß beleidigte, sie konnte nun schon fast ein Automat nach Vorschrift sein. Sie saßen im kleinen Zimmer, soupierten, sprachen das Vernünftigste. Fern schiefen im Pathos der Einsamkeit die silbernen Gemächer Friedrichs des Großen. Der Kronprinz nahm nach Tisch wohl eine Handschrift des hohen Autors und las Luise daraus vor. Sie verstand kein Wort von der Materie. Sie schob zaghaft dem Vorleser wohl ein Buch unter: Schiller, Jean Paul, Herder. Friedrich Wilhelm beachtete es nicht.

Luise fühlte dunkel, daß bei Friedrich Wilhelm verzeihen und verstehen nicht zusammengefallen war. Sie lebte in leiser Angst, er trüge ihr manche eigensinnige, unbedachte Handlung aus diesem Winter noch nach. So warb sie um ihn. Ging Demutswege, deren Armut er vielleicht gar nicht begriff oder ahnte.

Scheu und zag wie der Frühling in der Mark war ihr Herz geworden.

Sie ging, ein Bild weiblicher Demut, an Friedrich Wilhelms Arm in den Straßen von Potsdam spazieren. Wurde begrüßt, als sei sie eine Heilige, und dachte dabei, dies wäre wohl so Sitte. In Darmstadt hatte man vor Hoheiten nicht so getan. Sie stickte des Abends an nicht endenwollenden Kissenbezügen (schrecklich, schrecklich, es gab doch tausend bezogene Stühle im Schloß) und kam sich selbst wie eine kleine Märtyrerin vor, der gebietende Voßblicke sagten, am Ende darf man dich noch begnadigen. Bis ein Tag kam, da sie mit Friedrich Wilhelm von der großen Fontäne in Sanssouci ab die köstliche Allee hinunterschritt. Der Park schwamm in smaragdenem Licht. Die Amseln riefen wie Verzückte. Selbst die feierlich-dunklen Buchsbaumkegel schienen zu jauchzen.

Da sagte Friedrich Wilhelm: „Du, eigentlich dürfen

wir das gar nicht, so alleine gehen. Es müßten Damen und Kavaliere uns begleiten. Die Voß hat mich schon zweimal untertänigst gezankt.“

Da fand Luise ihr Lachen wieder. „Dann soll es auch für etwas Rechtes sein, Fritz, wenn sie dich zum drittenmal zankt.“ Und ihr Schritt hob sich, ihre Arme hoben sich zärtlich — und plötzlich tanzten die jungen Eheleute die stolze Allee hinunter zum Neuen Palais.

Was vor einem Vierteljahre Luise nicht unerträglich erschienen wäre, stand jetzt wie ein tödlicher Schrecken vor ihr: der Kronprinz bekam Befehl, zur Armee nach Polen zu gehen. Im Augenblick, als sie beide zum Einklang der Ehe gefunden, kam eine Trennung, kam ungewisses Schicksal. Luise begriff nichts von Politik, sie hatte nur ein dunkles Erinnern, daß man diese Sache in Polen als verfehlt betrachte. Um sie brausten wirre Kriegsprophezeiungen, Potsdam glich einem Heerlager, dieser Feldzug schien viel gefährlicher, als der gegen den Rhein. Von Mund zu Mund wurde ein Ausspruch des Königs getragen, der stolze Vers aus Racines Athalie: „Je crains Dieu et n'ai pas autre crainte.“ Und sie hörte sich selbst vom König angesprochen: „Mut, Soldatenfrau, keine Tränen.“

Abschied, Abschied. Sie schluchzte in Friedrich Wilhelms Armen. Und er tröstete auf die zarteste Weise; er würde bitten, daß der Bruder George sie besuchen dürfe, und sie würde mit Ika, deren Gatte gleichfalls ins Feld zog, in Sanssouci ganz still leben.

Luise hatte sich erst so weit gefaßt, diese neue und schmerzvolle Veränderung mit dem Verstand zu begreifen, als auch die Stunde der Trennung schon da war.

Friedrich Wilhelm konnte nicht ganz verbergen, daß er fühlte, sich in Gefahr zu begeben. So schieden sie. Kaum war er Luisens Blicken entschwunden, schrieb sie ihm schon. Ach, anders als einst aus Darmstadt. Eine geängstete Frau schrieb, die zugleich noch unsicher war,

ob der Gatte auch an ihre nun ihm so sehr gehörende Neigung glaubte:

„Was ich gelitten habe, als ich Deinen Wagen abfahren sah, war, als ob man mir die Seele aus dem Leibe reiße — denn was bin ich ohne Dich, teuerster Freund — ich schwöre Dir, daß keine Liebe der gleich ist, die ich für Dich fühle, nicht zu Vater, zu Bruder, zu Schwester — —“

Und nun saßen die Schwestern, wieder vereint, in Sanssouci. Mit Bruder George. Doch er wurde bald abgerufen. Der fast unbekannte Onkel in Neustrelitz starb, und Luisens Vater wurde Herzog, Bruder George der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz. Ein großes Ereignis. Unter neuen Tränen blieben die Schwestern allein.

Ein banger, einsamer Sommer ging.

Wo war Luisens alte Fröhlichkeit geblieben? Die Soldatenfrau wartete auf Nachrichten. Ein sonderbares Bangen durchschlich die Tage. Ein Gefühl ratloser Vereinsamung lastete auf Luise: sie hatte gelernt in Berlin, daß Gesichter und Worte täuschen können, daß es Masken der Freundschaft gibt. Sie fühlte sich unter Fremden, deren Charakter und Verbindungen und Absichten sie nicht zu überblicken vermochte. Wo sollte ihre noch so geringe Seelen- und Menschenkunde sich Rat holen?

Sie suchte in Büchern. Las im Herder:

„Die Seele ist über alles Vermögen niedriger Organisationen so weit hinaufgerückt, daß sie nicht nur mit einer Art Allgegenwart und Allmacht tausend organische Kräfte des Körpers beherrscht, sondern auch in sich selbst zu blicken, sich selbst zu beherrschen vermag.“

War das nicht doch eine Antwort? Sich selbst erkennen, sich selbst beherrschen, vielleicht verlieh das die Kraft, auch über andere sich klar zu werden?

Sich selbst beherrschen! Ach, es hieß in ihrem Falle, zunächst den Vorschriften der Frau von Voß nachzuleben. Der ewigen Eitekette. All dem trübseligen Formelkram.

Dann las sie im Jean Paul, in dem kleinen löschpapiernen Büchlein: „Heiterkeit, die nur der Mensch haben kann, schließt wie ein Frühling alle Blüten des Innern auf. Ein verdrießlicher Gott wäre ein Widerspruch, und das Seligsein ist um eine Ewigkeit älter als das Verdammtsein. Versucht es nur einige Tage lang, euch beruhigt und heiter zu erhalten — —“

Ach, dazu hatte es sonst keiner Aufforderung bei Luise bedurft!

Doch nun sorgte sie sich um den Gatten, der draußen war im Wechselspiel des Krieges. Sie empfing Nachrichten, hörte hundert Gerüchte. Einmal wurde Warschau belagert, dann wieder aufgegeben. Der Kronprinz litt unter seiner militärischen Stellung, er wurde von der Front zurückgenommen ins Hauptquartier. Ein sonderbares Hin und Her. Die Schwestern studierten die Karte von Polen, ohne sich dadurch klar zu werden über die Notwendigkeit und die Belange dieses Feldzuges.

„Das Übel verfliegt, wenn ich nach ihm nichts frage“, stand im Jean Paul. Ach, es war so tröstlich, in seinem „Andachtsbüchlein“ zu lesen.

„Wenn du frei, froh und ruhig sein willst, so nimm das einzige Mittel dazu, das nicht in den Händen des Zufalls liegt: die Tugend.“

Erwarte nicht außerordentliche Gelegenheiten zum Guthandeln, sondern nutze die gewöhnliche Lage. Ein dauerndes Fortschreiten ist besser, als ein kurzes Auf- und Abfliegen.

Sieh jeden Tag für ein ganzes, eignes Leben, für keinen Abschnitt des Lebens an, und genieße ihn ganz, ohne ihn durch das Eilen zu einem künftigen Abschnitt zu überspringen!

Rechne die Vorteile einer kurzen Freude für nichts gegen den langen Nutzen, den der aufopfernde Gehorsam gegen dein ästhetisches Ideal bringt!“

Sie ließ nachdenklich das Buch sinken. Ach, man mußte einen Menschen haben, der das Gelesene freier

und leichter mit der Wirklichkeit verbinden konnte, als sie es vermochte. Die Voß und die Vieregg waren solche Menschen nicht. Aber die Hofstaaten konnten zufrieden sein. Ihre Hoheiten taten jetzt nur das Schicklichste und schienen korrekt und kühl wie silberne Leuchter!

Die Zeit dämmerte hin.

Die Rosen waren aufgeblüht in den Gärten von Sanssouci, waren wieder zerflattert. Manchmal weinte Luise vor Sehnsucht nach ihrem Gatten. Dann fuhr sie wohl nach Berlin, nur um die Dinge zu sehen, die er benutzt hatte, oder mit denen er sich beschäftigt. Sie drückte ihr Gesicht in ein seidenes Kissen, auf dem er geruht, sie sah die Bilder von Soldaten an, die er gemalt.

Ach, sie trug ein Kind von ihm. Sie war in ihm beschlossen. Sie fühlte, sie mußte sich selbst noch so sehr erziehen, sie mußte so viele Dinge ablegen, die er schwer ertrug, die gegen seine Natur gingen. Sorgenvoll war das Leben. Wer geheiratet hat, ist ein Teil des andern. Die Kronprinzessin von Preußen kann nicht mehr die kleine, ausgelassene Darmstädterin sein.

„Ist die Jugend schon dahin?“ fragte Ika spöttisch. Sie war ein wenig verändert. Sie hatte wohl die Sache mit dem Prinzen Louis Ferdinand Luise verübelt. Doch Luise war der Gedanke daran zu schwer, sie konnte nicht davon sprechen.

Die blauen Tage des August kamen und gingen. Der Sommer versank. Eine so schmerzliche Stille legte sich über die Natur.

Der September brachte seine lichten, verklärten Tage. Langsam, langsam schritten die beiden Schwestern nun die Parkwege entlang, im leise gilbenden Laub. Beide trugen sie Erwartung. Kinder sollten sie haben, sie, die noch so unfertig sich fühlten, Frauen zu sein, sollten nun bald Mütter werden —

Jählings stand Friedrich Wilhelm vor seiner Frau. Im Traum des Septemberabends.

Sie fühlte ihn als den Erlöser aus Schwermut und Einsamkeit, all ihre Lebenslust, so lange noch zurückgebändigt, schwoll auf: sie war wie rasend vor Freude und zog den Heimgekehrten erneut in den Bann ihres Temperaments.

Wie lieb sie ihn hatte, wie lieb. Sie wählte die Worte nicht mehr, sie nannte sich selbst toll vor Freude, „splitterrasend toll vor Freude“. Und er, selig, sie wieder zu haben, glücklich, dem „polnischen Elend“ entronnen zu sein, blühte auf wie einst in der Brautzeit.

Sie mußten nach Berlin zurück. Feierlich, mit ihrem ganzen Gefolge. Der Voß, der Vieregg, den Kammerherren, dem Major Köckritz, des Kronprinzen Vertrauten. Und da, im lieben Haus, so nah Ikas Haus, sollte nun das kleine Kind kommen. Wer von den beiden Nachbarinnen würde das schönere Kindchen haben?

Luise mußte alles stürmisch begrüßen in der Wohnung, die sie nun schon die „alte“ nannte. Friedrich Wilhelm tat noch nicht wieder den regelmäßigen Dienst, war viel zu Hause.

Und eines Tages, als sie ihm rasch etwas zeigen wollte, und allzu eilig eine schmale Verbindungstreppe hinabstieg, kam sie zu Fall.

Sie lag eine Weile hilflos in Ohnmacht. Erwachte in ihrem Bett. Und erwachte zu tausend Schmerzen. Nach vielen Stunden des Kampfes trat das Ereignis ein: das Mysterium der Geburt — —

Es war so still im Raume, als Luise aus Schmerz und Dämmerung sich aufrichtete. Sie verlangte, ihr Kind zu sehen.

Ika beugte sich über sie. Ikas Tränen fielen über Luisens Hände. „Du weinst“, sagte Luise sanft. „Ist mein Kind nicht schön?“

„Es war schön“, sagte endlich die kleine Ika in die bange Stille hinein. — —

Ein ruhiger Winter kam. Auch die kleine Ika hatte

Schweres durchlitten, eine lange, gefährliche Fieberzeit. Aber nun besaß sie, die Spielerische, Kindliche, einen kleinen Sohn, ein kleines, lebendiges Püppchen. Die Wiege im Kronprinzenpalais war fortgeräumt. Die kleine Tochter, die so schön gewesen, schlief ihren rätselvollen Schlaf, fern, in einer Gruft bei Helden und Herrschern.

Von Herrschern wohl, aber nicht gerade von Helden, wurde viel gesprochen in der Hofgesellschaft. Die preußischen Offiziere feierten Salontriumphe, und während der Petersburger Hof laut verkündete: „Polen ist ganz unterworfen und erobert durch die Waffen der Kaiserin“, begnügten sich die preußischen Diplomaten beim Friedensschluß zu Basel mit dem Ergebnis, daß Preußen, nachdem es so viel Blut im Westen und Osten geopfert hatte, einfach aus dem Koalitionskrieg ausschied. Man freute sich des Friedens. Es gab vielleicht nur wenige in der preußischen Monarchie, die in diesem Friedensschluß den Beginn eines trauervollen Abwärtsgleitens der Stellung des Staates fühlten. Prinz Louis Ferdinand tat es. Ihn zu sehen, mied Luise. Er hatte ein Regiment in Magdeburg erhalten. Als er zur Vermählung seiner Schwester mit dem Prinzen Radziwill nach Berlin kam, blieb Luise den Feierlichkeiten fern. Sie fühlte sich wieder guter Hoffnung, vermied nach Möglichkeit lärmende Feste. Kleine Reisen wurden gemacht. Besuche kamen. Luise sah einen feierlichen Akt des Johanniterordens, wanderte durch das Tegel der Humboldts und wurde endlich von ihrem Gatten zum Sommeraufenthalt nach Charlottenburg geführt.

Er sagte: „Dies ist unser ‚Still im Land‘, bis wir ein anderes, neues haben, das uns allein gehört.“

Luise war nun ganz gewohnt, sich zu fügen. So schwer es ihr manchmal noch fallen mochte, sie paßte sich Friedrich Wilhelm in allen Dingen an. Sie trug wieder ein Kind von ihm, sie gehörte ihm.

In ratloser Lage hatte sie seine Freundschaft erfahren und die unbeirrbar Vornehmheit seiner Natur erkannt.

Um dieses Erlebnisses willen fand sie sich nun in seinen Alltag mit immer neuer, liebevoller Geduld.

Charlottenburg. Was für eine entzückende Zimmerflucht war für sie eingerichtet! Schöne, nicht zu große Räume, die Fußböden köstlich mit edlen Hölzern ausgelegt, die Wände in schönen Farben bespannt, die Möbel so neu und elegant. Ein Alkovenbett und viele Spiegel, und jenes Gemälde, zu dem sie so lange mit Ika gestanden: die Schwestern in weißen Gewändern, wie sie die Herme des Königs mit Rosen bekränzen.

Luise lächelte beim Wiederanblick des Bildes: sie fand die Statue, die Schadow von ihr und Ika geformt hatte, viel schöner. —

Frau von Voß stand vor ihr. Ihre Königliche Hoheit solle das Schloß kennenlernen. Sich gütigst das Wichtigste einprägen. Auch die Frau Prinzessin von Thurn und Taxis würde die „Tour“ mitmachen. Ja, die Therese war da! Wie gut von Friedrich Wilhelm, ihr die Schwester einzuladen.

Und sie schritten durch die Pracht des Knobelsdorffschen Flügels, durch den goldenen Saal, der einen ganz wirr machte, kamen hinunter in die feierliche Flucht der Barockräume Friedrichs I. und seiner Sophie Charlotte von Hannover.

Frau von Voß gab sich Mühe, einen kunsthistorischen Vortrag zu meistern. Luise, kindlich vergnügt, suchte überall nach dem springenden Pferdchen, dem hannoverschen Wappentier. Sah lachend Gemälde, wie das Dreieinigkeitsbild von August dem Starken, Friedrich I. und dem Schwedenherrscher, und sagte munter: „Ihr seid mir schöne heilige drei Könige.“ Die Voß überhörte.

Man stand vor dem Schreibtisch, an dem Sophie Charlotte ihre Studien mit Leibniz getrieben. Prinzessin Therese rief enthusiastisch: „Kant ist größer als Leibniz.“ Luise antwortete flink: „Ein reines Herz bedarf keiner Philosophie.“ Die Prinzessin von Thurn und Taxis sank vor Staunen auf den hölzernen Leibnizstuhl. „Luise, ich

bitte dich, wie kannst du —“ Frau von Voß zog die Augenbrauen hoch und trippelte majestätisch zu der offenen Türe nach dem Garten. Die Philosophie war ihre Domäne nicht. Aber sie war etwas Schickliches. Möchte Frau Prinzessin nur die Frau Kronprinzeß etwas instruieren.

Aber Luise ließ sich gar nicht unterrichten. Vor der Schwester durfte sie doch endlich einmal ihre Meinung unverhohlen sagen: „Ich habe wohl über das nachgedacht, was du und deine Hofdame von der Kantschen Philosophie mir sagtet. Ihr bewundert seinen Pflichtbegriff und wundert euch doch des Todes, wie man als Ehegattin ganz der Pflicht leben kann, seinen eigenen Geschmack verleugnen und alles tun, was zum Glück des Gatten beiträgt. Dabei dachte ich, zu was denn all das Studieren, wenn es einem nicht die Kraft gibt, seinen Geschmack, seine Lieblingsideen und Gewohnheiten aufzuopfern, um einen andern glücklich zu machen? Man muß nicht grübeln, um gut zu werden. Gott hat die Richtlinien in unser Herz eingegraben, und wir müssen nur diesem folgen, um auf dem rechten Weg zu bleiben.“

In den Augen der Prinzessin von Thurn und Taxis spiegelten sich Erstaunen und Mitleid. Wie, so wenig mondaine hatte sich ihre liebe kleine Luise entwickelt? Gleich einer Bürgersfrau sprach sie, die den Thron der Philosophin Sophie Charlotte innehaben sollte.

„Glaube und gesunder Menschenverstand, meine liebste Luise, lösen allein nicht die Probleme, die an eine Königin herantreten werden“, sagte sie in gehaltener Klugheit. „Die Philosophie, die reine Vernunft —“ Eine freundliche Stimme unterbrach sie:

„Die Frau Postmeisterin gibt meiner Luise Unterricht in der Philosophie? Ei, ei, Frau Postmeisterin, verständigen wir uns: die Post und die Postulate sind Forderungen der praktischen Vernunft. Damit wollen wir es halten.“

Der Prinzessin von Thurn und Taxis, deren Gatte den

„Generalpostmeister des Reichs“ unter seinen Titeln führte, blieb nichts übrig, als zu lächeln. Sie sah ihre Schwester den nüchternen Mann jubelnd umhalsen und dachte beklommen: sie tun miteinander wie gute Bürgersleute wahrhaftig, wie gute Bürgersleute.

VII. Kapitel.

Goldener Tag! Triumph über Schmerzen und bängste Not, Triumph über das Schwanken von Angst und Hoffnung. Goldener Tag: Luise lag matt und selig müde, und der Kronprinz hielt das Kind in den Armen, den Erben der preußischen Krone: den neuen, ganz winzig kleinen Friedrich Wilhelm. Wem glich das Fritzchen? Es waren gar keine Zweifel: der Mutter. Blauaugen und ein rundes Gesichtchen und ein Schöpfchen blonder Locken hatte es mitgebracht.

Luise strahlte vor Glück, war rasch genesen und wollte eine Tauffeier mit höchstem Glanz. Stafetten nach Darmstadt und Neustrelitz wurden abgesandt. Zu der Witwe Friedrichs des Großen begab sich Luise selbst, die Invitation zu machen. Sie fand die Achtzigjährige bei der Lieblingsbeschäftigung ihrer ja so zahlreichen Mußestunden: auf einem goldenen Rokokoschreibtisch lagen Broschüren, Bücher, beschriebene Blätter: die Königinwitwe übersetzte. Sie arbeitete gerade an „De la destination de l'homme“ und gleichzeitig an „Leçons de morale“. Ja, ja, die Witwe Friedrichs des Großen übertrug Spaldings „Bestimmung des Menschen“ und Gellerts „Moralische Vorlesungen“ für ihre hohen deutschen Verwandten in die deutsche Bildungssprache, das Französische!

Luise sah darin keine Ironie, nur einen rührenden Fleiß. Die alte Königin lachte herzlich: „Kindtaufe? Kindtaufe. Habe mein Lebtage keine Kindtaufe abgehalten. Mein großer Gemahl, der Philosoph von Sanssouci, war nicht für solche bürgerlichen événements. Er begnügte

sich mit Neffen.“ Sie kicherte listig: „Haben hoffentlich netten Neffen beigebracht, liebes Mädchen?“ Die arme alte Königin war ein bißchen wunderlich geworden.

Luise feierte den Ehrentag in vollem Glanz. Was hatte ihr Fritzchen auch für Paten: die Kaiserin von Rußland, den Kaiser, die britischen Majestäten. Nun, sie waren nicht zugegen. Aber der König, die Königinnen, Prinz und Prinzessin Henri aus Rheinsberg, Prinz und Prinzessin Ferdinand, ach, und der allerliebste Papa, der allerliebste Bruder George umgaben die junge Mutter. Sie wußte kaum, wen sie mehr küssen sollte an diesem Tag: das Fritzchen oder den George.

Nun folgte ein stiller Winter. Luise lebte ihrem Bübchen. Über die Voß war eine Rache hereingebrochen: sie hatte jetzt ihrem Tagebuch keine Affronts mehr anzuvertrauen, sondern sie mußte von großer Einförmigkeit berichten. Aus dieser hob sich aber doch ein phänomenales Karnevalsfest, eine Redoute im Opernhaus.

Im wilden Treiben des Balles konnte Luise nicht die Hüterin der Schwester sein. Sie war unaufhörlich beansprucht und wußte nun, daß alle Anwesenden von Rang ein Recht auf die „Huld“ der Kronprinzeß hatten. Und da waren viele Anwesende von Rang: Ausländer, deutsche Prinzen, vornehmste Damen: die Herzogin von Cumberland, die Radziwills, Solms, Gualtieri, Wengersky, und ach, eine Flut wechselnder Aufführungen. Man mußte denken, es gab keine Sorgen, keine Armen, keine politischen Probleme im Land, wenn man dieses üppige Fest sah, und die wilden, lebenslustigen Offiziere von den Regimentern Garde du corps und Gensdarmes. Ob sich Prinz Louis Ika wieder genähert hatte?

Ika schwieg.

Eine andere Angelegenheit kam. Die oranische Familie war aus Holland vertrieben. Der Erbstatthalter, Schwager des Königs, flüchtete, sein Sohn war mit Friedrich Wilhelms Schwester Mimi vermählt. Dieses junge Verwandtenpaar kam, von einer Reihe holländischer

Familien begleitet, nach Berlin. Luise fühlte stolz, daß die Freundlichkeit den Vertriebenen etwas bedeuten könnte. —

Wundervolles brachte der Sommer: die erste Reise ins Ursprungsland und zu Vater und Bruder.

Sie überraschte Papa, der nun souveräner Herzog war, in Hohenzieritz.

Rosen leuchteten über den Gärten —

Jäher Wechsel.

Die blonden Schwestern waren plötzlich Krankenpflegerinnen. Sie taten es erst mit lieber, leichter Hand — und dann in quälender Sorge. Prinz Ludwig lag an einer schweren Halsentzündung, den Kronprinzen überfiel die gleiche Sache.

Luise pflegte ihren Mann. Er war wehleidig, sie übereifrig. An den Mienen des Hofarztes Brown sah sie plötzlich, es bestand Gefahr. Sie verwachte schauernde Nächte. War wie gebadet in Angst. Ein Morgen brachte die Nachricht, daß Ika Witwe geworden sei.

Der Kronprinz genas.

Ika, kleine geliebte Ika. Ihre Hofstaaten feierten sie wie eine Märtyrerin. Sie hatte dem Kranken alles Gütige erwiesen. Sie war wie eine kleine, rührende Mama zu ihm gewesen. Nun wogten Trauergewänder um sie, und sie besaß drei winzig kleine Kinder und war Witwe. Eine Verlassene. Der Kronprinz beweinte seinen Bruder. Für ihn ward Ludwig durch seinen jungen Tod ein Edelster geworden. Für die Witwe nicht. Trauergeläut dröhnte über der Stadt. Jeden Mittag, viele Wochen lang. Es hatte noch nicht geendet, da klangen die Glocken vom Dom für eine wunderliche Erdenpilgerin: die Witwe Friedrichs des Großen.

In Krepp und schwarze Wolle eingehüllt war Luisens Helle. Sie erwartete wieder. Für den März. Den blauen März. Der König schenkte Ika das Schloß Schönhagen bei Berlin zum Witwensitz. Sie lächelte ein kleines, spöttisches Lächeln über diese Wahl: er war

wohl der habituelle Sitz für die ungeliebten Hohenzollernfrauen? Dann ergriff sie jählings mit Feuer den Wechsel.

„Ich kann dort mein Wesen treiben, wie ich will“, sagte sie der über die kleine räumliche Entfernung weinenden Luise.

„Dein Wesen treiben, Ika?“ Angst lag im Ton.

Ika strich über ihr schwarzes Kleid. „Siehst du, Luis', mein Friedrich, das Friedrikchen, der Karl und ich, wir sind zusammen nicht ganz zweiundzwanzig Jahre alt. Laß uns nur unser kleines Wesen treiben, sei nicht bange.“ —

Der Kronprinz war wieder frisch und gesund. Er mußte im „langen Stall“ zu Potsdam seine blauen Soldaten exerzieren, in dem fürchterlich kalten Schloß wohnen. Er schrieb ihr alle Tage getreulich einen Brief. Sie lachte, Friedrich Wilhelm hatte ein Geheimnis. Friedrich Wilhelm hatte einen Ort „Still im Land“ gefunden, wo er bauen wollte und sie damit überraschen. „Hast du das Paradies entdeckt?“ neckte sie. Er antwortete: „Die drei ersten Buchstaben stimmen. Und nun suche es auf der Landkarte.“ Der Kammerherr von Massow mußte Landkarten herbeischleppen. Luise war darüber gebeugt wie ein Feldherr. Suchte, suchte, suchte. Wo lag um Potsdam etwas, das wie Paradies anfang? Es war eine schlechte, erbärmliche Landkarte. Die Vossin wurde gerufen.

„Liebe Frau von Voß, wie heißt der Ort bei Potsdam, der wie das Paradies anfängt?“

Der alten Vossin fuhr heraus: „Oranienburg.“

Und dann errötete ihr pergamentnes Gesicht, und für Sekunden verlor die Oberhofmeisterin die Fassung. Luise reichte ihr spontan die Hand. „Ja, nicht wahr, wo wir jung gewesen sind, lag immer das Paradies.“

Die Vossin schluchzte: „Engel von einer Prinzessin.“

Luise fand, es sei wirklich nicht so schwer, sich beliebt zu machen und Oberhofmeisterinnen zu bezwingen.

Draußen in Oranienburg, wo die Hecken des Le

Notreschen Gartens nun wie eine freie Wildnis wucherten, war einst die kleine Sophie Marie von Pannwitz — nicht die Mätresse ihres angebeteten Prinzen August Wilhelm geworden. Sondern eine Vossin. Aber der Sohn des Abgotts, der machte dann die Nichte, die Juliane von Voß, zur — Mätresse.

„Liebste Voß, schicken Sie doch Kundschafter aus, ich muß wissen, wie der Ort um Potsdam heißt, der wie das Paradies beginnt.“

Die Vossin sank in ihre Verbeugungen, entrauschte. Aber schon rief die Kronprinzeß: „Mir wird eigentlich recht sonderbar, bleiben Sie lieber.“

Die Voß begriff gleich. Mr. Brown mußte gerufen werden. Doch er kam eigentlich als ein Überflüssiger.

Überraschend und leicht, mit einem schier unerhörten Takt, verließ ein kleiner Prinz die schöne Mutter und zeigte ihr, wie sie ihn geweckt hatte für diese Erde: zeigte ihr ein vornehmes, zartes Gesicht, das zu ihrer Wonne dem Vater ähnelte. Dem Erwarteten war längst der Name Wilhelm bestimmt.

„Wilhelm ist da“, lächelte Luise.

Sie fühlte sich grenzenlos glücklich. Nun konnte sie wieder ihre ganze Familie zusammentrommeln zur Taufe. Schon deshalb allein war es entzückend, Kinderchen zu bekommen.

„Die Kinder sind wie eine Badekur für sie“, urteilte man am Hof und im Publikum. „Nach jedem wird sie schöner.“

Viel Schonzeit hatte Luise nicht. Gleich waren wieder alle Anforderungen ihrer Stellung da. Sie schrieb dem Kronprinzen nach Potsdam hinaus:

„Denke nur, Heinitz war gestern bei der Voß und hat ihr gesagt, er wisse, daß er unhöflich sei, aber trotzdem würde er morgen mit diesem schwedischen oder dänischen Maler kommen und mich porträtieren lassen, weil die Akademie, die Porzellanmanufaktur,

kurz alle Welt danach begehre und schreie. Wohl oder übel muß ich dran.

Lebe wohl, ich will meine Anmut ausruhen, um für den heranbrechenden Morgen frischer zu sein. Du lieber Kriegsknecht, bleibe mir treu und gut, und mache mich stets so glücklich, wie ich es nun drei Jahre durch Dich bin.

Deine Luise.“

Friedrich Wilhelm hatte längst enthüllt, wie der Ort hieß, der wie Paradies begann: Paretz. Nun wollte sie es sehen! So fuhr man, den Wagen offen, hübsch allein. Die Hofstaaten für sich.

Sie war so ganz selig. Aus den Gärten um Sanssouci rief der Kuckuck. Alles stand in lichtem Grün. Über den Teichen um Bornim hingen die Schleier der Weiden. Frösche riefen ihr wunderliches Lied. Ein Buchengehölz tat sich auf, eine smaragdene Kuppel, zauberhaft von den grauen Säulen der Stämme getragen. „Das ist ja schon das Paradies“, lachte sie versonnen. Dann wurde das Land anders. Düsterer. Die Felder kamen, auf deren Sandboden man fast die Hälmchen zählen konnte, Wiesen kamen, und plötzlich, o Glück, war's, als sei man daheim, daheim in der Bergstraße: all die Fruchtbäume an den Straßen über der sanft gewellten Ebene standen im Blühen, weiße, rötliche Himmelswolken hatten sich herabgesenkt, umhüllten den Weg. Luise sprang im Wagen hoch, breitete die Arme aus: Frühling, Frühling!

Anderes Land dann: Moorgrund mit Dämmen über geheimnisvollen Wassern. Sonderbare Gesichter zuweilen: Leute mit düsteren Augen, in denen vielleicht noch Spukbilder von Wendengöttern träumten. Ginster blühte, ach, wie zu Hause im Reich, am Neckar.

Und endlich kam ein grünes, liches Eiland — ein Dörflein, kam Park, hinfliehend zum See.

„Das wird unser ‚Still im Land‘ sein, Luise, unser Paretz.“ Und Friedrich Wilhelm lachte: „Hier wird uns so leicht niemand stören.“

Luise mußte laufen, rennen, alles besehen. Wirr genug lag es noch: Reste eines abgebrochenen Hauses, Mauern eines neuen. In aller Heimlichkeit hatte ihr Fritz bauen lassen! Ein langgestrecktes Herrenhaus mit einem Geschoß, das noch kein Dach besaß.

„Zum Herbst ziehen wir ein, Luise.“

Er stellte ihr Menschen vor: den Oberbaurat Gilly und seinen Sohn. Luise entschied, der Sohn solle sie führen. Köckritz und die „Voto“ tappten herbei über den Bauplatz. Sie riefen: „Süperb“ und „Köstlich“ und sahen wahnwitzig enttäuscht aus. Die Einöde quälte sie schon jetzt.

Luise ging, mit dem jungen Friedrich Gilly allein-gelassen, nachdem der Kronprinz ihr die Pläne erklärt. „Er sagt, man müsse eine Dame kennen, für die man Räume ausgestaltet, lasse dich kennenlernen“, betonte Friedrich Wilhelm.

Sie blickte in das Gesicht des jungen Architekten und ward seltsam angerührt. Es kam ihr vor, wie die Antike die Gesichter der Hirten oder der jungen Götter geformt hat. Gab es dies Widerspiel noch in diesen Zeiten?

„Sie sind aus der Kolonie?“ fragte sie kurz.

Gilly bejahte. „Sie waren in Rom?“ brachte sie einen Hinweis des Kronprinzen an. Gilly lächelte, sprach ein paar Worte, Musik in der Stimme und ein fernes Leuchten in den Augen. Ihr war, als rührten seine Worte ein Erinnern an. Vielleicht an die heidnischen Mythen und Sagen, in denen die Götter über die Erde schritten. Er sprach von dem Tempelgleichen, das jedes Haus tragen sollte. Denn war nicht jede Wohnung, auch der einfachsten Menschen, eine Kultstätte für den heiligen Willen der Natur oder die göttliche Kraft des Geistes?

„Sie sind Maçon?“ fragte Luise unbeholfen. Friedrich Gilly lächelte. Nicht so, wie die Prinzessin meine. Nicht in Geheimbünden voll wirrer Zeremonien sind Zuflüsse zu suchen für den bildenden Künstler. Daß der Geist

die Natur durchdringe und ihr letztes Wesen in Form erfasse, ist der Weg des Bildners.

Form? Geist? Luise kannte Etikette und kalvinistischen Protestantismus. Und einen Hauch aus Herder und Jean Paul. Sie fühlte schamvoll ihre Grenzen.

„Form und Geist“, sagte Friedrich Gilly, „spiegelt auch der Tanz. Er ist das Sinnbild von jenem ewigen Rhythmus, der durch das Weltall und durch unsere Adern rinnt.“

Sie hing an seinen Lippen. Ihre schönen Augen baten unbewußt. Der junge Gilly lächelte. Dort war eine Bank, ein paar Steinplatten, einfach geschichtet. Wollte Ihre Hoheit etwas verweilen? Er stand in ihrer Nähe, an einen Bergahornbaum gelehnt. Der blühte schön in dunklem Grün und von der Farbe des Blutes durchpulst.

„Ein Zimmer soll vom Geist des Bewohners Zeugnis geben, — wie das Denkmal vom Geist des großen Menschen, der Tempel vom Geiste Gottes.“

„Wie können wir uns vermessen, den Geist Gottes zu begreifen?“ fragte sie rasch, in Temperament.

„Des erfaßten Gottes! Die Tempel, von Menschen aller Jahrhunderte, aller Himmelsstriche errichtet, geben Zeugnis davon, wie Menschengestalt und Menscheninbrunst sich mühten, das Ewig-Verhüllte zu erfassen. Gott im Sinnbild der Sonne, des Zeus, des Jupiter und des Gekreuzigten. Gott als die ewige Quelle des Lichtes, der Fruchtbarkeit und des Ideals.“

Er hatte wie träumerisch eine schmale, feingliederige Hand zu den beschwingten Blütenbüscheln des Ahorns erhoben.

„Des Ideals?“ Ihre Lippen waren wie düstend. Friedrich Gilly, die Hand spielerisch teilend, ließ Blüten zur Erde fallen.

„Das Ideal ist die Erlösung von Zweck und dem Joche der Notdurft. Die Erlösung von der Erdgebundenheit. Es wird einmal für die Menschheit der Kreislauf vollendet sein, daß immer wieder die Urseelen zurücksuchen

in eine neue Form der Inkarnation. Daß nicht mehr Frucht aus der Blüte wird, sondern Geist. In den Domen der alten Kirche steht heute in seiner ewigen Anmut das Bild der Madonna: der Mutter. Aber die Welt wird sich vollenden im Bilde der Flamme, die ihre Inbrunst und ihre Bestimmung allein sieht in der unendlichen Verbindung mit Gott.“

Sie, umflossen vom Schimmer der Jugend, sagte wie singend: „So wäre Sterben — einmal — fast schön? So würde der Tod — zum — Ideal?“

„Ja, denn dann würdigt uns Gott seiner Freundschaft.“

Der Blick des Künstlers umfaßte die Zärtlich-Schöne.

„Ich werde in die Zimmer Eurer Hoheit etwas von all den lieben Dingen der Natur bringen. Pflanzen und Blumen und Vögel und Schmetterlinge. Die Räume sollen vom immer sich erneuernden Leben sprechen. Ist es nicht süß, zu wissen, es gibt ein ewiges Erblühen? Der Stein, dem wir Form geben, war er nicht einst das Herz der Wasser, das Herz der Erde? Und die Blume ist das Lächeln Gottes, das Tier das Spiel seiner Kindheit — Es wird schön sein, dieses Haus zu gestalten.“ Und er lächelte hinüber auf die rohen Mauern.

In Luise schwebte ein Dankgefühl. Sie konnte es nicht besser ausdrücken, sie sagte: „Und schön werden Sie einmal Ihr eigenes Haus erbauen. Und welchen Göttern wird es geweiht?“

Er lächelte sein Hirtenlächeln aus tiefer Versunkenheit: „Den Göttern der Freundschaft.“ Das Wort verwehte, ehe sie es ergreifen konnte. Der Kronprinz kam. —

Der Sommer war verwirbelt, verglüht. Die Blätter gilbten schon.

Wieder fuhr die kronprinzliche Familie nach Paretz. Diesmal mit dem ganzen Train. Mit allen Hofstaaten, allem Gepäck und den beiden Prinzen.

Die Schritte der Hofstaaten klapperten hinter Luise, als sie mit Friedrich Wilhelm durch die neuen Zimmer schritt. Die „Voto“, auf hohen Stöckeln, rief taktmäßig

ihr „Süperb“ aus, Köckritz breitete Wohlgefallen über sein gutmütiges und tüchtiges Kartoffelgesicht, Massow wippte elegant seine Fülle. Süperb. Scharmant. Exquisit. Und die Schritte klappten. Luise durchflog die Zimmer der Front. Das Schlafgemach mit dem Bett-himmel. Wie reizend, ihr Schreibtisch, ihr Spinett waren da. Die Salons. Ach, überall Blumen, Vögel, Schmetterlinge. Und die schönen, schönen Möbel. Alles ein wenig griechisch, wie jetzt die Kleidung wurde. Sie lief die eine Front hinauf, die andere, nach dem Garten, hin zum See, zurück. Da waren Zimmer für die kleinen Prinzen, eng anschließend in gleicher Flucht an ihre Wohnräume.

Sie blieb versunken stehen: alles war neu, alles war einzig für sie: in lichten Farben, in heiteren Maßen, — kühl, rein und geschmückt mit leicht stilisierten Pflanzen und Vogelgestalten. Sie versuchte zu erfassen: was sie hier sah, sollte das Widerspiel ihrer Natur sein?

Und erschüttert sah sie überall: Reinheit und vornehme Form.

Friedrich Wilhelm lachte.

„Nun haben wir unser ‚Still im Lande‘, meine liebe gnädige Frau von Paretz. Und ich habe Macht und Gewalt hier, ich bin der Schulze von Paretz. Auf den Sonntag feiern wir Erntefest.“

„Und du wirst mit der ersten Großmagd tanzen?“

„Jawohl, und die gnädige Frau mit dem würdigsten Knecht.“

„Vielleicht lieber mit dem jüngsten“, sagte die Kronprinzess.

Frau von Voß erstarrte. Sollte sie dies erleben müssen? Das war mehr als ein Rückfall! Das war — das war — — hat die Sprache Worte?

Man hatte diniert. Der gute Köckritz strebte nach der Tür. Die Kronprinzess kam ihm zuvor. „Einen Augenblick Geduld“, bat sie. Sie ging in Friedrich Wilhelms Arbeitszimmer am Ende der Gartenflucht, kam mit einer gestopften Pfeife zurück. „Hier mein lieber Köckritz,

Sie dürfen beim Schulzen und der Schulzin schon rauchen.“ Er prustete vor Glück. Bedankte sich millionenmal, paffte und sah die Vossin recht herzlich an. Bin ich noch bei Hoheiten? dachte die Oberhofmeisterin. Sie war ein wenig lächerlich, und war es doch nicht, die gute Voß.

So stand es nun: der Kronprinz würde hier der Schulze sein, die Kronprinzessin sollte mit dem Großknecht tanzen. Wahrscheinlich beabsichtigte das Paar, wie es in Potsdam schon zum Vergnügen der Einwohner und zum mitleidigen Belächeln fremder Diplomaten geschehen, auch hier die Prinzensöhne auf dem Arm spazieren zu tragen.

Wahrscheinlich sah der Kronprinz genau die Bücher des Inspektors und des Küchenmeisters durch, und die Kronprinzeß fragte ab und an mal: „Habe ich auch keine Schulden?“

Sie wollten so recht herzlich glücklich sein und wie kleine Landedelleute leben.

Aber drüben in seinem Marmorpalais, gesellschaftet von der Madame Rietz, der man Treue nicht absprechen konnte, ging der König unerbittlich seinem Ende zu. Der König. Der Sohn Prinz August Wilhelms, des Abgotts ihrer Jugend. Ein Herr mit vielen großen Sünden. Aber ein großer Herr. Ein Souverän!

Wenn er die Augen zutat, dann wurde — der Schulze von Paretz König.

Er hatte Bravour bewiesen vor Mainz. Er drillte sein Infanterieregiment. Er hatte auch den Engel, die Luise, gut geleitet über eine schwere Versuchung hinweg.

Was konnte der Kronprinz sonst noch? Ohne alle Untertänigkeit stellte sie hart und nackt die Frage.

Übersah er die Weltlage, war er unterrichtet, daß der Parvenü namens Napoleon Buonaparte eine kriegerisch gestimmte Anhängerschaft besaß? Wußte der Kronprinz, wie sehr die fremden Militärs über das hohe Alter der preußischen Generale und die veraltete Ausbildung des

Heeres witzelten? War es ihm bekannt, daß das Ansehen der preußischen Monarchie auf unerklärliche Weise Stück für Stück abbröckelte? Erfaßte er dieses? Ein König, dessen Haupteigenschaften Güte, Rechtlichkeit, Sparsamkeit sind, wird niemals ein großer König heißen! Und endlich, begriff er, daß die Revolution in Paris nicht tot war, sondern daß ihre Ideen durch die Welt wirbelten, wie Samen im Herbststurm?

Die alte Voß horchte in den Abend hinaus, als trüge er die Stimme der Zukunft.

Ein Jahrhundert ging bald zur Neige. Rauschte nicht schon der Flügelschlag des neuen auf? Das Brausen der Gefahr?!

Lachen klang von den Parkwiesen herüber. Die gnädige Frau von Paretz und der — Schulze von Paretz, die — hatten — ihr — kleines — Pläsier — — —

VIII. Kapitel.

Sie wurden aus dem Glück von Paretz gerissen: Friedrich Wilhelm II. starb seinen schweren, schweren Tod. Luise hatte ihn noch besucht: Madame Rietz entfloß auf so lange dem Gemach. Der Kronprinz, gepeinigt von den entsetzlichen Leiden des Verscheidenden, war halb gebrochen, ging nur hart immer den Weg ins Marmorpalais. Prinzeß Luise Radziwill saß bei Luise. Die überlebhaftige Prinzeß fühlte Sensationen: ob die Zöllner und Bischoffswerder nun wohl die Hilfe der Geister für den König herbeirufen konnten? „Welcher Geister?“ fragte Luise. Die Radziwill enthüllte: Wisse es denn die liebe Cousine nicht, daß im Gartenpavillon von Charlottenburg und in einer Pyramidengrotte am Neuen Garten und wohl an vielen anderen Plätzen dem König die Revenants erschienen wären? Und daß er alle für Freigeister und Gottesleugner hielte, die nicht an Revenants glaubten?

Sie witzelte, lächelte in nervösen Schauern: die alten

Herren hätten sonderbare Gelüste: der König nach Geistern, Onkel Henri in Rheinsberg nach dem Anblick geschminkter Leichen. „Sie wollen hinter das Geheimnis des Todes kommen“, flüsterte sie kränklich.

Über Luisens Haut lief Kälte. Geister, Gespenster, geschminkte Leichen — wie gräßlich, wie unnatürlich.

„Ja, und man hat die weiße Frau gesehen im Berliner Schloß. Ein Leibjäger begegnete ihr.“

„Die weiße Frau?“ „Nun, die von Orlamünde, das Todesgespenst der Hohenzollern. Sie meldet an. Es ist wirklich wahr. Gentz hat es der Rahel erzählt, die Rahel meinem Bruder. Kleist behauptet —“

„Der Major von Kleist?“ „Nein, nein, Heinrich, der Vetter und Adorateur der Kleisten.“ Luise Radziwill lachte auf: „Mein Bruder sagt, man solle die Offiziere des Regiments Gensdarmes für eine Nacht ins Schloß schicken, dann würde die weiße Frau bald eine weise Frau nötig haben.“ Sie kicherte. Nun, lachte die Kronprinzessin nicht über den Witz?

„Glaubt der kranke König nicht an den gütigen Gott?“

„Das ist etwas schwer, wenn man die Wassersucht hat“, meinte Luise Radziwill leichthin.

Sie wurden unterbrochen. Die Voß trat ein. Sie neigte sich bis zur Erde. „Monsieur de Bischoffswerder demande à parler à Votre Majesté.“

Sie — sie, Luise, war nun die Majestät? Die Königin? Das Blut strömte ihr zum Herzen, vor ihren Augen war ein Flimmern. Unsägliches floß über ihre Seele hin. Welch ein Augenblick, der sie erhob zum stolzesten Gipfel ihres Lebens! Sie streckte die Hände aus, als suche sie Halt in der schwindelnden Erkenntnis — sie fühlte ihre Hände geküßt, sah die Prinzeß, die eben noch mit ihr gescherzt, fast zu ihren Füßen liegen. Die Königin! Großer Gott, wie ertrag' ich es? Und jählings wußte sie: ihr Fritz, ihr liebster Fritz, hatte den Vater verloren. Ihr Fritz war gerufen zu Last und Verantwortung. Für

sie selbst ging nun der Weg hinein in ein Leben, das der Nation gehören mußte.

Luisens Augen entstürzten die Tränen.

Die Berliner betrauernten den toten König und jubelten dem neuen Königspaar zu. „Ein Regiment der Gerechtigkeit, der Ordnung und der Sparsamkeit beginnt“, mit diesen Worten begrüßte der französische Gesandte in Berlin Friedrich Wilhelms III. Thronbesteigung. Er drückte aus, was von Friedrich Wilhelm zu erwarten war. Weniger gute Psychologen hatten anderes erhofft: die Erneuerung des Ministeriums, einen frischen Zug in der auswärtigen Politik, eine lebensvolle Wendung aus dem steinernen Prinzip kleinlicher Neutralität, ängstlicher Friedenssehnsucht um jeden Preis, die Graf Haugwitz vertrat.

Es kam nichts von allem. Die königlichen Erlasse sprachen von Sparsamkeit und Rechtlichkeit, von der Ordnung der Finanzen der einzelnen Etats. Die Schuldenlast über dem Lande bedrückte den neuen König am meisten.

Prinz Louis Ferdinand ließ im Kreise der Vertrautesten seinen Witz spielen. Es war fast die erste Regierungshandlung des Königs gewesen, daß er die Verhaftung von Madame Rietz, Gräfin Lichtenau, der langjährigen Mätresse des Königs, befahl. Sie sollte Staatsgelder und Dokumente beiseite gebracht haben. Schön oder nicht schön, die Rietz war dem König unentbehrlich gewesen, auch in der Krankheit. Man hätte Friedrich Wilhelm III. seinen moralischen Ernst auch ohne diese Verhaftung geglaubt.

„Der König belebt die Finanzen des Staates durch Entleerung der Hamsterhöhle von Madame Rietz“, sagte Prinz Louis Ferdinand. „Er wird das Heer durch Einführung eines neuen Knopfglements erfrischen. Aber wir sind vom Tabaksmonopol befreit. Wir dürfen rauchen, rauchen, rauchen. Es geschehen Zeichen und Wunder:

bei diesem Friedrich Wilhelm gibt es Rauch und kein Feuer! Bei dem anderen Friedrich Wilhelm hat es Geister und keinen Geist gegeben. *Vogue la galère.*“

Der Prinz war wieder in Berlin. Draußen in Schönhäusen lebte die Witwe Ika. Man ist kein *homme de lettre*, kein Literat, wie Herr Schiller, *mais non*. Doch dem gefielen auch zwei Schwestern. Und weil die eine zu „wolzogen“ war, nahm er die andere. —

Königin. Königin —

Hatte Luise einen holden Traum gehabt, daß mit der Krone sich ein Schimmer von Allmacht über sie senke? Eine Art ewigen Frühlings, der Blüten ausstreut und die Erde vergoldet?

Sie, ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, erwachsen in den Anschauungen kleiner Höfe — unberührt erhalten von der Botschaft der Revolution, die über Jammer, Blut und Schrecken, über Zusammenbruch und Gemetzel doch die unvergängliche Forderung auf die natürlichen Rechte jedes Erdgeborenen in die Welt warf — sie, die drei- und zwanzigjährige Luise, konnte nicht sozial denken. Aber sie hatte eine schöne, stille Hoffnung gehabt: sie würde die Macht besitzen, den Armen, oder doch den Ärmsten zu helfen. Es war ihr so etwas vorgeschwebt von unerschöpflichen Händen voll Dukaten, zu verteilen an arme Mütter, mühselige Menschen, Invaliden, Kranke, an Kinder für ihre Erziehung. Einst, bei ihrer Hochzeit, als der König ihr eine Bitte vorschlug, hatte sie um die Handvoll Dukaten für Arme gebeten.

Nun? Der König — sie mußte der Umgebung gegenüber dieses Wort annehmen, und es schlich leise auch in ihre Gedanken — der König war wie desperat über die ungeheure Staatsschuld, die seine Regierung übernahm, und dachte nur an Sparen, Sparen, Sparen. (In einem Aufblitzen alter Laune fand sie wohl, das fürchterliche Wort müsse mit drei oder sechs „a“ geschrieben werden.) Der König blieb im kronprinzlichen Palais wohnen, um zu spaaaren. Alles im Hause mußte seinen unveränder-

lichen Platz behalten, Möbel, Gewohnheiten, Gesichter. Sein Wille regelte auf die Minute die Mahlzeiten, bestimmte die Pferdezahl vor dem Wagen der Königin, die Stunden der Audienzen.

Wenn Luise gedacht hatte, in den Audienzen würde sie nun Menschen aller Stände sehen, so war das ein Irrtum gewesen. Es klirrte von Waffen in den Vorzimmern. Es blendete der Goldglanz von Diplomaten und Beamtenuniformen. Die Hoftrauer war vorüber, die Feste begannen wieder.

Sie war Königin.

Das hieß: Sie war die große Dekoration der Monarchie.

Und sie war die Ehefrau eines überbeschäftigten Mannes mit nüchternen, engen Gewohnheiten. Luise sah es in Bangen: mit der Krone hatte sich eine ungeheuere Last auf Friedrich Wilhelm herabgesenkt. Nicht eine Befreiung, nicht ein stürmisches Erglühen hatte ihn ergriffen, auch kein Herrschertaumel, kein Machtgefühl. Es schien, als müßten seine immer noch etwas schmalen Schultern nun alles, was mühselig und schwer war, tragen: die unsäglich Akten, die täglich in den Schreibkammern der Monarchie gefertigt wurden, die Errechnung der Einkünfte, die Gehaltsnöte der Beamten, die Dienstvorschriften des Heeres. Sein braver Köckritz saß bei ihm und sagte zu all dem Ängstlichen, Sparsamen, was befohlen wurde: Vortrefflich, vortrefflich.

Sie aber mußte huldvoll und gnädig lächeln und sich auf hundert Festen von Hunderten von Lippen die Hände küssen lassen. Es waren Lippen dabei, die man weit wegwünschte — —

Im Frühling ging man in die Eiskammern des Schlosses von Potsdam. Der „Lustgarten“ starrte von Soldaten und Offizieren. Der König war des Abends todmüde und hielt doch darauf, daß man in schicklichem Gespräch sich wach hielt über schleppende, grausame Stunden. Sie taumelte oft vor Erschöpfung. Husten quälte sie. Und sie erwartete wieder. —

„Dank einem Berg glühender Kohlen und einem fürchterlichen Feuer“ wurde man manchmal ein wenig warm.

Plötzlich kam eine Nachricht aus Schönhausen: Ikas jüngstes Kind war tot. Luise fuhr durch ein Frühlings-schneegestöber. Sie fand die kleine Ika aufgelöst in Tränen.

„Ich habe dich so lange nicht gesehen, seit du Königin bist, Luis' — und daher — ist alles gekommen.“

Die Weinende zog Luise fort von dem Sarg, in dem ein armes Wachspüppchen lag, das Prinz Karl von Preußen geheißen — führte sie in ein Boudoir, kuschelte sich ein mit ihr in ein buntes Sofa.

„Der Gloster wollte, ich solle meine Kinder in Deutschland zurücklassen, und fast hätte ich eingewilligt“, schluchzte Ika. „Nun ist der Tod von meinem süßen kleinen Karl die Strafe des Himmels. Aber nun, nun — nun werde ich eben doch Louis Ferdinand heiraten, wenn- gleich er mehr an dich dabei denkt — ach, ich habe wenig Glück in der Liebe.“

Ein Regen von Tränen, ein Regen von Neuigkeiten für Luise. „Ika, und du sagtest mir kein Wort vom Prinzen Gloster —“

Ika verzog das Rokokogesichtchen. „Du stillgewordene Anmut, sollst du noch Wirrnisse begreifen? Bitt' jetzt für Louis Ferdinand und mich bei deinem Friedrich Wilhelm.“

„Jetzt, wo dein Kind —“

„Ich kann nicht nur traurig sein“, sagte Ika schlicht. —

Friedrich Wilhelms Wesen wurde mürrisch, sein Ton offiziell: „Für die Prinzessin Friedrike von Preußen dürfte sich zunächst ein Trauerjahr um ihr Kind schicken.“

Luise streichelte seine Hand. „Ika fühlt sich so verlassen, sie — braucht wieder etwas für ihr — Temperament. Die Jahre, wo man sonst am tollsten ist, verlegt sie in Schwermut und Trauer.“

Der König sah unjung und versorgt aus. „Wir sind

mit Prinz Louis Ferdinand schon nahe genug verwandt. Er — gewiß, sicherlich — würde gerne Gelegenheit haben, die Königin oft und vertraulich zu sprechen. Wünsche diese Sache nicht“, schloß er ab.

Sie wußte, alles Weitere war vergeblich. Sie ging zu ihren Kindern. Da war es immer gut. —

Der König überraschte Luise mit der Bitte, ihn zur Krönung nach Königsberg zu begleiten, mit ihm die Huldigungen in Pommern, Danzig, Ostpreußen, Warschau und Schlesien entgegenzunehmen. Dieser Beweis ihrer Unentbehrlichkeit machte sie froh. Sie schrieb dem Bruder George, der meinte, die Reise würde sie überanstrengen:

„Es werden alle Wege um meiner teuren Person willen ausgebessert. Und ich reise, weil mein Mann es wünscht. Dieser Wunsch macht mich sehr glücklich. Sonst reiste ich nach Frankfurt, um Krönungen zu sehen, jetzt lasse ich mich beinahe doch selbst krönen. Als dann weiß ich mit Zuverlässigkeit, daß ich meinem Mann von Nutzen bin, du weißt, er liebt nicht Cour, Gêne, Etikette und wie die Dinger alle heißen, und diese Reise ist eine Kette von solchen Dingerchen. Ich werde sie also ehrlich mit ihm teilen und alles anwenden, um ohne Zwang die Liebe der Untertanen durch Höflichkeit, zuvorkommendes Wesen und Dankbarkeit da, wo man mir Beweise der Anhänglichkeit geben wird, zu gewinnen und zu verdienen —“

In letzten Maitagen zog man aus. Und die Fahrt ward zu einer Triumphreise, zu einem ununterbrochenen Fest. Aus Dörfern und fernsten Gehöften brachen die Menschen auf, ihre schöne Königin zu sehen. Ihr Name klang wie ein Lied, ihre Anmut war schon zur Legende geworden, zu einem Glauben, einem Märchen, einem Glück. Sie kam im schönsten Monat, den Germanien kennt, im Blühen der Junitage, kam in den Tagen der triumphierenden Sonne, kam in Licht und Glanz, in Jugend und mit dem Zeichen ihrer mütterlichen Mission.

Wie neu war alles für sie! Pommern, das treue, viel-

umstrittene Land. Oliva mit der erschütternden Meeres-aussicht. Das stolze Danzig in der Feierlichkeit seines Barocks, dem Lebensfieber seines Handels. Dann Königs-bergs ernster Aufruhr, von den Schauern preußischer Ge-schichte umwittert. Das mystische Fest der Krönung, funkelnd in Pracht und Glanz, im Schimmer der Un-vergeßlichkeit. Dann Warschau: polnische Eleganz, polni-sches Elend. Zuletzt Schlesien: Sie weinte vor Glück, als sie schlesische Erde betrat. Teuerste Provinzen, errungen aus tiefster Not. Und wieder stiegen ihr Tränen auf, als sie durch die Industriebezirke kam, durch die Wohnungen der Bergleute. Sie hätte den Männern, den Frauen, die sich dem Wagen näherten, sagen mögen, daß sie auf der Fahrt durch diese Bezirke etwas begriffen hätte von der Erhabenheit und von der tiefen Resignation unermüd-licher Arbeit — unermüdlicher Arbeit von Generationen um karges Brot und um des Gemeinwohles willen: aber wie sollte sie solche Worte finden?

Sie hörte die Glocken von Breslau aufklingen: Sie tastete nach der Hand ihres Mannes, wiederholte ihm das Wort des großen Königs, in Sanssouci zu dem Knaben gesprochen:

„Du wirst dir Schlesien nie nehmen lassen.“

Sie kam wie trunken heim von dieser Reise. Sie hatte eine bewußte, starke Freude an sich selbst. Sie begriff von einer Seite her den Sinn des Königtums: einem Menschenpaar unter uns, einem Menschenpaar, aus unserer Heimerde erwachsen, geht es gut. Sie beide umgibt das Licht, sie beide haben die Macht und die Herrlichkeit, die ein Gipfel von Menschentum ist. Dieses Wissen konnte Trost, konnte Genugtuung sein für viele. So wie im Kreise einer Familie man aus tausend Nöten und Sorgen heraus froh und stolz auf ein einzelnes Glied blicken kann, dem es gut geht. Denn: im Beispiel liegt Hoffnung! —

Aus dem heiligen Willen der Natur — wer hatte doch

so gesagt? Die Königin war müde, müde, ja doch, der junge Hirte, nein, der junge Architekt von Paretz hatte dies gesagt — aus dem heiligen Willen der Natur empfing Luise nun die kleine Tochter. Über Charlottenburg stand der hohe Sommer. Sie sollte Charlotte heißen, die hier geboren, und am Geburtstag des Vaters getauft werden sollte. Die Gräfin Vieregg mußte die Einladungen schreiben. An alle, alle Geschwister.

Wie gut war Friedrich Wilhelm. Für den August und den September dieses goldigen Jahres durfte sie all die Ihrigen bei sich haben. —

Friedrich Wilhelm war gut, aber er hatte es nicht gut. Peinvoller Tag, höchst fataler Tag. In den Schloßhof von Charlottenburg rasselten die Kutschen ein. Das Tor, mit dem Stern des Schwarzen Adlers als sonnengleichem, immer wiederkehrendem Ornament, stand offen. Der Hof füllte sich mit Adjutanten, Offizieren. Parademarsch heranziehender Truppen. Außerordentliche Botschafter mußten empfangen werden.

Friedrich Wilhelm, aussehend, als kleide er sich niemals um, stand in seiner blauen Gardeinfanterieuniform schlechtgelaunt in der köstlichen Tressenkammer, mit den Purpur- und Goldborten an den Wänden, barocker Goldschnitzerei an Spiegeln und Decke. Hier hatte Friedrich I. sich glücklich gefühlt. Friedrich Wilhelm tat es nicht.

Graf Haugwitz auch nicht. Er blickte sehnsüchtig die Flucht der Gemächer mit den weißen Türen ins Freie entlang. Wären doch die alten Zeiten noch, da man hier zu Charlottenburg um die letzten Einweihungen in das Rosenkreuzermysterium rang! Jetzt sollte man sich darum kümmern, daß Nelson die französische Flotte vernichtet hatte, französische Soldaten unter General Buonaparte Ägypten eroberten? Mochten sie doch! War es nicht Ausgleich? Flotte geschlagen, Heer siegreich? Köckritz sehnte sich nach seiner Pfeife. „Die Russen und die Österreicher könnten Ruhe geben“, sagte er kurz. „Was brauchen sie sich mit England zu alliieren gegen die

Franzosen? Eure huldvolle Majestät haben gloriös recht, wie immer: französische Angelegenheiten gehen die Franzosen an. Nicht uns. Parbleu, nicht uns.“

„Bin entschlossen, mich in meiner Politik des Friedens und der Neutralität nicht stören zu lassen“, stieß der König heraus. „Verabscheue den Krieg. Kenne kein größeres Gut auf Erden, als Erhaltung von Frieden und Ruhe. Ist einziges, für Glück des Menschengeschlechtes geeignetes Mittel.“

Er sah dumpf vor sich hin, suchte nach Worten. „Kenne Krieg. Habe Regiment geführt. Fürchte nichts für meine Person. Würde lieber selbst Leben hingeben, als ohne Not Landeskinder opfern. Kann untergehen, aber nicht gegen mein Gewissen handeln. Ich will nicht Krieg.“

Die Gesandten wurden gemeldet.

Der König litt Pein.

Sie blieben sechs Stunden in Charlottenburg.

Friedrich Wilhelm blieb bei seinem: Ich will nicht Krieg.

Er kam zitternd und erschöpft zu seiner Frau. „Laß mich doch teilnehmen, erkläre mir doch die Lage, die dich so beunruhigt“, bat Luise. Er winkte mit der Hand. „Wie geht es dem Kind?“ —

Sie saßen im Park, unter dem blauen Himmel des August — im Überschwang der bunten Sommerblumen, im Glück der Vereinigung. Bruder George, ein Herr, ein modischer Stutzer mit Lorgnon und eleganten Kleidern knapper, neuester Mode aus England, fing an, Papa zu gleichen. Die Schwester Charlotte, die Freundin Jean Pauls, rührte Luise durch ihr unendlich gütiges Lächeln aus den großen, dunklen Augen. Sie war sehr hold und wich aus, wenn Therese, die Frau Postmeisterin, kategorische Imperative stellte. Ika flatterte zwischen allen, lächelte ihr Grübchenlächeln und antwortete leichthin auf Luisens besorgte Frage: Prinz Louis Ferdinand stürbe

wohl nicht aus Sehnsucht. Man wisse doch, nicht wahr, er hätte draußen auf seinem Gut Schricke eine kleine Familie.

So — war das Spiel aus? Ika sagte weder ja noch nein. Manchmal bekam sie Briefe, ward erregt davon und erklärte, nun ja, Prinz Solms sei ein bißchen verliebt, aber was ginge sie das an? •

Ikas Kinder spielten mit Luisens kleinen Söhnen. Bruder George war ein würdevoller Onkel. Ach, der liebe Junge. Er feierte gleich dem König Geburtstag in diesem blauen August — Luise lachte und tollte wie einst in Darmstadt und Hildburghausen. War wie ein Wirbelwind überall, und brachte es doch fertig, auf eine unbegreiflich rührende Weise auch jedem kleinsten Wunsche des Königs gerecht zu werden: einsamen Spaziergängen, Zusammenkünften in der Kinderstube, Alltagsgesprächen, ein wenig Musik. Sie schien sich verzehnfachen zu können. Sie erteilte Audienzen, nahm mit dem König kleine Paraden ab — und war doch auch immer da für Schwestern und Bruder.

Plötzlich merkte Luise, die Blicke der Schwestern, des Bruders hatten zuweilen eine gewisse Befangenheit. Wenn sie unvermutet zu ihnen trat, war es, als rängen sie mit Entschlüssen, etwas auszusprechen. Sie führte ein Alleinsein mit Therese herbei.

„Habt ihr etwas gegen mich?“ fragte Luise geradezu.

Die Prinzessin von Thurn und Taxis antwortete: „Du weißt, daß wir dich lieben. Lies den Spruch, den ich dir aufschrieb, nimm ihn wie ein Stammbuchblatt, er liegt auf deinem Schreibtisch.“

Luise kam, den ihr so leicht fließenden Tränen nahe, zu der Schwester Charlotte, gab ihr das Blatt, auf dem stand:

„Wem in der Jugend Schönheit und Anmut zu Gebote stehen, der hat einen Empfehlungsbrief an die ganze Welt. Wer aber Schätze des Geistes und des Herzens sammelt, dem wird es stets wohl ergehen, weil das Bessere

sich vom Besseren angezogen fühlt, wie die verwandten Stoffe in der Natur überhaupt.“

„Ihr — wißt nicht, wie gerne ich meinen Geist weiterbilden wollte — aber niemand hilft mir.“ Die sanfte Schwester streichelte Luisens Hände: „Vergiß das Beste nicht, Luise. Vergiß nicht, daß deine Seele Flügel hat, sie darf nicht immer unter Blumen schlafen.“

Sie waren enttäuscht von ihr, die Schwestern? In einer zornigen Wallung suchte sie Bruder George auf.

„Liebster bester George, hab' ich auch deine Ungnade?“ Sie lachte ihn an und erblaßte, als er eine Sekunde verlegen wurde. Sie gingen an der Heroengalerie im Park — die Kinder spielten unfern davon auf dem Rasen. Der Erbprinz stieß heraus:

„Du sollst unser ganzer Stolz sein, Luise. Du sollst auch eine Krone in der geistigen Welt tragen. Sieh, unsere Zeit ist durchpulst von großen Ideen, unser Vaterland ist überreich an großen Geistern, und du — stehst dem so fern —“

Luise ging zu einer Steinbank. Wie hold sie ist, empfand der Erbprinz stürmisch, und er mußte ihr weh tun.

Er riß ihre Hand an seinen Mund. „Luis', Luis', verzeih' mir.“

Sie saß ganz still. In ihren Augen lag der Widerschein innerer Bewegung.

„Ich habe Kinder geboren“, sagte sie, Dämmerung und Dunkel in der Stimme — „Kinder geboren wie tausend und tausend Mütter im Lande. Wir empfangen, wir tragen, bringen und stillen die Kinder. Wir gehorchen dem ewigen Willen der Natur. Ach, lieber George, vielleicht sind die Mütter die Leibeigenen der Erde. Sie tragen keine Kronen des Geistes — sie wiegen in der Wiege ihres Leibes immer wieder kleine Seelen, die dem Leben entgegenträumen.“

Der Bruder schwieg erschüttert. Aber in ihrer biegsamen Lebhaftigkeit war Luise jäh eine Verwandelte. „Ich danke euch, ich danke euch“, rief sie frisch. „Ich

weiß doch Menschen, die mir helfen können, wenn ihr fort seid. Die Kleist in Potsdam — die Berg. Die Kleist hat einen Vetter, der Heinrich heißt und Verse macht. Und die Berg liest Goethe und Schiller. Mein Mann liebt es nicht, wenn ich mit ihnen verkehre. Aber ich suche die Wege, ich verspreche es dir, George.“

Die Verwandten waren abgereist. Der Hof ging nach Potsdam, Ika auf ihren Wunsch nach Schönhausen zurück. Die Königin besuchte Frau von Kleist und Frau von Berg. Wenn sie etwas von den Büchern, die die Welt bewunderte, kennenlernen wollte, mußte sie es in fremdem Hause tun. Friedrich Wilhelm hatte von Kaminfeuern gesprochen, in denen unnütze Lektüre gar wohl aufgehoben sei. Er liebte es, wenn Luise viel ritt. Er hielt dies für ihre repräsentativste Erscheinungsform. Im Hofe der Kleistschen Wohnung wurde nun manchmal das Pferd der Königin auf und ab geführt, während Luise bei Marie von Kleist saß, das heiße Gesicht über Bücher der Großen aus Weimar gebeugt — —

Im Dezember dieses Jahres — das Berliner Hofleben ging wieder seinen gewohnten Gang — fühlte Luise eine wachsende Beunruhigung um Ika. Sie war lange ohne Nachrichten, ohne Besuch von ihr. Der peinlich genau geregelte Tageslauf der Königin, der Repräsentantin, ließ nicht den Ausflug nach Schönhausen zu. Sie bat den Oberst von Massenbach, einen Vertrauten ihres engeren Zirkels, doch mal sich in Schönhausen umzusehen und ihr direkte Nachricht von der Schwester zu bringen. Massenbach, der der Königin jetzt zuweilen Bücher besorgte, wurde verlegen. Untertänigst, untertänigst fragte er, ob nicht besser eine Dame diese Botschaften einholen solle.

Die Botin aus Schönhausen stand betreten vor Ihrer Majestät. Es tat dieser Auserkorenen außerordentlich leid, Ihrer Majestät berichten zu müssen, daß Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Ludwig Witwe — —

etwas ratlos — — und in, in — anderen Umständen war — — Sie und Seine Durchlaucht der Prinz Friedrich von Solms seien sich vertraulich näher getreten, während Ihre Majestäten auf der Reise zur Krönung waren. Da Seine Majestät der König bisher Heiratsplänen Ihrer Königlichen Hoheit so wenig gnädig gestimmt gewesen, habe die Prinzessin noch nicht gewagt, davon zu sprechen.

Luise entfloß in ihr entlegenstes Gemach, weinte vor Enttäuschung und Kränkung über das verlorene Vertrauen der Schwester, über ihren Leichtsinn, über die schauderhafte Lage. Zorn stand auf über die Unbesonnene — wandelte sich in zärtliches Erbarmen. Die Arme! Das kleine Ikamädchen. Wie würde es ihr ergehen? Ach, und nun mußte sie, Luise, vor ihren sittenstrengen Mann treten und ihn um Hilfe bitten für den „Fehltritt“ der Lieblingsschwester. Der Weg schien so hart, als sei sie eine fremde, armselige Bittstellerin. —

Der König berief einen Familienrat, beschloß und befahl die sofortige Vermählung dieses ungewöhnlichen Paares. Er schickte den Garderittmeister Prinzen Solms und den Prediger vom Invalidenhaus zu der in Bangen harrenden Ika. Zugleich bekam Solms seine sofortige Rückversetzung zum Husarenregiment nach Ansbach.

Der König diktierte bleichen Gesichts, Luise dürfe ihre Schwester erst wiedersehen, nachdem sie rehabilitiert war. Des andern Tags sollte Ika nach Potsdam abreisen, erst da ihren nunmehrigen Gatten zu der Reise in die „Verbannung“ treffen.

Luise fuhr in Gefühlen nach Schönhausen, als sei sie selbst die Büßerin. Ihr Wesen floß hin in Trennungsweg. Sie fand aber keine Büßerin, keine Schmerzbewegte, sondern eine Strahlende, die ihr mit ausgebreiteten Armen entgegenkam und rief: „Gott sei Dank, daß ich dich noch sehe, Luis'. Ich werde jetzt das Glück genießen, was in Hütten wohnt, nicht das, was in Thronen und Kronen besteht. Ich liebe und bin geliebt.“

„Du hattest mich ganz vergessen“, klagte Luise.



Luise, Kronprinzessin von Preußen
Nach einem Ölgemälde von J. F. A. Tischbein, 1796
im Hohenzollernmuseum zu Berlin



*Schlafzimmer des Königs und der Königin
in Parey*



Schloß Hohenzieritz

Ika umarmte sie mit geläufiger Zärtlichkeit: „Ich bin ja toll glücklich, Luise.“

Luise saß und schluchzte. „O Gott, wenn ich mir vorstelle, daß du fern von uns allen unglücklich werden könntest, Ika, Ika, kennst du denn Solms auch genau, genug?“

„Männer sind immer Überraschungen“, antwortete Ika frisch. Zog aber dann doch ein Mäulchen: „Sozusagen in Nacht und Nebel abreisen zu müssen, ist nicht schön. Hättest du deinen Friedrich Wilhelm nicht um etwas mehr Grace in meiner Affäre bitten können? Nein? Nun, so schmeichle ihm wenigstens ein bißchen, daß du mich bald besuchen darfst.“

Die Königin sah müde vor sich hin. Ihr war es, als zerbräche mit Ikas Abschied ein Stück der Jugend.

IX. Kapitel.

Es wurde ein ungewöhnlich kaltes Frühjahr. Luise, die den König nach Potsdam begleiten mußte, war noch angegriffen von den vielen Karnevalsfesten des Winters. Die Gruftkühle des Stadtschlusses, die vielen Ritte zu den Paraden brachten ihr eine schwere Erkältung. Man suchte ihr die Taschentücher zu verbergen, in die sie Blut gehustet. Die Voß befahl wahre Scheiterhaufen in die Kamine —

Endlich, gegen den Mai zu, nahm man einen Aufenthalt auf der Pfaueninsel. Sie stand schon in lichtem Grün. Die Zimmer im kleinen Schloß waren leichter zu durchwärmen. Der König ließ sich des Morgens nach Potsdam rudern und kam am Abend zurück. So hatte Luise viele freie Stunden, für ihre Kinder, ihre Lektüre, ihren Briefwechsel. Sie führte einen neuen Druck von „Wallensteins Tod“ mit sich, den Iffland im Winter in Berlin zur Aufführung gebracht.

Langsam am Ufer einhergehend, den Blick auf das opalfarbene Wasser gerichtet, dachte sie nach über die

Verbindung mit den Gestirnen, an die Wallenstein geglaubt. Sie erfaßte nicht leicht Spekulationen. Warum schufen sich die Menschen so mühsame Ersinnungen? An einen guten Gott zu glauben, war doch so leicht, so einfach, so unendlich trostreich.

Sie wurde plötzlich aufgeschreckt durch Ruderschläge — sah einen Kahn sich nähern, einen blauen Offizier darin.

Kam Fritz zu ungewöhnlicher Stunde? Sie eilte der Lände zu — begegnete auf halbem Wege dem Kommenden.

Ihr Elan erstarrte, ihr Gesicht überspielte kühler Hochmut: Prinz Louis Ferdinand stand vor ihr.

Er verneigte sich tief. Er verstand zu ignorieren, daß sie ihn nicht ansprach. Auf eine zwingende Weise wußte er ihr zu sagen, daß er nicht als Mensch, nicht als Verwandter, nicht als Bittender für seine Person hier sei, sondern daß er sich fühlen dürfe als der Repräsentant einer Schar von Patrioten, die Sehnsucht trügen, einmal das Ohr der Königin zu erreichen.

„Wenn Eure Majestät geruhen, dort auf der Bank am Wasser Platz zu nehmen, will ich vom Kahn aus sprechen — nicht anders als ein Fährmann, der eine Botschaft bringt, oder der Wind —“

Sie ward angerührt von seinem Freimut. Ihr Schritt eilte. Sie verlor den kleinen Schillerband, der Prinz reichte ihn der Niedersitzenden, stand in kühler Entfernung von ihr.

„Ein Blick auf die Lektüre Eurer Majestät erleichtert mir den Beginn meiner Rede. Ehe Wallensteins Sterne sinken, spricht zu ihm seine beste Freundin, die Gräfin Terzky. Ihr Rat ist klug und gut. Daß er ihn nicht befolgt, besiegelt sein Schicksal. Ich vergleiche nicht den legitimen König von Preußen mit dem Friedland. Aber auch für den König von Preußen ist der Augenblick da, wo er des Rats einer Freundin bedarf. Die Frau, die ihm am nächsten und teuersten ist, bedeutet heute die Hoffnung der Nation: Sie, Luise.

Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, wenden Sie Ihren Einfluß auf, daß der König andere Minister, andere Ratgeber beruft!“

Sie sah in die Flammenaugen des Prinzen, erblaßte.

„Die Königin hat keinerlei Einfluß auf die politischen Entscheidungen des Königs“, antwortete sie formell.

Der Prinz warf das stolze Gesicht zurück, sein Profil stand gegen den blassen Frühlingshimmel, scharf umrissen, kühn, verwegen.

„Scheut die Königin Verdruß in der Kammer, wenn es das Wohl des Staates bedeutet, wenn es — um die Abwendung schwerster Gefahr geht?“

Ihr Temperament flackerte auf. „Gefahr?“

„Gefahr“, wiederholte der Prinz. „Eure Majestät werden den Staatsgeschäften fernegehalten, ich weiß dies, was alle Welt weiß. Doch es muß Eurer Majestät, wie aller Welt bekannt sein, daß der König jetzt wiederum die außerordentlichen Botschafter der verbündeten Mächte gegen Frankreich unverrichteter Dinge zurückwies. Inzwischen ist der Krieg der französischen Republik mit der großen Koalition Österreich—Rußland—England, der ganz Westeuropa erschüttert, in der Schweiz und Italien zum Ausbruch gekommen. Die Könige von Neapel und Sardinien sind vertrieben, Republiken haben sich gebildet, Bonaparte fordert von ihnen, daß sie ihre Verfassung der französischen nachbilden.

Frankreich ist durch Bonaparte ein Militärstaat unter Beibehaltung republikanischer Formen geworden. Die Franzosen haben am rechten Rheinufer Fuß gefaßt. Junge Generale, ein frisches Reglement befeuern die französische Armee, das preußische Heer aber ist erstarrt in überlebten Formeln, macht Parademarsch in Potsdam! Und des Königs militärische Autorität ist ein braver alter Köckritz mit Korporalsverstand!

Die Welt steht in Aufruhr, Europa gestaltet sich neu — Europa durchzittert das Beben einer Wiedergeburt — und Preußen, das Preußen der Hohenzollern, bleibt zag-

haft und ängstlich — neutral. Keines Staates Feind — keines Staates Freund!“

Sie schwieg als eine Fassungslose. Der Prinz, ihre vollkommene Bestürzung erkennend, mäßigte sein Ungestüm.

„Ich will Eure Majestät nicht ängstigen. Ach, gewiß nicht. Ich will Eure Majestät nur etwas bitten.“

Sie hob die Augen. Er sah so schön und edel aus, fast sanft klang seine Stimme:

„Ich maße mir nicht an, allein urteilen zu können. Ein älterer Freund, den ich als einen besten Gewinn meines Lebens erachte, hat ähnliche Ansichten wie ich. Es ist der Reichsfreiherr vom Stein. Er wie ich wünschen flehentlich, daß Eure Majestät einmal mit einem Staatsmann sprechen, der einen größeren Platz einnehmen sollte, als er es jetzt tut. Es ist ein alter Bekannter Ihrer Eltern, Eure Majestät. Es ist der Freiherr von Hardenberg.“ Louis Ferdinand lächelte. „Ich begehe eine Indiskretion, beraube Seine Majestät des Glücks, die Königin zu überraschen. Mein Schwager Radziwill erlauschte Vorbereitungen: die Sommerreise geht nach Franken, nach Ansbach: zu Hardenberg, zu — Ika.“

Luise starrte den Prinzen an. „Zu Ika?“ rief sie mit halb erstickter Stimme. „Ja, Majestät, und bringen Sie ihr die Grüße meiner zärtlichen Freundschaft. Und sprechen Sie mit Hardenberg.“

Sie konnte ihre Blicke nicht meistern. Sie sah den Überbringer so schöner Botschaft beseligt an, dachte schwindelnd, könnte er uns doch nahe sein als Freund, als Ratgeber.

Louis Ferdinand lächelte frei und leicht, er führte die Hand der Königin an die Lippen, stammelte: „Angebetete Frau, einzige Frau“ — und verschwand. Nur das Schilf raschelte noch auf. Dann zog in den Abend hinein ein Kahn seine Spur im Wasser. — —

Die Nacht war böse für Luise. Sie hatte es auf sich genommen, „Verdruß in der Kammer“ zu ertragen. Sie

sprach von Politik, so gut sie es konnte, ach, so gut sie es vermochte. Der König verwies es ihr. Er wurde mürrisch und unerträglich verärgert. Sie weinte heimlich in ihre Kissen. Des Morgens kam Friedrich Wilhelm zu Luise, schon eingeknüpft in seinen blauen Rock. Er saß auf ihrem Bettrand nieder und fragte: „Hat Luise auch schöne Kleider zur Reise ins Reich? Zum Wiedersehen mit der Frau Prinzessin von Solms?“

Ins Reich! Ins Reich!

Luisens Herz jubelte auf. Sie sollte die alte Heimat wiedersehen. —

Es ging zuerst nach Weimar. Sie zitterte ein wenig dem Augenblick entgegen, wo sie Schiller sprechen sollte, Goethe und Herder sie begrüßen würden. Dann war alles so leicht und licht — die Großen des Geistes wurden leise befangen, als sie das Erröten der schönen Königin sahen. — Und dann fuhr Luise die alte Straße nach Darmstadt! Sie war wieder zu Hause. Sie war im Reich.

Blühte der Frühling irgendwo auf Erden so schön wie daheim? —

Nun aber sollten die fränkischen Provinzen, die Hohenzollernschen Stammlande die Freude haben, eine Königin bei sich einziehen zu sehen. Und Luise betrat die Länder, die einst die Schwestern des großen Königs als Fürstinnen besessen. Friedrich Wilhelm belehrte sie selbst: In Erlangen wohnte noch die Witwe des letzten Markgrafen von Bayreuth, und Erlangen war der Sitz von Refugiés, ebenso Schwabach, dessen Fabriken besichtigt werden sollten. In Fürth hatten die Juden ihre Privilegien von den Markgrafen erhalten.

Fern hinter der alten Stadt lag in rosenrote Abendwolken gebettet die Zollernburg von Nürnberg.

Luise, überschauert von der Macht des Hauses, dem sie angehörte, das ihre Kinder in weite Zukunft hinausführen sollte, grüßte mit feuchten Augen die zusammengeströmte Menge, die in Parade stehenden Truppen.

Bis plötzlich der Wagen hielt, der Schlag aufgerissen

wurde und eine grazile, leichte Gestalt auf den Platz neben Luise glitt, von dem der König sich erhob.

„Ika. Kleine, einzige Ika!“ —

Um die Straßen des fränkischen Herzlandes standen die getreuen Bauern in ihren dunklen Trachten, und über ihnen blühten die Fruchtbäume in rosigem Schaum. Dunkle Fichtenwälder kamen, Eichenrauschen, Rüsterseufzen an Waldrändern.

Der König ließ in einem Dorfe halten, das sonderbar in einer kleinen Erdmulde lag: Klosterheilsbronn. Er ging allein mit der Königin einen kurzen Weg zu einer niedrigen, unter Bäumen halb verborgenen Kirche, deren Bedeutung und Größe erst der Eintretende ermißt: dem romanisch-gotischen Münster von Heilsbronn, der Urbegräbnisstätte der Hohenzollern.

Sie war erschüttert von dem feierlichen Raum, den Kreuzform gliedert. Sie sah auf die wundervollen und wunderlichen Kunstwerke, den Christus von Veit Stoß, die Riemenschneiderschen Altäre, die Steine der Kreuzfahrer mit dem Abzeichen einfachster Form, aus denen später die Wappen entstanden, und sie sah auf die Totenschilder der Schwanenritter.

Holdes Wort: Schwanenritter.

„Sind die, die in den ungeheuren Sarkophagen hier schlafen, auch Schwanenritter gewesen?“

„Du wirst ihre Kapelle in Ansbach sehen“, sagte der König auf seine stille Weise. „Was ich dir hier zeigen will, ist das Grab unserer süddeutschen Stammutter, der schönen Else, die mit Markgraf Friedrich, dem ersten Kurfürsten von Brandenburg, in die Mark ging. Sie hat die erste Bindung zwischen Süden und Norden geschaffen.“

Luisens Herz flammte auf. Der Ort und die Stunde rissen sie hin, gaben ihr einen Augenblick der Erkenntnis. „Süden und Norden vereint zu einem einzigen Germanien“, stammelte sie — und dann: „Schwanenritter — Schwanenritter, — auch wir wollen unseren Weg reinen Herzens gehen.“

Sie war im Süden, im Reich. Luise schritt durch die Rokokoanmut des kostbaren Ansbacher Schlosses wie das Ideal der Anmut einer neuen, beseelten Zeit. Ihre Helle wehte durch die Alleen des alten Lustschlosses von Triesdorf, Ikas Sommersitz. Ihre Helle schien dem hohenzollerntreuen Ansbacher der Glanz einer neuen Morgenröte. Es gab keine Worte, groß und erhaben genug, die man nicht auf die Königin anwandte, so, als rede man nur seine Alltagssprache.

Die Königin hielt das ihr auf der Pfaueninsel abgerungene Versprechen. Während ein Ballfest die Prunksäle durchwogte, ging sie mit Hardenberg nach stillgebliebenen Räumen. Wachskerzen beleuchteten kostbarste Dekors einer verblaßten Zeit. Tritonen und Nymphen, auf Gobelins, von Louis quatorze geschenkt, blickten auf die junge, anmutreiche Königin, die, schwer die rechten Worte findend, und bemüht, ihren Mann nicht zu verkleinern, um Hardenbergs Rat bat.

Der Staatskanzler antwortete ihr, er hielte es für notwendig, daß hier, im Süden, sein Einfluß bliebe. Aber Ihre Majestät möge sich beruhigen: wenn Gefahr kommen sollte, würde er in Berlin sein. Darauf gäbe er ihr sein Wort. Jetzt sei keine Gefahr. Auch er glaube an friedliche Entwicklungen. —

Wie gut Friedrich Wilhelm war. Er selbst lud Ika ein, sie auf der Weiterreise zu begleiten.

Nach dem Bayreuth der großen Markgräfin, nach ihrer Eremitage. Dann weiter ins Fichtelgebirge, zu den Heilquellen von Alexandersbad, nahe dem Wunsiedel Jean Pauls. Der König hatte Ika verziehen. Sie freilich tat, als hätte sie nie ihrer Familie grausame Stunden bereitet. Sie blieb die kleine, gute, kindliche Ika! Wie schön war das süddeutsche Land, durch das sie fuhren. Überall wehten die Fahnen — Weiß-Rot für dies Land des Roten Adlers, Schwarz-Weiß für das Reich des Schwarzen Adlers.

Schwarz-Weiß-Rot flatterte zusammen im Sommerwind.

Vor dem langgestreckten, wie unter Alleen begrabenen Schloß von Alexandersbad standen Scharen von Land- und Stadtleuten, herbeigeströmt aus entlegensten Tälern: die Mistelgauer in ihrer wendischen Tracht, die Bernecker, die Kulmbacher, die Hofer Bürger. Ein Festspiel sollte sein auf der alten Luchsburg, dem Felsenlabyrinth in diesem Gebirge der unendlich vielen Täler.

Man fuhr eine breite, sanft ansteigende Waldstraße entlang, vorüber an in Gras und Farren gebetteten Findlingsblöcken von wunderlicher Rundung. Wie ungeheure, graue, schlafende Tiere lagen sie — würden sie sich erheben in einem Atmen?

Der Wald verdichtete sich, die Straße wurde zum Fußsteig.

Luise stand in der wunderlichsten Felseneinöde, umgeben „von der Vorzeit heiligen Schauern“. So weit man blicken konnte im düstern Wald: überall diese runden Steinriesen, diese grauen Kolosse, chaotisch und spielerisch hingeworfen, aufeinandergetürmt. Von dieser märchenhaften Welt ganz bezaubert, wurde ihr, als sei sie in einem verwunschenen Wald. — Musik klang auf: Geputzte Landleute näherten sich, führten das Königspaar und sein Gefolge zu einem geschmückten Platz. Aus den Felsengrotten traten junge Mädchen, junge Burschen, sammelten sich zum Reigen. Ein sonderbarer Herr, behäbig und enthusiastisch, näherte sich unter vielen Verbeugungen dem Königspaar, überreichte ein bedrucktes Blatt. Luise lächelte, grüßte: Jean Paul stand vor ihr, der Freund ihrer Schwester Charlotte.

Sie las den Text der Gesänge, die nun in mühseligen Dialekten aufklangen:

Chor der Oreaden und Najaden.

Seid begrüßt, Erhabene,
Den Geistern der Berge und Ströme!
Die Ruine blüht vor Euch;
Blumen opfert das Gebirg;
Der Berg wird zum Throne durch Ihn,
Der Thron ein Olympos durch Sie!

Najaden.

Wir bewohnen bloß vier kleine Flüsse,
Nur das Meer gebar die schönste Göttin.
Zum Meere eilen die Flüsse,
Zur Schönheit ziehen die Herzen,
Doch auch die Welle schafft die Göttin, und ihr Demant
Faßt das göttliche Bild.
Unsre vier schönen Ströme spiegeln Anadyomene
Als vier Schwestern zurück.

Betroffen von der Wunderlichkeit dieser Felseneinsamkeit im dunklen Wald, der ihr wie Heidenspuk erschien, hörte Luise zu. „Welch ein kuriöser Mann“, flüsterte der König. „Muß ich mit ihm sprechen?“

Luise war beglückt, daß Friedrich Wilhelm wirklich den Dichter in eine Unterredung zog.

Sie selbst wurde umringt von ländlichen und bürgerlichen Ehepaaren, die sich die Ehre ausbaten, Ihre Majestät möge nun gnädigst ihre Blicke über all diese Täler werfen, in deren Dörfern und Städten die treuesten Untertanen wohnten. Luise war es nicht leicht, den rauhen Dialekt, entstellt noch durch wirre Verfärbung der Vokale, zu begreifen. Ein Wort klang in jeder Ansprache wieder auf und in jedem Mund ein wenig anders:

die Kassein, die Kesseina, die Kessina, die Kössei.

Luise lächelte den Sprechern zu.

„Wir werden gerne zu der Kusine gehen“, sagte sie heiter. Und sie eilte dem geschmückten, ländlichen Wagen zu.

Ika flüsterte: „Mon dieu, teuerste Königin, du verstehst die Sprache deiner Völker noch nicht perfekt. Die Kösseine ist ein Berg, nicht eine Kusine. Aber wenn du Berge durchaus Kusinen nennen mußt, so beglücke deine Bildungsfreundin Berg in Berlin mit dem Verwandtschaftstitel.“

Der letzte Gipfel der Kösseine war selbst für Majestäten nur zu Fuß zu erreichen.

Als Luise, an der Seite des Königs, endlich oben stand, umweht von der rotweißen Flagge Frankens und

von der Preußenfahne, bewegte sich der Blick über verblauende Wälder, über die schier endlos scheinende Einsamkeit des Gebirges. Im fernsten Sonnenglast, wie ertrunken in Licht, lagen kaum mehr faßliche Ebenen. Die Gegend von Regensburg, von Nürnberg.

Luise dachte an ihre Kinder, dachte an Fritz, den einstigen Erben dieser Provinzen. Sie hielt bebend die Hand ihres Gatten. „Wie lieb ist dieses Land“, flüsterte sie. „Blühendes Hohenzollernland mitten im Reich.“

Der König lächelte: „Bist du glücklich?“

Sie sah ihn aus schimmernden Augen selig an:

„Hohenzollernfahnen über Germanien. Oh, dieses schöne Land — Franken, Franken —“

Sie breitete plötzlich die Arme aus, als wolle sie ihr Herz Wind und Wäldern, Helle und Hügeln entgegenwerfen. Und sie stammelte:

„Mein Germanien, wie lieb' ich dich.“

Zweiter Teil

Von Memel bis Memel

X. Kapitel.

Luise saß im Voltairezimmer von Sanssouci. Gewiß nicht, um sich dem Gedächtnis des Toten hinzugeben, der einen großen Kampf für die Toleranz in der Welt gekämpft hat. Sie war da, weil ihr kleiner Fritz solche Freude an all den Tieren hatte, mit denen die Wände bevölkert sind, und weil ihn eine innige Liebe verband mit dem hölzernen Eichhorn im Schnitzwerk einer Seitenpforte. Er sagte ihm zärtliche Namen und plauderte mit ihm, die Antworten selbst gebend.

„Ich muß mir die Antworten auch immer selbst geben“, dachte die Königin. „Oder die Zeit gibt sie mir.“ Wie hatte sie sich geängstet über das, was ihr Prinz Louis Ferdinand auf der Pfaueninsel gesagt. Die Entwicklung der europäischen Verhältnisse gab mehr dem Optimismus Hardenbergs recht, als den Befürchtungen des Prinzen. Jene große Koalition gegen Frankreich hatte sich wieder aufgelöst. Und General Buonapartes kriegerischer Ehrgeiz schien befriedigt durch den glänzenden Sieg bei Marengo. Seit er Erster Konsul geworden, beschäftigte er sich mit Frankreichs inneren Angelegenheiten und ihrer Wiederberuhigung. Der König vertraute darauf, daß dies ein Friedenszeichen sei. Ob nicht der Wunsch der Vater des Gedankens war?

Freilich, der Abgesandte Buonapartes, General Duroc, hatte beste Eindrücke in Berlin hinterlassen. Der König war entzückt gewesen, daß der erste Konsul ihn als Friedensvermittler mit Rußland anrufen ließ.

Die Königin senkte die Stirn in einer peinvollen Erinnerung. Es hatte gleich wieder eine Enttäuschung gegeben. Als der König von Frankreich und Rußland

eine Entschädigung für Gebietsabtretungen am linken Rheinufer verlangte, forderte man von ihm die Besetzung des englischen Kontinentalbesitzes, also Hannovers. Großer Gott, sie wurde aus der alten Heimat und von ihrem Vater gebeten, dies zu verhindern. Und sie war doch politisch ganz machtlos.

Sie hatte viele schlaflose Nächte um die hannoversche Angelegenheit gehabt. Schrecklich, schrecklich, als die preußischen Truppen dort einrückten! Und dann war die sonderbare Wendung gekommen: herbeigeführt durch die Ermordung des Kaisers Paul, die Thronbesteigung Alexanders I. Der neue, junge Zar verständigte sich mit England, und die Preußen kehrten wieder heim. Man zerquälte sich, zerbrach sich den Kopf, und dann lösten sich die schwebenden Fragen durch ein ganz unvorhergesehenes Ereignis. Sie erinnerte sich, wie sie schmerz erfüllte Briefe an die beiden, ihr befreundeten Töchter Kaiser Pauls geschrieben: an die Großfürstin Maria Paulowna in Weimar, an die Großfürstin Helene Paulowna, die Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin. Und dann wurde der Tod Kaiser Pauls wie zu einem Glücksfall. So hatten ihr wenigstens die Kabinettsräte und der brave Köckritz versichert. Statt Hannovers, das doch eine unsichre Sache gewesen wäre, erhielt Preußen die Städte Erfurt, Paderborn, Hildesheim und Teile des Bistums Münster. Freilich, der König hatte Stützpunkte in Süddeutschland gewollt. Die schönen Gebiete von Bamberg und Würzburg. Er gab dann nach. Bedeutete das nicht eine politische Niederlage? Frankreich und Rußland entschieden die Sache. Wenn Prinz Louis Ferdinand etwas zu sagen gehabt hätte, wäre es sicher anders abgelaufen. Aber der Unbequeme war nach Magdeburg abkommandiert worden.

„Mama, wie heißt das Eichhörnchen, das auf dem Weltenbaume sitzt?“

Der kleine Kronprinz drängte sich an die Mutter heran. „Ist der Weltenbaum der Apfelbaum im Paradies?“

Die Königin errötete. Sie kannte weder den Namen noch überhaupt die Existenz eines so wichtigen Eichhorns. Was der Fritz alles fragte!

„Gleich,“ sagte sie, „gleich, mein Fritzchen.“ Denn, o Freude, Frau von Kleist wurde gemeldet.

Sie ging der schönen, brünetten Frau rasch entgegen.

„Sie kommen wie gerufen, liebste Kleist. Mein kleiner Fritz darf seine Fragen nun an Sie stellen.“

Marie von Kleist, der Weltesche Yggdrasill und des Eichhorns Ratatösker mächtig, entledigte sich ihres Wissens. Dann fragte sie nach den königlichen Kindern, und Luise berichtete strahlend, wie klug ihre kleine Charlotte, wie schön Karl sei, der nun fünfzehn Monate zählte. Sie waren schon in der ländlichen Stille von Paretz.

Die Königin zog die Freundin zu sich auf ein Sofa. „Sie finden mich im Nachdenken, Liebste“, sagte sie. „Und Sie wissen, wie schwer mir das fällt. Ich besinne mich, immer sind politische Sorgen, und dabei steigt der Luxus, der Fremdenverkehr, der Vergnügungstaumel in Berlin auf unerhörte Weise. Wie ist das möglich?“

Frau Marie von Kleist, die Kluge, begann einen kleinen Vortrag über jenen gesetzmäßigen Wandel, daß gerade nach kriegesischen Unruhen über anscheinend erschöpfte Länder sich als Rückschlag ein Fieber von Lebenslust wirft. —

Die Königin begleitete ihren Gast über die Terrasse. Ihr Musselinkleid bauschte sich im Wind, ihre Hand winkte Marie von Kleist noch nach. Sie hatte erzählt, daß ihr unruhiger Verwandter Heinrich nun auf der Aare-Insel bei Thun wohne, weil er sich im Vaterland von niemand verstanden glaube. Flüchtig dachte die Königin, würde ich jedesmal in eine freie Schweiz fliehen, wenn ich nicht verstanden werde, nun, das gäbe viele Reisen.

Sie ließ sich auf eine Bank nieder, sah ins Ziellose.

Der König ersehnte nun ein gutes Einvernehmen mit Rußland. Luise lächelte. Sie wußte, daß neben politischen Wünschen ihn ganz persönliche Stimmungen beeinflussten. Friedrich Wilhelm ging in einer seltsamen Entflammung: Helene Paulowna, die kaum sechzehnjährige Schwester des jungen Zaren, war es, die den König lebhafter und heiterer machte, als er seit Jahren gewesen.

Luise fühlte sich der Liebe und ehelichen Treue ihres Gatten so sicher wie des Bestandes der Sonne oder des Erdkreises. Sie besaß längst alle Beweise, daß er, solange sie existierte, ohne sie nicht existieren konnte. Wenn ihn nun die aparte Schönheit einer fast noch kindlichen Frau ein wenig hinriß, ein wenig befeuerte, sollte sie ihm diese Freude verargen? Luise selbst war angerührt von Helenes Reiz. Angerührt vielleicht von dem Geheimnis der russischen Seele, von jenen Augen, in denen die Steppe zu träumen scheint oder das Chaos. Und war Freundschaft nicht ein erhabenstes Gefühl? Sie dachte an den jungen Architekten, der ihr einst in Paretz gesagt, er wolle sein Haus den Göttern der Freundschaft weihen. Aber er hatte das Haus nicht gebaut. Er war den frühen Jünglingstod gestorben, ohne daß Luise ihn noch einmal gesprochen.

Die Götter der Freundschaft, wie hießen sie? Luise fühlte, es waren die Tugend, das ist: die Reinheit des Herzens, Harmonie des Geistes, und der Wagemut seelischer Gemeinschaft bis in den Tod. Eine Mutter, dachte sie zärtlich, gibt viel von dieser Freundschaft an die Kinder. Und ihr Dank ist ein Lächeln.

Oder auch — Luise fing plötzlich an zu singen und um die Terrasse zu laufen — grüne Petersilie und Kerbel! Das Musselinkleid der Königin, so dünn, daß es die Formen der hochgebauten Gestalt durchschimmern ließ, flatterte durch eine weiße Tür. Die weiße Fahne eines Gänsekiels zog rasch und flüchtig über Briefpapier:

„Lieber Wilhelm! Liebes Charlottchen! Guten Tag, liebe, liebe Kinderchen. Papa küßt Euch alle in Ge-

danken mit mir und trägt mir auf, Euch zu sagen, daß ihm, wie mir, Petersilie und Kerbel aus Eurem Garten außerordentlich viel Vergnügen gemacht haben. Das sind recht fleißige Kinder, hat Papa gesagt, ich will alles auf ihre Gesundheit essen. Und ich sagte, die guten Kinder haben es so gern gegeben, weil sie wußten, Papa und Mama würden sich freuen, und das tat ihren kleinen Herzen wohl. Ja, und wir haben auch alle Menschen herbeigerufen und ihnen die Sachen gezeigt, daß sie Euren Fleiß bewundern sollten. Nun lebt wohl, liebe Kinder, ich liebe Euch von ganzer Seele und von ganzem Herzen und bin ewig Eure zärtliche Mutter

Luise.“

Sie siegelte den Zettel, klingelte, ließ die Hofdame Gräfin Tauentzien, die schöne Lisinka, ersuchen, ihn mitzunehmen, wenn sie jetzt mit dem Kronprinzen nach Paretz führe. Doch als sie eine Viertelstunde später den Wagen abrollen hörte, entschloß sie sich plötzlich, nachzufahren. Der König kam heute spät von der Truppenschau — sie wollte ihm, wie sie oft tat, ein Zettelchen auf dem Schreibtisch zurücklassen. Unterwegs streifte ihr Blick eine der Handarbeiten, mit der sie Friedrich Wilhelm so gern beschäftigt sah, sie lachte ihr warmes, gesundes Lachen, saß nieder und kritzelte:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König und Herr!

Unter den vielen Bittschriften, die Ihre Königlichen Majestäten täglich bekommen, möge doch der Herr wollen, daß diese mit einem gnädigen Blick beleuchtet werde, damit meine alleruntertänigste, demütigste, wehmütigste Bitte nicht unbefriedigt bleibe. Hierbei liegende Strümpfe sollen als Probe meiner Geschicklichkeit in der Strickerkunst zum Beweise dienen und mir hoffentlich mein Glück zu erlangen helfen; es besteht nämlich darin, daß Ihro Majestäten die Gnade für mich hätten und mir zukünftig alle dero Strümpfe

stricken zu lassen und mir dabei den Titel als wirkliche Hofstrickerin allergnädigst erteilen ließen. Diese hohe Gnade würde ich all mein Leben in tiefster Untertänigkeit erkennen und mit dankbarem Herzen ersterben Eurer Königlichen Majestät

alleruntertänigste Magd

Luise.“

So — nun hatte Fritz etwas zu lachen. Vielleicht auch bewilligte er ihr eine Nachzahlung des Etats als Hofstrickerin. Denn — die Schatulle zeigte erschrecklich oft den Boden.

Sie fuhr allein über das grüne Land, ließ sich vom Wind umspielen, hielt Zwiegespräche mit den ziehenden Wolken. Und dann lief sie, sich selbst kinderjung fühlend, durch den Park von Paretz.

Herr Delbrück, der Erzieher der beiden ältesten Söhne, kandidatenhaft, mit breiter Nase, gekniffenem, unfrohem Mund, schlug die Augen nieder vor der heranstürmenden Majestät. „Er paßte vielleicht besser in eine herrenhutsche Gemeinde als zu uns“, dachte die Königin. „Wo sind die Kinder?“ rief sie. „Eure Majestät geruhen allergnädigst, die Prinzen und die Prinzessin sind im Karnickelstall. Der Kronprinz, der vor einer Stunde kam, möchte Leibeigene befreien. Und so befreien die jungen Hoheiten, mit Respekt zu vermelden, die Karnickel.“

„Wie? Ich verstehe Sie wirklich nicht, lieber Delbrück.“

Delbrück blieb in steinernem Ernst.

„Der Kronprinz hat in einer Nummer der ‚Hamburger Zeitung‘ von den glorreichen Taten des jungen Zaren gelesen —“

Die Königin enteilte. Sie fand ihren Sohn Fritz mit theatralischen Gebärden vor dem Karnickelstall stehen, Charlottchen und Wilhelm artig und altklug der Begebenheiten wartend. Fritz, mit lodernden Wangen, gesträubter Lockentolle, das etwas nach innen gebogene Näschen

hoch in der Luft, verkündete: „Ich bringe euch die Botschaft der Befreiung. So hört doch, ihr dürft fort. Ihr dürft euch ansiedeln, wo ihr wollt. Ihr dürft nach Kaninchenwerder zurück, obwohl das jetzt die Pfaueninsel heißt.“

Das Büblein! Lieber Gott, das pathetische Büblein. Da stand es, so brav in langen, dunklen Hosen, die Fessel frei zum Anblick weißer Strümpfe, schmalen Fuß in kleinem Schuh. Und Wilhelmchen saß sein kleines Jäckchen so niedlich. Was für kleine Elegants alle beide. Charlottchen im Empirekleid bot nicht soviel Scharm. Sie hatte sich wohl ein wenig im Heu gekugelt. Die Mutter rief:

„Auch ich bin eine Botschafterin — es gibt eine Nachmittagsschokolade und frische Waffeln.“

Der Kronprinz flog der Mutter um den Hals, küßte sie heftig und leidenschaftlich. „Schöne Mama. Schöne, schöne Mama. Warum fuhrst du nicht mit mir?“ Luise zog Erkundigungen ein. Der kleine Friedrich Wilhelm erzählte: „Estland, Livland und Kurland danken dem Zaren die Aufhebung der Leibeigenschaft. Er hat es verboten, daß man Leibeigene zum Verkauf ausstellt oder sie in den Zeitungen anbietet. Der Zar erlaubt den Leibeigenen die Ansiedelung in Städten und Dörfern. Mama, das ist ja furchtbar gewesen, man durfte vorher Menschen verkaufen. Hast du das gewußt, Mama?“

Gewußt vielleicht, aber nicht bedacht. Sie sah nicht ohne Bewegung auf den Sturm, der den Sechseinhalbjährigen erfüllte. Es gab freilich keine Sklaven im preußischen Staat. Aber es gab Hunderttausende, ewiger Armut verfallen durch Generationen.

„Der Zar ist ein Engel“, rief der Kronprinz.

„Nein, Tante Helene ist ein Engel“, behauptete Wilhelm.

„Das hat gewiß Papa gesagt“, meinte Luise zuvor-kommend. Sie streichelte Fritzens heißen Kopf und hörte wie einen lockenden, sonderbaren Singsang das enthusiastische Lob des fernen Alexanders — —

Luise verspätete sich bei den Kindern. Erschrocken sah sie die Kammerfrau eintreten, die Schlafenszeit meldete, erschrocken sah sie, daß über der Erde schon die Schatten des Abends dämmerten. Sie stürmte zur Rampe, hoffend, der Wagen wäre bereit. Da begrüßte sie ein blauer Offizier.

„Kann auch Ausflug nach Paretz machen“, sagte Friedrich Wilhelm. Sie fiel ihm um den Hals. Er lachte.

„Habe allerlei wichtige Botschaften vorgefunden, nur meine Frau nicht. Werden in Paretz nächtigen; ist dir recht?“

Sie war selig. Wie lange hatte es solche kleinen Improvisationen nicht gegeben.

Der König strebte in den Park. „Habe Briefe von zwei Damen“, begann er lächelnd. „Eine ausgezeichnete Strickerin bittet um Hoftitel. Werde sie engagieren. Mit auf Reisen nehmen.“

„Ah, wirklich? Oh, die Beneidenswerte!“

„Ja, ist nötig, daß die königliche Familie sich ganz besonders bestrickend zeigt —“

Luise lachte, wie eine gute Ehefrau zu einem kleinen Witzchen des Gatten zu lachen hat.

„Eine zweite Dame schreibt mir nämlich, ihr Bruder möchte seine Nachbarn kennenlernen. Und zwar bald. Habe schon der Stafette Rückantwort gegeben: wir reisen in zehn Tagen nach — nun rate?“

Sie sah ein schwärmerisches Lächeln um Friedrich Wilhelms Mund, begriff:

„Helene hat dir geschrieben?“

„Ja. Habe geantwortet, wir kommen nach Memel. Der Zar hat den großen Wunsch, daß wir ihm begegnen.“

Betroffenheit fiel auf ihr Herz. Sie dachte an den Enthusiasmus ihres kleinen Sohnes, dachte an die Großfürstin Helene, die kleine, seltsame Betörerin. War der Bruder wie sie? War der junge Alexander das aufsteigende Gestirn über Europa? Und er wollte sich ihnen beiden nähern? Sie sah gegen den Himmel. Aus der unermeß-

lichen Weite glänzten schon Sterne. In den Wiesen riefen die Grillen.

Nächste Nähe und ewig Unerreichbares. — —

Fieberhafte Reisevorbereitungen!

Luise wählte und probte Toiletten. Vielleicht kicherten die Hofdamen ein wenig und nannten sie eitel. Vielleicht sprach man in Berlin von ihrer Verschwendungssucht. Solche Dinge lassen sich nicht ändern. Man repräsentiert ein Königreich nicht mit einem Seidenkleid und einem Musselinfähnchen. Die Tracht war nun: langer, fließender Rock, dicht unter der Brust gegürtet, kleines Mieder, kleine Ärmel, tiefer Ausschnitt. Schmuck mußte diese Linien beleben. Die Königin trug gern das Diadem, sie hatte den Fächer als ständigen Begleiter beibehalten, war gewohnt, ihre Rede mit Fächergesten zu begleiten, bei Audienzen das Zeichen der Entlassung mit dem Fächer zu geben.

Friedrich Wilhelm hing noch der alten Mode an, langgewachsene Haare mit schwarzem Band zu einer Art Zopf zu binden. Das war ihr ein wenig leid, denn sie liebte sein gutes Aussehen, die hohe, schlanke Gestalt, das stille, vornehme Gesicht. Längst trugen er und die Armee europäische Mode: Stulpenstiefel, enge weiße „Pantalons“, den mit breiter Binde vorn abschließenden, knappen Frack. Der König machte eine tadellose Figur. Verlöre er nur endlich die große Befangenheit beim Sprechen. Er stieß die Worte überrasch heraus, war stets unsicher, die richtigen gewählt zu haben, und glaubte sich daher oft nicht verstanden. Dies gab ihm dann etwas Gereiztes, Unverbindliches.

„Ach ja“, dachte Luise, „jene Menschen, die nicht ewig den Blicken und dem Urteil aller ausgesetzt sind, haben es besser, können ihr Wesen freier gestalten.“

Endlich waren alle Staatsroben, alle Sommergewänder, alle Reitkleider der Königin Luise eingepackt. Des Königs Reisebett mit der einfachen Matratze und Pikeedecke fehlte nicht. Die Bagages der Prinzen und Hofstaaten

schlossen sich an: es war wie zu einer Auswanderung. Die Voß, seit ihrem siebzigsten Geburtstag mit dem Titel Gräfin beschenkt, von Luise wohl mal Kontessinchen genannt, und die junge Gräfin Moltke, die Kammerherrn von Buch und von Schilden begleiteten die Königin, den König General Graf Kalckreuth, Oberst von Köckritz, der Unvermeidliche, und Hofmarschall von Massow. Außerdem wimmelte es noch von Nebengestalten und Offizieren.

In lichten Junitagen fuhr man über die Kurische Nehrung. Die Königin, hingerissen von der Wunderlichkeit dieses Landstreifens zwischen Haff und dem offenen Meer, fühlte die Landschaft wie zeitlos und unwirklich. Halbversandete Dörfer, umwallt von den Dünen, tauchten auf, verschwanden. Sandwälle, die wie Gebirge erschienen, umbauten Weg und Aussicht — um plötzlich sich zu beugen, den Blick wieder freizugeben auf unermeßliche Wasser. Die Möwen in silbernen Scharen schienen die einzigen Boten des Lebens. Wind und Welle die einzige Sprache der Natur — die Ursprache des Alls.

Luise sah Welle auf Welle in unermüdlicher Geduld heranfluten, in unermüdlicher Demut zurückbeben — Sie sah das Meer in überirdisch reinem Blau — sah es schillern in tausend Farben, sah es im Goldglanz des Sonnenuntergangs und im aufreizenden Rot, im weinenden Violett des Ersterbens — Sie sah den rührenden Schmuck dieser verlassenen Landschaft, die wilden Stiefmütterchen am Wege, die gelben Dolden des Ginsters, die grauen, unscheinbaren, wie Moos angesiedelten Blätter der Katzenpfötchen, mit den langgestielten Purpurblüten: Immortellen = Unsterbliche.

Grau und drohend lag das Meer zur Nacht um das kleine Haus der Rast. In Fanfaren der Morgenröte begrüßte es den neuen Tag. Und wieder zogen die Wagen durch dieses vorzeitliche Dünengebirge, durch ewigen Sand, herangespült von ewigen Wellen.

Lächelnd, in himmlischer Heiterkeit, lag das Meer — ein blauer, windbewegter Atlasmantel, ein Triumph des

Lichtes, ein Rausch des Wassers und ein Rausch unermesslicher Jugend.

Luise war wie eine Betörte. Sie wußte sich auf Gipfeln des Lebensgefühls. Um sie leuchteten Himmel und Meer — Sie war eingebettet in ein gutes Glück, sie vertrat ein geliebtes Vaterland — und sie reiste einer schönsten menschlichen Begegnung zu.

Endlich tauchten die Türme von Memel, der treuen Preußenstadt, der alten Deutschordensburg, auf.

Als die Majestäten sich einschifften, um in einer schönen Barke über den Hafen zu fahren, kam ein Boot mit litauischen Mädchen heran. Sie sangen ein schwermütig-eintöniges Lied von fremdem Klang zum Willkommen. —

Die Königin stand, in eine weiße, reiche, silbergestickte Robe gekleidet, an der Türe ihres Vorzimmers und erwartete den Zaren. Ohne Befangenheit, heiter, leicht, froh. Sie dachte, er ist so alt wie ich, und darum viel jünger. Wie mag die Kaiserin sein? Warum kommt sie nicht mit?

Geräusch im Flur. Säbelklirren auf der Treppe. Die Tür wurde aufgestoßen. Ein rascher Blick, und Luise sah in faszinierende Augen, sah ein bezauberndes Lächeln, sah einen Mann von vollendeter Eleganz sich verbeugen.

Sie hatte hundert- oder tausendmal fremde Herren empfangen — sie war Königin, er Kaiser, sie empfing auf dem Boden ihres Vaterlandes. Das gab ihr den Scharm der Wirtin, das ließ sie ganz ungezwungen, ganz in einer weichen Geste sein.

Alexander sprach das Gegebene, Schickliche. Fünf Minuten lang, zehn Minuten lang. Dann wurde er selbst. Beweglich, lebhaft, überschwenglich, umflossen von der Grazie der Jugend und einem stürmischen Temperament, getragen von der Eleganz des ganz großen Herrn; fähig, die erhabenen Ideen seiner Epoche nachzufühlen, warf er ein bezauberndes Licht über die Stunde — über

den Tag, selbst über die herkömmlichen Zeremonien des Tages.

Sein etwas zu kleiner, aber vollkommen schön gebildeter Mund formte mit unnachahmlicher Leichtigkeit die lebenswürdigsten Satzfolgen, sein Geist gestattete ihm, alle Dinge zu streifen, zu berühren, ihnen einen glänzenden Schliff zu geben.

Er hatte ein rasches, blitzartiges Lächeln, als man zu feierlicher Tafel ging, das hieß: wir müssen; wir sind nur frei, weil wir Gesetze achten. Er nahm den Tee aus Luisens Händen, flüsterte, sie wisse zu beglücken, und sprach in Sekundenschnelle von Jean Jacques Rousseau und der Neuen Héloïse.

Luise dankte den Göttern und Frau von Kleist, daß ihr Julie d'Etange und St. Preux keine Unbekannten waren.

Ihr staunendes Herz vernahm von einem Manne — oh, dem glänzendsten, dem scharmvollsten Mann eines Jahrhunderts — ausgesprochen, was sie bisher nur in Büchern gelesen und in Predigten gehört, daß die Tugend der erhabenste Begriff der Erde sei, und die Freiheit des Menschen die Beglückung aller, das Ziel einer gerechten Regierung, der sehnlichste Wunsch eines Fürsten.

Sie war verwirrt von dem weichen Reiz seiner Sprache, von der Eleganz seines Wesens, von den Flammenblicken, die über sie hinglitten. Sekundenlang dachte sie, ist er nicht, wie einst Prinz Louis Ferdinand vor Mainz war — an einem holden, lang verschollenen Sommerabend. Nun stieg wieder ein solcher Sommerabend auf in unwirklichem Licht, erfüllt vom Fluidum und der Persönlichkeit eines so ganz Überlegenen.

Sie suchte die Hand Friedrich Wilhelms. Suchte seine Augen. Er lächelte und flüsterte: „Wie er Helene gleicht.“ Das Wort — befreite sie.

Die Königin hatte ein Schlafzimmer für sich. Der König, sehr müde, war bald gegangen. An Luise bebte jeder Nerv. Ihr war, als sähe sie in Alexander das Bild eines neuen, überschwenglich edlen und großen Menschen.

Ein Ideal, von dem sie vielleicht geträumt haben mochte, wenn sie Schillersche Verse und Jean-Paulsche Gefühlschwärmereien las. Daß es dieses Ideal gab, daß sie dieser über alle Maßen bezaubernden Persönlichkeit ins Auge geblickt, erschütterte ihre Seele als ein noch unaßliches Wunder.

Wie sollte sie Schlaf suchen? Jede Minute war kostbar, in der sie das neue Glück empfinden konnte. Ihr flüchtiger Schritt irrte von Fenster zu Fenster, heiße Stirn lag an kalte Scheiben gepreßt. Und dann, plötzlich, stand sie am Tisch, nahm eine Kielfeder, malte auf ein Blatt Papier: „Journal de Memel.“

Mußte man die unerhörten Begebenheiten nicht aufschreiben? Doch die Feder entsank ihr wieder. Wie sollte sie Worte finden für ihre namenlose Seligkeit? —

Luise hatte doch wohl ein wenig geschlafen, denn als sie blinzeln die Augen öffnete, sah sie eine ganze Versammlung um ihr Bett. Die Kammerfrau, die Voß, den König. Wo war sie denn? Sie kannte ja dies Zimmer gar nicht. Sie hörte: „Die große Parade beginnt um siebeneinhalb Uhr!“ Sie war schon aus dem Bett. Jetzt wußte sie alles: es kam ein himmlischer Tag. Sie wurde angekleidet, trank Schokolade dazwischen, besah sich im Spiegel und war ganz hingerissen von sich selbst. Das grüne Reitkleid stand ihr herrlich, ihre Haut war klar, nicht der leiseste Fehler trübte sie. Eine Spur Puder würde sie schützen.

Glühend vor Lebenslust stieg die Königin zu Pferd. Sie las Bewunderung im Lächeln ihres Gatten. Der König fand, nie kam ihre Gestalt schöner zur Geltung als beim Ritt.

Der Zar hatte sich aus seiner Wohnung aufs Parade-feld begeben. Sie erzitterte bei seinem Anblick. Und doch war sie von einer fast kindlichen Unbefangenheit. Sie fühlte sich, als wäre sie daheim in Darmstadt, ganz ohne Zwang, unter Vertrautesten.

Die Schulmanöver begannen. Wie das alles blitzte

und klappte! Die Infanterie, die Kavallerie. Wie reizend Fritz alles machte! In wahrhaft königlicher Haltung führte er dem Zaren seine Truppen vor. Und Alexander begrüßte sie mit Enthusiasmus. Wie er zu Pferd saß! Leicht, elegant, triumphierend. Er hatte sein frohes, bezauberndes Gesicht zurückgeworfen, selig, als tränke er die Luft, er ließ seinen Degen in der Sonne flimmern, er rief den Truppen Dankesworte zu. Er war ganz bei der Sache, er beglückte Friedrich Wilhelm durch sein Urteil, sein Interesse. Und doch sah sie klopfenden Herzens, als Alexander nun wieder zu ihr heranritt, ging es wie ein Aufatmen über sein Gesicht.

„Teuerste Majestät, die Truppen sind göttlich! Und nun darf ich mit Eurer Majestät zum Frühstück kommen? Ah, dafür gibt es kein Wort mehr!“

Er ritt an ihrer Seite. Sie fühlte den Hufklang wie Musik. Sie antwortete auf Alexanders abgerissene Worte mit frohem Lachen, sie ließ ihr Pferd tänzeln, sie war von Lebenslust überströmt.

Der Zar und der König gingen in ihr Wohnzimmer. Luise ließ sich in rasender Eile das Reitkleid abnehmen, ein leichtes Seidengewand überwerfen, die Haare frisch ordnen.

Der Zar küßte enthusiastisch ihre Hände beim Wiedersehen. Er sah lächelnd zu, wie sie den Tee bereitete, reichte. Friedrich Wilhelm sprach militärische Dinge. Sie konnte ab und zu eine Bemerkung einwerfen. Ach Gott, alles ist zu etwas gut. Sie hatte oft gestöhnt über die ewigen Paraden in Potsdam. Nun konnte sie ihr Wissen bewundern lassen. „Ich bin doch eine Soldatenfrau, Eure Majestät“, lachte sie. Und war beglückt von Alexanders weichen Gesten, die sagten: „Ich habe mir Soldatenfrauen bisher etwas anders gedacht!“

Zu Tisch saß der Zar natürlich zwischen dem Königspaar. Und Friedrich Wilhelm wurde, wie immer, wenn er sich der französischen Sprache bediente, beredter als sonst. Es machte ihr nichts, daß er den Zaren weiter von

militärischen Einzelheiten, sogar Uniformfragen, unterhielt. Es war ihr gar nicht so wichtig, mit Alexander viel zu sprechen. Seine Nähe allein, die Bewegungen seiner Hände, seine Stimme, sein Lächeln gaben ihr ein frohes Lebensgefühl.

Wieder trank man Tee. Und dann fragte der Zar, ob man vor der Abendtafel noch einen Ritt über Feld machen könne. Sie blickte fragend auf Friedrich Wilhelm. Er sah aus, als wäre er zwanzig Jahre alt, so frisch und strahlend.

„Es ist uns ein Fest, Eure Majestät“, sagte er in bei ihm unerhörter Verbindlichkeit.

Friedrich Wilhelm ritt neben seinem guten Köckritz, die Königin an Alexanders Seite.

Die süße Stille des Juniabends, das verklärte Licht eines unendlich reinen Himmels war um sie gebreitet. Hier, wo der Sommer spät kam, blühte erst der Flieder in den Gärten. Und wieder fühlte sich Luise, als sei sie zu Hause, am Rhein, am Main und in dem geheimnisvollen Glück erster Erwartung des Lebens.

Für Augenblicke war es ihr, als ritte sie mit George, ihrem liebsten Bruder, ritte in blaue Dämmerung hinein und wußte, hinter den Hügeln liegt das gelobte Land der Wunder. Und dann wußte sie erschauernd, das Wunder war ja da, der idealische Mensch mit dem Herzen voll Tugend und Entflammung war lebendig gegenwärtig.

Alexanders leicht sich erschließendes Herz fand Worte, die sie bezauberten. Er wünschte die ewige Heiterkeit eines Sommertages über die Menschheit, er sprach von dem erhabenen Willen der Herrscher, alle Untertanen glücklich zu machen. Er schmeichelte: wie selig müßte ein Land sein, das auf dem Thron die Jugend und die Anmut erblicke, wie müsse ein Land auferblühen, über dem Luisens blaue Augen leuchteten.

Ach, sie hatte tausend Worte der Bewunderung schon gehört. Von Alexanders Lippen waren sie neu und wie etwas Einmaliges.

Sie ritten durch die Stadt zurück. In warmem Dunkel lagen die Häuser, Frauen und Kinder saßen auf Bänken vor den Türen, ab und zu leuchtete Kerzenschein aus Fenstern. Da lebten die Menschen in engen Hütten und Häusern — und alle sollten sie auch glücklich werden, ach, glücklich werden! —

Sie mußte sich wieder in höchster Eile zur Abendtafel umkleiden. Verträumt sah sie ihr eigenes Bild im Spiegel. Stand da nicht ein ganz junges Mädchen, mit gelösten Gliedern, mit einem rätselhaften Lächeln um den blassen Mund?

Wo bin ich? fragte ihre Seele.

Sie sah etwas sehr Merkwürdiges während der Abendtafel: Friedrich Wilhelm, der verlegen wurde und stotterte, wenn ihm jemand während des Gesprächs fest ins Auge sah, hatte glänzende Blicke auf den Zaren gerichtet und sprach fließend und angeregt dabei; „Bezauberer“, dachte sie. Und sie wollte die Unterhaltung, die sich auch nach Tisch fortsetzte, nicht stören. Da es so drückend heiß im Raume war, trat sie an ein offenes Fenster, sah in die Sternennacht hinaus — dachte, wie immer Jugend dachte und denkt, welches Sternbild leuchtet wohl dem Seltsamen, der nun mein Freund sein wird?

Plötzlich standen Friedrich Wilhelm und Alexander Hand in Hand vor ihr. Bewegt klang Fritzens Stimme: „Das kann ich dir versichern, die Russen haben niemals einen Kaiser gehabt, wie ihn. Er hat lange mit mir geredet und Grundsätze geäußert, die ihm viel Ehre machen und mich ihm für das Leben verbinden.“

Alexander lächelte. Er erwähnte die Freundlichkeit der Königin gegen die Soldaten. Und sie antwortete rasch: einem Stande, der so viel Mühen und Wechselfällen ausgesetzt wäre, dem könne nicht genug Anteilnahme bewiesen werden.

Der Zar beugte sich zu ihr herüber, seine Augen strahlten sie an: „Teuerste Majestät, wie glücklich bin ich, Soldat zu sein! Und wie glücklich bin ich in der

Hoffnung, morgen auf dem Ball der Tänzer Eurer Majestät sein zu dürfen.“

Der Ball! Luise freute sich kindlich darauf. Die Kaufmannschaft gab dem Königspaar und dem Zaren das Fest. Sie träumte in der Nacht schon davon, sie hatte Zeit, den nächsten Vormittag über sich den Toilettenfragen zu widmen. Ach tanzen, tanzen! Welch ein wundervolles Spiel mit der eigenen Grazie. Es war, als flöge man Unnennbarem zu. —

Rührend hatte sich die gute Stadt angestrengt! Ein Triumphbogen war errichtet. Der Saal prächtig herausgeputzt. Freilich, eine unerhörte Hitze herrschte in dem niedrigen Raum. Und es waren furchtbar viele Menschen da, aufgeregte, freudetrunkene Menschen, mit fiebernden Nerven, hingerissen von der ungeheuren Ehre, die ihnen durch die Gegenwart der Majestäten widerfuhr, selig von den Klängen der jubelnden Musik.

Sie tanzte mit Alexander. Erst war es ihr wieder so wunderbar, als tanze sie mit Bruder George, mit dem zärtlich geliebten, vertrauten Bruder. Dann aber fühlte sie das Zittern seltsamer, wissender Hände, sah in verschleierte Augen voll Geheimnis und Traum, — und ihr wurde, als schwebe sie dahin im Rausche von unwirklichem Licht, von unwirklich schönen Farben — und als wäre sie allein mit diesem Ideal aus einem nie betretenen Land, allein und über allen Dingen.

Sie fand wieder zur Wirklichkeit, als sie im gleichen Wagen mit Alexander zurückfuhren. Memel hatte illuminiert. Guter Wille loderte überall auf. Aber er loderte in Ölfunzeln, in schultafelgroßen Transparenten, in kleinen Pulvermännchen, die, kaum daß sie zu sprühen begannen, sich wieder in Nacht verbargen.

Luise lachte kindlich hell: so ähnlich war es in Darmstadt gewesen, wenn sie mit den Geschwistern von kärglichen Spargroschen ein Freudenfeuer bereitete. —

Sie wurde unpäßlich in der Nacht, die sich nicht abkühlte. So blieb sie den Vormittag auf ihren Zimmern.

Dann kamen Friedrich Wilhelm, der Zar und auch der Erbprinz von Schwerin zu ihr. Man war in lustiger Stimmung. Der Schwager des Zaren, etwas plump im Wesen, neckte unerschrocken den König mit seiner Schwärmerei für die erbprinzliche Gattin. Aber Friedrich Wilhelm behielt die gute Laune und erzählte von kurländischen Damen, die der Zar erobert hatte. Er ließ sich das mit Anmut gefallen. Lebhaft fragte er, ob man den Abend nicht wieder tanzen könne. Tanzen, tanzen — Luise war in ihrem Element. Ein improvisierter Ball. Das Hübscheste des Hübschen! Sie zählte an den Fingern ab, wen man einladen würde, es kam auf fünfzehn Paare, also intimer Kreis.

Sie strahlte auf, als sie sah, daß der Zar den Sanssouciorden angelegt, den sie ihm am Morgen überreicht hatte. Und wieder tanzte sie mit ihm in der leidenschaftlichen Freude an Bewegung und Rhythmus — im Spiel der eigenen Grazie. Dann führte sie Alexander, der noch lieber redete als tanzte, zu einem Sofa, und erzählte ihr rasch einen seiner Pläne zur Beglückung der Menschheit. Es klang alles so leicht, so überzeugend, es war, als vermöge die Inbrunst dieses glühenden Menschen dem Erdball zu gebieten, daß er immer im Vollbereich der lebenspendenden Sonne sich bewege. Daß nicht Winter wäre, nicht bange Finsternis.

Sie hörte bezaubert zu. Plötzlich sah Luise alle Ballgäste eine Sekunde lang wie schräg hingeweht stehen, dann eilten sie gegen die Fenster. „Jemand hat sich ertränkt“, klang es von weitem.

Der Zar entschuldigte sich bei der Königin, flog wie der Wind aus dem Raum, um zu helfen.

Sie trat ans Fenster. Man zog einen Jungen aus dem Wasser. Der Zar war schon zur Stelle. Und er, der eben von der Beglückung der Welt so beredt gesprochen, war nun eifervoll mit dem kleinen Burschen beschäftigt, brachte ihn ins Haus.

Die Königin eilte durch die Räume, fand Alexander, wie er dem Geretteten Tee einflößte, gute Worte zu ihm

sagte und ihn dann der Obhut einiger Soldaten übergab. Als Alexander die Königin erblickte, stürzte er auf sie zu, bot ihr den Arm. „Wie gut Sie sind“, sagte sie gerührt. „Das tut doch jeder gern, der Gelegenheit dazu hat“, lächelte Alexander.

Man durchtanzte die Nacht. Man hatte wohl ein wenig zuviel getanzt. Denn andern Mittags wurde die Königin ernstlich unwohl bei Tisch, mußte sich zurückziehen, bekam Beklemmungen und Krämpfe, die ihr Tränen auspreßten. Wie schrecklich leid taten ihr die verlorenen Stunden! Kaum ging es ihr ein wenig besser, so trat Alexander mit dem König bei ihr ein. Großer Gott, sie lag im Nachthäubchen und Schlafrock auf dem Sofa. Sie errötete, aber Alexander lächelte, behauptete, diese Toilette stünde ihr ganz reizend. Und als wäre er ein Familienglied oder ein alter Freund, blieb er zugegen, mischte ihr Limonaden, war mit zärtlichen Gesten um sie besorgt.

„Es geht mir so gut wie dem kleinen Burschen, der ins Wasser fiel“, scherzte Luise und fühlte sich schon gesünder.

Der Zar trank am nächsten Vormittag wieder den Tee bei ihr und bat sie, ihm doch etwas zu singen. Sie wählte kleine französische Liedchen, begleitete sich selbst, ließ ihre Stimme spielerisch aufklingen und dann sich zu ihrer vollen Kraft entfalten. Sie konnte mit ihrer Wirkung zufrieden sein. Wie jeder Mensch, der ihre Stimme vernahm, war Alexander betroffen von dem Kontrast, der zwischen ihrer lichten Erscheinung und dem dunklen Klang ihres Organs lag. Der Zar nahm ihre Hände an seinen Mund, und sie fühlte sich von einem Strom des Lebens überrieselt. Seine Augen waren den ihren nahe.

Wenn er mich küßte, dachte sie erschreckend. Wäre ich dann eine leichtfertige Frau? Ach, er hat ja den süßesten Mund, den es geben kann.

Alexander lächelte, wartete. Sie bog sich ein wenig zurück — fand ihre Fassung wieder.

„Ich muß Ihnen so viel sagen, lieber Vetter.“ Zärtlich bot er ihr den Arm. Er ging gern beim Gespräch auf und ab.

„Sie reisen morgen, lieber Vetter —“

Alexander seufzte: „Ja, schon schleicht mir Betrübniß in die schöne Stunde. Nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen macht den Abschied erträglich.“

Wiedersehen? Ihre Augen leuchteten auf, ihre Stimme bekam einen hinreißenden Schwung.

„Ich will Sie so wiedersehen, wie Sie heute sind, mein lieber Vetter. Ach, ich beschwöre Sie, bleiben Sie, wie Sie sind. Lassen Sie sich die Glut und Weite Ihrer Seele nicht kalt machen, nicht einengen durch sogenannte kluge Ratgeber. Sie sind so jung. Sie haben über alles den großen Blick. Er geht uns so leicht verloren durch die vielen kleinen Bilder der Erfahrung. Ihr edles Herz durchzieht heute die Leidenschaft für alles Erhabene. Ach, die Jugend hat noch andere Leidenschaften. Geben Sie ihnen nicht mehr Raum, als notwendig ist. Bewahren Sie sich für das Große. Sie ahnen nicht, wie glücklich es mich macht, einem Herrscher zu begegnen, der sich so ganz der Tugend und dem Erhabenen verpflichtet fühlt, wie Sie, mein lieber Vetter.“

Der Zar sah sie mit verdunkelten Augen an. „Sie sind schön, Luise“, sagte er still. „Welcher Ansporn für mich, zu wissen, daß Sie Teil an meinem Wirken und, wie ich mir schmeicheln darf, auch etwas an meinem Leben nehmen.“

Der König trat ein.

Man ging sogleich zu Tisch. In Abschiedsstimmung. Das ganze russische Gefolge war anwesend. Der Zar zeigte sich weniger beredt als sonst, der Gedanke des Scheidens lag auch über ihm.

Nach aufgehobener Tafel und Verabschiedung der Hofstaaten folgte Alexander dem König in Luisens Salon. —

Die Kabinettsräte Lombard und Beyme, Oberst von Köckritz und der Hofmarschall von Massenbach fanden



*Kaiser Alexander I., in Memel empfangen von König Friedrich Wilhelm III.
und der Königin Luise am 10. Juni 1802*

Nach einem Ölgemälde von J. C. Dähling gestochen von Fr. Bolt



Alexander I. von Rußland
Nach einem Stich von F. W. Meyer



Napoleon I.
Nach einer Zeichnung von J. C. Dahlring
gestochen von Friedrich Arnold

ein stilles Zimmer, wo sie sich von den Anstrengungen des Diners erholen konnten. Sie waren die besten Patrioten und mußten daher noch eins trinken auf das Wohl ihres erlauchten Souveräns. Und wie sie ihre steilen Uniformkragen lockernd öffneten, so erschlossen sie auch voreinander ihre Gefühle.

„Den hat's! Prost“; sagte der Hofmarschall von Massenbach, jedes Zeremoniell abstreifend.

Köckritzens lange Polsterwangen erschütterte Lachen. „Das muß wahr sein, liebster Massenbach. Den hat's.“ Der kleine, flinke Lombard flötete: „Seine russische Majestät, der anbetungswürdige Herr Zar dürfte von nun an in Preußen nicht mehr einen Staat in politischem Sinne sehen, sondern eine Person, die ihm teuer ist.“ Er freute sich seines schönen Satzes und beschloß, ihn zu notieren. Ihn gelegentlich in der Correspondance nach Paris gelangen zu lassen.

Kabinettsrat Beyme schob sein festes Gesicht so tief in den geöffneten Kragen, daß er den Zechgenossen die Glatze präsentierte. „Der Herr Zar ist nicht nur ein amouröser Herr und ein Beglückter des Erdballs. Die russische Seele schläft in ihm. Die russische Seele ist — un — zu — ver — lässig — wie jede fanatische Seele. Aber, Wohlsein, Verehrteste. Sie haben recht, wenn Sie vom gestrigen, vom heutigen Tage sprechen: den hat's! — A votre santé.“

„Die russische Seele“ — Massenbach lallte — „die liegt im Wuttki. Die ist wie der — wu—wunder—bare Feuertrank, der ganz anders brennt als Danziger Goldwasser. Vorwärts — Ordonnanz — Wuttki für mich und die Herren, auf das Wohl der russischen Seele —“

Der Zar war lange mit Friedrich Wilhelm in einer Fensternische gestanden. Nun trat der Erbprinz von Schwerin heran. Alexander wandte sich zu Luise.

Er ließ sich neben ihrem Sofa nieder, tastete nach ihrer Hand, küßte sie und hielt sie fest.

„In drei Jahren wird für mich eine glücklichere
Hochstetter, Königin Luise.

Stunde sein, als diese ist, Eure Majestät: das Wiedersehen in Potsdam mit meiner lebenswürdigsten Kusine.“ Er seufzte, legte die linke Hand aufs Herz, sah Luise mit schimmernden Augen an.

„Sire, wie wird sich Potsdam glücklich schätzen.“

„Nur Potsdam?“

Sie lächelte und schwieg. Er sprach vom König, wie gern er ihn hätte, wie hoch er ihn achte. Diese Zusammenkunft bedeute ein so großes Glück. Man kenne einander nun von Mensch zu Mensch, niemals würde er mehr falschen Nachrichten, gefärbten Berichten über des Königs Stellung zu ihm glauben.

„Denn nun sind wir Freunde.“

Er leitete rasch über in seine philanthropischen Pläne. Mit eleganten und strahlenden Worten baute er seine Ideen auf.

Sie fühlte wieder die Glut und Weite seiner Natur — fühlte ihn, Alexander, wie ein Strom von Leben, Fülle und Kraft.

Er sagte, fließend, gewandt, zuversichtlich, als koste es nur Handbewegungen, wie er hoffe, über das ungeheure Reich seiner Herrschaft einen Schimmer von Glück zu bringen. Auferstehen sollten seine Russen aus langem, bangem Schlaf. Der Zar-Befreier einst zu heißen, wäre der Traum seines Ehrgeizes, seiner Sehnsucht.

Luise dachte: „Ja, von Osten her geht die Sonne auf.“ —

Der Abschiedsmorgen sah Luise schon früh am Schreibtisch. Die Feder formte Briefe an die beiden Kaiserinnen, Mutter und Gattin Alexanders. Er war so jünglingshaft, bei aller Eleganz, allem Weltwesen. Man konnte sich schlecht vorstellen, daß er eine Gattin hatte. Denn er war ein — Einziger. Den Einzigen kann man sich einsam, oder als Liebenden, oder sehr unglücklich denken — aber schlecht in einem Familienkreis.

Plötzlich stand Alexander vor ihr. Seine Finger glitten über ihre zitternden Hände. Er nahm ihr Wachs und

Petschaft ab, siegelte ihre Briefe. Sie war angerührt von dieser wunderlichen, kleinen, häuslichen Gemeinschaft. Er stand über den Tisch gebeugt, lässig, elegant. Als er aufblickte, sah sie, daß ihm die Augen voll Tränen waren. Er küßte ihre Hände und sagte:

„Das ist der Abschied: wir werden ewig Freunde bleiben.“

XI. Kapitel.

Auguststille von Paretz. Der beglückende Gast, die Großfürstin Helene, war wieder abgereist. Friedrich Wilhelm saß in seinem Arbeitszimmer. Luise hatte zu ihm hereingeblickt. Es rührte sie ein wenig, wie er dasaß, um sofort der Entschwundenen einen Brief nachzusenden. War es ihr anders zumute gewesen nach Alexanders Abschied? „Schreib ihr nur recht lieb, Fritz“, sagte sie mütterlich und streichelte im Hinausgehen seine steife, blaue Mütze mit dem roten Streifen und dem gewaltigen, schwarzen Lederschild, die auf einem Stuhl an der offenen Flügeltüre nach dem Garten zu lag. Wenn Fritz schrieb — dann konnte sie auch schreiben. War sie doch dem Bruder George, der ihr so viele Briefe von seiner Schweizer Reise gesandt, längst eine Antwort schuldig.

Kühl und feierlich lagen die Räume. Die Kinder spielten im Park. Luise ging ins hellblaue Zimmer, lächelte, das paßte zu der Bläue, die jetzt überm Lande lag.

Sie eilte zu ihrem Tisch, schrieb an den Bruder George:

„Ich sah zwar keine Alpen, wie Du, mein liebster George, aber ich sah Menschen, vielmehr einen Menschen, im ganzen Sinne des Wortes, der durch einen Alpenbewohner erzogen wurde, und dessen Bekanntschaft mehr wert ist, als alle Alpen der Welt. Denn diese wirken ja nicht, aber jener verbreitet Glück und Segen mit jedem Entschluß; mit jedem Blick macht er Glückliche und Zufriedene durch seine himmlische Güte. Daß ich von dem Kaiser, von dem einzigen Alexander spreche, hast Du doch wohl beim ersten Wort verstanden.

Lieber George, ach, wie viel, wie viel ist mir diese Bekanntschaft wert. Nicht ein Wort, das man zu seinem Lobe spricht, kann je in Schmeichelei ausarten, denn er verdient alles, was man nur Gutes sagen kann. Die Memeler Entrevue war göttlich, die beiden Monarchen lieben einander zärtlich und aufrichtig, gleichen sich in ihren Grundsätzen der Gerechtigkeit, Menschenliebe und der Beförderung des Guten. Alles ging erwünscht und gut und wird immer so sein. Mein guter König läßt dir tausend Schönes sagen —

Liebster George, ich schicke Dir mein Journal von Memel, ein Depot heiliger Erinnerungen. Schicke es mir gleich wieder, ich bitte Dich um Christi Wunden willen. Ich mache ein zweites, was interessanter ist und klüger, doch jetzt habe ich nur dies —“

Sie siegelte die Papiere ein, betrat dann den Park. Ein Gärtner sagte ihr, die jungen Herrschaften seien mit Herrn Delbrück ins Dorf gegangen und vielleicht zu den Feldern. Luise schritt an den Gutsgebäuden entlang, sah kleine Puttchen auf Hofmauern, lächelte. Sie waren zur Freude der Kinder da, Rauch hatte sie gemacht. Flüchtig dachte sie, wär' ich doch reich, so sollte der begabte junge Mann nicht mehr Kammerdiener sein müssen. Doch in dieser Stellung konnte er Mutter und Schwester unterstützen. Und die Künstler blieben so oft ganz arm. —

Sie errötete jäh und flutend: sie hatte an George geschrieben, um Christi Wunden willen solle er ihr die Blätter aus Memel wiederschicken.

Christi Wunden — und Aufzeichnungen über einen Mann, der nicht ihr Mann war? Sie lief plötzlich wie gehetzt über den Fahrweg, am Parkrand entlang, hinaus zu den Feldern. War sie denn — eine leichtfertige Frau?

Nun saß sie am Feldrain. Wie hingeweht an schmale Böschung. Fern riefen die Grillen. Sonnenglast ringsum. Lieber Gott, ich will meinen Weg reinen Herzens gehen. Lieber, barmherziger Gott, die Freundschaft ist doch

eine Tugend. Und kann man denn von der Seele eines Menschen erschüttert sein, ohne auch von seinem Angesicht, seiner Stimme, seinem Lächeln?

Luise saß am Wegrain — sah ziellos die Straße entlang. „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist, daß man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt —“

Vergessen? Ihr Temperament flammte hoch, ihr Stolz stand auf: Die Freundschaft mit Alexander ist ein Schutzbündnis von unermeßlichem Wert für das Land. Sie wird einst zum politischen Bündnis zwischen Preußen und Rußland führen. Sie wird der Regierung Friedrich Wilhelms einst — noch Glanz verleihen.

Was ich dabei empfinde, wen geht es an?

Sie lächelte wieder. War sie dem Mittagsgespensst begegnet, hier, auf der alten wendischen Erde?

Sie raffte das leichte Musselinkleid. Drüben, am dürrtigen, sandigen Kornacker, sah sie ihre Kinder. Sie formte die Hände zum Sprachrohr: „Ausreißer, Ausreißer —“ Der kleine Wilhelm kam als erster herbei: Er hatte Kornblumen in der Hand, eng zusammengepreßt im Büschel. Die Stiele waren heiß vom kleinen Fäustchen. Sie küßte Willis stilles Gesichtchen und sagte: „Die Blumen sind namenlos schön.“ Willi ward stolz. Er erzählte dann dem Charlottchen: „Mama hat sich so namenlos über die Kornblumen gefreut, daß sie weinte.“

Die Königin nahm die Blumen mit in ihr Schlafzimmer. Ein wenig Mondlicht fiel herein, stahl sich vorbei an gerafften Vorhängen ins enge Himmelbett.

Luise dachte jählings der Nacht im Dorf auf der Kurischen Nehrung. Sie trug wieder ein Kind. Es würde kommen, wenn die Erde sich stürmisch hob aus bangem Schlaf, wenn die Februarnächte voll wilden Aufruhrs waren und die Flüsse das Eis sprengten. Dies Kind war wohl empfangen in jener wundervollen Nacht auf den Dünen zwischen Meer und Haff. Der goldene Ginster blühte dort, die Purpurfarbe der Immortellen lag wie Blutstropfen über wandernden Hügeln. —

Die Stille von Paretz unterbrach das feierliche Fest von Friedrich Wilhelms Geburtstag. Ihm folgte die Trauernachricht vom Tode des Prinzen Henri in Rheinsberg, und bald darauf der Besuch von Louis Ferdinand und Luise Radziwill. Sie kamen, dem Königspaar über die letzten Stunden, über die Beisetzung des alten Prinzen zu berichten. Der Einsiedler von Rheinsberg hatte sich alle Zeremonien verboten. In einem schlichten Sarg wurden seine Reste in der Pyramide im Park beigesetzt, die lange bereitstand, gleich dem Schlußstein, der die selbstverfaßte Grabschrift trug, die nur den Sterbetag noch eingegraben erhielt. Louis und Luise, die Lieblingsverwandten des Sonderbaren, hatten seine letzten Worte vernommen, seine letzten Befehle ausgeführt.

Das Königspaar hörte in Respekt die Berichte derer, denen Prinz Henris Tod das Gefühl traf. Der König empfing den Degen des Prinzen, ward befangen und linkisch, half sich über die Situation, indem er vorschlug, daß man den Park besichtige. Die Geschwister waren noch nie in Paretz gewesen.

So gab es sich, daß Luise an der Seite des Prinzen ging. „Sie liebten den Onkel, und Sie liebten Rheinsberg —“ begann sie, leise bewegt von seinem Ernst und dem Zuge wirklichen Kammers auf seinem schönen Gesicht. „Bleibt es Ihnen nicht?“ Er antwortete: „Große Orte soll ein anderes Geschlecht nicht wieder bewohnen. Aber vielleicht könnte ich — der dritte Prinz von Rheinsberg werden, wenn Preußen — bald seinen unerläßlichen Entscheidungskrieg macht. Wenn es ihn bald macht, Eure Majestät.“

Sie hemmte den Schritt, sah, daß der König die Prinzeß Radziwill zu dem gewölbeartigen Denkmal führte, das er seinem Bruder Louis im Park errichtet hatte. Sie wollte nicht dorthin.

„Krieg? Sie sprechen immer wieder von Krieg, Prinz. Ah, man wird sich hüten, Preußen anzugreifen. Denn Preußen — ich schenke Ihnen mein Vertrauen, Louis, —

wird bald den mächtigsten Bundesgenossen haben: Kaiser Alexander.“ Sie fühlte in Unmut, daß sie errötete, fuhr überstürzt fort: „Der Zar wünscht ebenso wie der König die Segnungen des Friedens über seine Staaten. Er wünscht das Glück aller, nicht erkaufte durch kriegs-erische Eroberungen, nicht erkaufte durch das Blut von Tausenden, die hingemordet werden um politischer Eitelkeit willen. Alexander und Friedrich Wilhelm werden der Welt das Beispiel geben, daß ihre Völker die Menschenrechte nicht durch eine Flut von Blut und Tränen erlangen müssen.“ Sie sprach im Affekt, verbarg leises Zittern der Hände im Zerpflücken von Blättern, die Jasmingesträuch über den Weg wölbte.

Louis Ferdinand erbleichte. „Kennen Sie — den Zaren so — genau, Luise?“

„Ich vertraue seinem edlen Willen, seiner Tugend, wie ich“ — sie stockte.

„Wie Sie der eigenen vertrauen, Eure Majestät?“

Selbstironie lag in Louis Ferdinands schmerzlichem Blick.

Luise atmete schwer. „Die Seele des Zaren —“, wieder hemmte sie das Wort, irritiert von Louis Ferdinands Augen.

„Eure Majestät sollten mehr der deutschen Seele vertrauen als der des russischen Souveräns —“

„Prinz Louis!“

„Eure Majestät?“

Sekundenlange Pause. Dann ein gesellschaftliches Lächeln der Königin: „Sie haben meine Kinder noch nicht begrüßt, Prinz Louis —“

Sie gedachte dieser Unterredung wieder.

Von neuem war der englische Kontinentalbesitz zu einer europäischen Streitfrage geworden. Der Erste Konsul brach die kaum geknüpften Beziehungen zu England ab und besetzte Hannover. Der Zar erklärte sich gegen eine Aktion Preußens. Friedrich Wilhelm konnte ersehen, daß

Alexander russische und nicht preußische Politik trieb. Allein, ohne Bundesgenossen, wagte die Regierung Friedrich Wilhelms nicht einzuschreiten. Der König mußte sich aber sagen, daß mit seinem tatenlosen Zusehen das System der Neutralität Norddeutschlands zertrümmert war. Friedrich Wilhelm wurde nervös, zerquält, unsicher; hielt endlose und fruchtlose Beratungen ab. Wohl erkannte er in der Politik seines Staates eine gewisse furchtsame Linie: Nachdem Preußen sich nach den Kämpfen in den Jahren 1795 und 1796 von der Verteidigung des Deutschen Reiches zurückgezogen hatte, ging es nun noch einen bedeutsamen Schritt weiter: es versagte auch einem norddeutschen, wenn auch von England beherrschten Staat die Hilfe, einem belangvollsten, mindestens mit neun Zehnteln von Deutschen bewohnten Nachbarland.

Aber: was tun? Protest hätte den Krieg mit Frankreich bedeutet. Und Krieg bedeutete für Friedrich Wilhelm das schlimmste aller Übel: ein Verbrechen an der Menschheit, an Volk und Staat.

Luise vernahm dies, wie schon oft, mit Heftigkeit von ihm ausgesprochen. Nun, gleich Friedrich Wilhelm wollte auch der Zar nicht die Tragödie des Krieges heraufbeschwören: Alexanders Verhalten war erklärt. Nichts trübte die reine Freundschaft, die ihn mit dem König verband. Die Staatsweisheit forderte also jetzt gute, wenn auch zurückhaltende Beziehung mit Frankreich.

Luise hatte Buonapartes Abgesandten, den General Duroc, empfangen; nun sagte ihr der König selbst, sie möge mit Graf Ségur, dem Adjutanten Napoleons, sehr liebenswürdig sein. „Er soll gute Eindrücke von Berlin bekommen.“

Oh sicher, man bekam jetzt nicht nur gute, sondern sogar glänzende Eindrücke von Berlin und vom Berliner Hof. Man hatte längst den fremden Fürstlichkeiten, Militärs, Gesandten, die Berlin überfluteten, an Eleganz und Pracht nachgeeeifert. Ein Meer von weißen Federn

und Generalshüten wogte um den Bruder des Zaren, den ein wenig asiatischen Großfürsten Konstantin, die Damen des Hofes waren in Toiletten aus Paris erschienen, wie vor der Revolution.

Wann kam Graf Ségur zur Audienz? In zwei Stunden? Luise eilte hinüber in das Schlafzimmer ihrer Kleinsten, sah zu, wie Helene Alexandrine gebadet wurde. Sie war so rosig und rund, strampelte im Wasser, wußte noch nicht, welche teuersten Namen sie in sich vereinte. „Püppchen, kleines Püppchen. Mädélche.“

Die Gräfin Voß trat ein. War es schicklich, daß eine Königin die allergroßmächtigsten, nein doch, die allergnädigsten Hände sich im Badewasser eines Säuglings krebsrot machte? Die Vossin ergriff mit spitzen Fingern das Handtuch.

„Wollen Eure Majestät geruhen, sich zu bedienen — es ist ein ganzes Gebirge von Modesachen aus Brüssel arriviert.“

„Wie? Was? Hüte, Spitzen — aber ich habe doch nichts bestellt, liebste Voto?“

„Es sind Geschenke von — Madame Buonaparte.“

„Wie, darf mir denn die etwas schenken?“

„Da der Erste Konsul als Staatsoberhaupt gilt, ja, Eure Majestät.“

Luise küßte die kleine Helene Alexandrine. „Pfirsichbäckle hast, Herzele.“ Mon Dieu, es war kein fürstlicher Wangenkuß, und die Voß sah vorbei — dann enteilte die Königin.

Sie mußte lachen: da lag ja ein ganzes Modemagazin aus Brüssel ausgebreitet. Entzückend, entzückend. Auch ein Brief? Sie las:

„Frau von Lucchesini, gnädigste Frau, hat mir einige Male von den Aufträgen erzählt, die Eure Majestät ihr für französische Moden gegeben haben. Ich dachte mir deshalb, daß es Ihnen angenehm sein würde, wenn ich sie während ihrer Badereise verträte. Herr Lombard hat es freundlichst übernommen, Ihnen Hüte

und Brüsseler Spitzen zu überbringen. Diese Putzsachen können die Reize nicht erhöhen, die die Bewunderung aller erwecken, die das Glück haben, sich Ihnen nähern zu dürfen. Aber indem ich sie Ihnen anbiete, habe ich den außerordentlichen Vorzug, Eurer Majestät die Huldigung meiner Empfindungen darbringen zu dürfen. Josephine Buonaparte.“

Die Blicke zwischen Spitzen, Hüten, Schals geteilt, reichte Luise der Oberhofmeisterin den Brief.

Die Vossin sprach: „Madame Buonaparte hat immerhin — Takt. Sie schreibt unter ihren fürchterlichen Namen wenigstens nicht: *veuve Vicomtesse de Beauharnais née Tascher de la Pagerie*. Sie hat doch ein wenig Gène, daß sie einen Bürgerlichen heiratete.“

Luise lachte hellauf.

„Beste Voto, Louis Buonaparte, der Bruder des Ersten Konsuls, hat uns doch allen einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Sanft, bescheiden, unterrichtet, von guten Formen. Ah, gut, daß er mir einfiel. Nun weiß ich einen Gesprächsstoff mit dem Grafen Ségur. Uff, ich muß mich umkleiden.“ Die Königin war ganz *à la mode* zum Empfang. So wie es sich gehörte, so wie Madame Vigée-Lebrun die großen Damen und die großen Schönheiten malte. Hingelehnt auf ein modernes Sofa, einen goldenen Dreifuß mit hohem Lichterarm neben sich, einen Schleier von orientalischem Purpur um die elegante, kostbare Toilette, das Diadem im reichen Haar, so empfing die Königin. Eigentlich ist es wie ein Krankenbesuch, dachte sie lachend. Sie konnte nicht leugnen, sie war höchst guter Laune über die köstlichen Sachen aus Brüssel. Das mußte sie wohl allzu freundlich gemacht haben. Denn der Graf Ségur war entzückt und stammelte, er glaube sich einem berückenden Traumbild gegenüber, und er habe nie etwas so rührend Hinreißendes und zugleich Majestätisches gesehen. Sie lächelte. Ach, wenn man sieben Wochenbetten hinter sich hat, hört man es doch gern, daß man noch hinreißend sei. --

Das Königspaar trat die übliche Sommerreise an, zu Truppenrevuen, Besichtigungen der neuen Erwerbungen Preußens in Thüringen und Verwandtenbesuchen. Luise strahlte, sie sollte ihre Verwandten wiedersehen. Therese, Charlotte, Ika — ach, und die gute Großmämme, die nun schon so reichlich eine Urgroßmutter war. Und nach der Heimkehr erwartete man die Großfürstin Helene in Sanssouci.

Wie herrlich würde der Sommer sein!

Freilich, bis sie die Heimat wiedersehen würde, waren noch hundert Empfänge, Repräsentationen, Einzüge durch Ehrenpforten, Bälle, Ansprachen zu überstehen.

Es ist nicht so leicht, unablässig alle Untertanen zu beglücken. Es las sich zwar dann in den Gazetten und Wochenblättchen so recht glatt und bequem, daß der schönen, huldvollen, anmutigen Königin alle Herzen entgegengeschlagen und zugeflogen waren — aber immer lächeln und immer liebenswürdig sein, das fordert Kraft. Und mit den Kräften stand es nicht so gut. Sie war nie so gesund gewesen, wie sie wirkte. Sie lag manchmal und weinte vor Schwäche und wünschte, sie dürfte ganz in der Stille ihr Wesen treiben. Aber immer hieß es: Heraustreten, Dekoration sein.

Man hatte Magdeburg erreicht. Nach Potsdam der Lieblingswaffenplatz des Königs und die ihm wertvollste Festung. Große Cour war angesetzt. Alle Offiziere, alle Beamten befohlen.

Da stehe ich nun wieder als das Bild der Anmut, dachte Luise, während Hunderte von Vorstellungen an ihr vorüberzogen. Ihr Auge war längst geübt, in Gesichtern zu lesen, und ihr Auge war gütig. So sah sie, die Tochter eines bürgerlichen Beamten wurde von den anderen Damen geringschätzig betrachtet, die junge Frau eines Offiziers erbleichte vor Befangenheit bei der Vorstellung. Die Fragen, etikettgemäß von der Königin zu stellen, waren nicht von phantastischer Fülle. Drei bis sechs Redensarten bildeten das Repertoire.

Und Luise sagte: „Was sind Sie für eine Geborene?“

Luise hörte ein zitterndes Gestammel:

„Ach, Ihro Majestät, ich bin gar keine Geborene.“

Der Umkreis erbebte in Kichern. Luise sah ein tief errötendes, hilfloses Gesicht. Luisens Beschützersinn ward wach, rasches Wort gegenwärtig:

„Eine feine Antwort, Frau Majorin. Ich muß gestehen, die Phrase, von Geburt zu sein, hat auch für mich dann keinen Sinn, wenn Geburt nur gewissen Ständen zugeschrieben wird. Ich hätte fragen sollen, ob Sie noch Eltern haben. Denn wer wollte gute Eltern nicht schätzen, gute, liebereiche Eltern, seien es Wohltäter des menschlichen Geschlechtes, seien es nur Wohltäter im engsten Kreise für ihre Kinder. Man kann Adel und Reichthum ererben. Aber innere Würdigkeit muß sich doch jeder, wie er auch geboren sei, erst selbst erringen. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir durch Ihre Antwort Gelegenheit gaben, meine Anschauungen hier in Gesellschaft auszusprechen, und ich wünsche Ihnen und Ihrer Ehe alles Glück, dessen Quelle doch stets im Herzen liegt.“

Luise strich über ihren Fächer, entließ die anderen Damen ohne Ansprache. —

Die Voß hüstelte. Der Kammerherr von Buch und der Hofmarschall von Massow schnauften einander zu:

„Will unsere schöne Luisa zu Magdeburg die Bürgerkönigin kreieren?“ —

Die königliche Ansprache hatte das Ohr der nun Tanzenden noch nicht erreicht. Die bürgerliche Beamten-tochter saß als Mauerblümchen. Herr von Massow riß die runden Augen auf. Er sah den König von der Seite der Königin weggehen auf die Vernachlässigte, Bürgerliche zu. Und, weiß der Himmel, Seine Majestät verbeugten sich vor der — Mamsell — und erwies ihr die höchste Ehre des Abends!

„Was haben Sie, liebe Gräfin?“ fragte der Kammerherr die Vossin. Die Augen der alten Dame funkelten.

„Es gibt — doch Grenzen, großer Gott, wohin kommen wir — ohne Grenzen — —?“

Das Königspaar empfing auf der Reise Briefe des Zaren, die sie mit jäher Sorge über das Befinden der Großfürstin Helene erfüllten. Sie beschlossen, sie zu besuchen.

Es ging in Augusthitz durch glühenden Sand, durch märkischen und mecklenburgischen Sand, bis endlich, um den Abend, Ludwigslust erreicht war.

Der Garten um das Schloß stand voll überschwenglich blühender Blumen. Die Frau Großfürstin sei im Park, hieß es. Luise eilte Friedrich Wilhelm voraus, sah von ferne, vor einem Rokokogartenhaus, ein weißes Lager, erschrak und wagte doch den Schritt nicht mehr zu hemmen. Aus den Kissen erhob sich mühsam ein kindlich schmal gewordenes Gesicht — und heiße Augen, ach, wie Alexanders Augen, weiteten sich in sprachloser Freude.

Luise sank in die Knie, nahm arme, blasse Hände an ihren Mund — machte ihre Gebärden lind und weich, umfaßte die schmalen Schultern:

„Helene, freust du dich ein wenig? Fritz kommt mir nach, wir haben es nicht ausgehalten vor Sehnsucht nach dir.“

Die Großfürstin hauchte einen Kuß auf Luisens Hände und flüsterte:

„Er soll sich nicht erschrecken. Ich sehe im Zimmer besser aus, wenn ich ein wenig Toilette gemacht habe.“ —

Die Königin strich über Friedrich Wilhelms Haar. „Du darfst nicht weinen, Fritz, wenn du sie siehst. Du mußt an allerdümmste Sachen denken, wenn wir hinüber zu ihr gehen.“ Ihr Mund zuckte, ihre Augen waren dunkel. „Wenn ich weinen möchte und nicht darf, Fritz, dann denke ich an solche Sachen, daß ich gewiß in meinen letzten Briefen wieder schauderöse orthographische Fehler gemacht habe, oder daß ich so furchtbar lang-

weilige Menschen empfangen muß, oder ich rede mir ein, ich hätte recht Hunger.“

Vor Luisens heiterem Weltblick zerriß ein Vorhang. Sie sah ein liebes, junges Wesen, das man wie eine Blume hüten wollte, in der rohen Umgebung eines beschränkten, heuchlerischen Gatten und einer böartigen Schwiegermutter. Sie sah den Jammer einer ungemäßen Ehe, sah das Elend einer Frau, die an einen Unwerten gefesselt ist. In einem Überströmen aufgewühlter Empfindung wußte sie plötzlich, wie Unendliches sie Friedrich Wilhelm zu danken hatte: wie Unendliches er für sie bedeutete, daß ihm, dem vielleicht — das Große fernlag, das Gemeine niemals an die Tore der Seele kam.

Er gab sich jetzt in fast väterlicher Güte vor der Kranken. Und sie, die dahinsiechte, war doch ein Licht auf seinem Wege gewesen. Eine schöne Phantasie oder ein Stern an dem ihm oft verhangenen Himmel. Er mußte leiden bei ihrem Anblick, der den Verlust nicht mehr bezweifeln ließ. Aber wie bezwang er sich. Er war nun dreiunddreißig Jahre alt, und ach, oft hatte sie ihn unjugendlich empfunden. Nun saß er so heiter neben dem armen Bett der Leidenden, sprach still und gut, fand wohl auch eine kleine Neckerei oder erzählte aus seiner Kindheit und von seiner Mutter.

Vielleicht möchte Helene ihm allein etwas sagen, dachte Luise, nahm es auf sich, die Herzogin und den Erbprinzen zu beanspruchen, mit diesen verhaßten Gestalten liebenswürdig zu sein, ihre plumpen Zerstreuungen zu teilen. Sie machte ein Kartenspiel mit ihnen, verlor ihnen zu Gefallen und dachte dabei flehentlich: wüßte ich doch Trostwerte für die arme Helene.

Ein Wort flog an ihrer Seele vorüber: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben“ — das war von Henriette Louise, der großen Kurfürstin, der schönen Oranierin.

„Eure Majestät, Eure Majestät, Pique ist atout“, schrie der Erbprinz. „Haben Eure Majestät in diesem

Schlosse Angst vor den schwarzen Karten?“ Er sah sie aus kleinen, idiotischen Augen frech an. „Fürchten Eure Majestät, eine Todeskarte auszuspielen?“

„Fi donc“, keifte die Herzogin dazwischen. „Wer redet vom Tod, wenn die Schwindsucht im Hause ist. Ein Engelchen wird in den Himmel aller Reußen fliegen.“ Sie warf die Karten hin, mischte sie neu. „Treff soll atout sein, der Klee bringt Glück —“

„Und fette Kühe.“ Der Erbprinz belachte seinen Witz.

„Ihre Kaiserliche Hoheit muß reisen“, Luisens Stimme klang schrill.

„Aber natürlich, natürlich, Eure Majestät — sie wird bald die große Reise tun“, flötete die Herzogin und teilte die Karten aus.

Luise saß wieder am Bett der Großfürstin. Zum Abschied. Sie ließ ihr Herz sprechen. Wie einen Sing-sang sagte sie leise Worte hin: „Das ist mein teuerster Traum, Helene. Mein Traum von Sanssouci: einmal sind wir dort alle zusammen: Helene mit dem kleinen Paul steht auf der Terrasse, und Alexander stürmt die Treppe herauf, die Schwester zu begrüßen. Aber er findet zwei Schwestern, denn Marie Paulowna ist mit uns. Und dann wird ein Tag sein, so voll Glanz und Glück. Fritz wird lächeln und ganz über sich hinausgehoben sein, und ich bringe euch meine Kinder. Ich habe euch keine Schätze des Geistes zu bringen, nur die, die ich unter meinem Herzen getragen habe. Und ich bin glücklich, denn alle seid ihr gut zu mir, ihr schenkt mir eure Freundschaft. Und ich weiß, daß ich auf diese Freundschaft vertrauen kann, wie ich auf Gott vertraue.“

Sie weinte nicht, als sie Lebewohl sagte. Sie war ganz tapfer.

„Auf Wiedersehen in Sanssouci.“

„Auf Wiedersehen, Eure Majestät“, sagte die kleine Großfürstin mit einem Weltdamenlächeln.

Denn auch sie wollte nicht weinen.

XII. Kapitel.

Es war im März des nächsten Jahres. Die preußische Politik hatte sich in nun schon traditioneller Weise weiter durch ein kunstreiches Lavieren bewegt. Man kam den Hannoveranern nicht zu Hilfe, man überließ dieses Reichsland, das nach Völkerrecht nichts mit den englisch-französischen Feindseligkeiten zu tun hatte, unter französischer Besatzung. Man sah bedauernd, aber untätig zu, wie verratene hannöversche Soldaten flüchteten und in die deutsche Legion des Königs von Großbritannien eintraten.

Luise verstand die Ursachen all dieser wirrsäligen, traurigen Dinge nicht. Wie sollte sie auch! Es gab die widersprechendsten Anschauungen darüber. Fragte sie den König, so wurde er mürrisch und irritiert. Fragte sie die Minister, so bekam sie glatte, höfische Antworten. Eines nur wußte sie, was alle Welt kommen sah und auch der König: in Paris war eine erneute Veränderung zu erwarten.

Der König hatte sich entschlossen, an Stelle der Versicherungen zärtlicher Freundschaft dem Zaren einiges Politische zu schreiben, ohne aber ein festes Bündnis zur Sprache zu bringen.

Die freundliche Antwort Alexanders kam mit Geschenken und Glückwünschen zu Luises Geburtstag. Er sollte mit besonderem Glanz gefeiert werden. Viele Wochen lang gingen schon die Proben für einen Maskenball, der alles überbieten sollte, was Berlin bisher an einer solchen Veranstaltung gezeigt. Die ganze königliche Familie, alle Gäste, Hofstaaten und Minister hatten ihre Teilnahme zugesagt, die Gesellschaft von Berlin fieberte vor Erregung, die Offiziere der Regimenten Garde du Corps und Gensdarmes rüsteten Aufwendungen zu, als wären sie alle reiche Leute. Die Gesandten versprachen sich einen ungeheuerlichen Spektakel. Die Zeitungen machten ihre Vorberichte:

„Zur Feier des Geburtstages der teuren und holden Landesmutter werden die königlichen Prinzen und mehrere der ersten Männer des Staates einen großen Maskenball geben, der sich durch sinnreiche Erfindung historischer, mimischer und charakteristischer Darstellungen, durch Eleganz geläuterten Geschmacks und durch fürstliche Pracht in dem Kostüme besonders auszeichnen wird. Alles entspricht der schönen Absicht, einer gefühlvollen und geistreichen Fürstin durch das, was die Bildung der Zeit Edeles beut, würdig zu huldigen. Das Nationaltheater, reich erleuchtet und im Innern wie eine Weinlaube verziert, wird die Szene des Festes sein.“

„Was die Zeit Edeles beut“, war die Darstellung der Rückkehr Alexanders des Großen von seinem Streifzug nach Susa, dem Sitz der Perserkönige, und seine Verheirathung mit der Tochter des Darius, Statira genannt.

Sie darzustellen hatte die Königin übernommen.

Die alte Gräfin Voß war beschäftigt, die Listen der Eingeladenen und Teilnehmer zu durchlaufen. Selbst diese Großmeisterin der Etikette erschrak vor der ungeheuerlichen Menschenansammlung, die der Maskenball bringen sollte. —

Trompetengeschmetter kündigte den Einzug Alexanders des Großen an, den Prinz Heinrich gab. Die Abgeordneten der von ihm besiegten Völker stellten sich in gefälligen Attitüden auf, füllten den Hintergrund der großen Szene. Das Fest der Sonne zu feiern, kamen die Magier und gruppierten sich zum Opfer um den Altar. Das Gedränge nach der Bühne zu wurde wie ein Kampf ums Leben. All die tausend Masken, die in überreichen, blendenden oder verwegenen Kostümen das Theater füllten, waren von sich selbst berauscht. Man hatte eine solche wilde, exzentrische, überschwengliche Pracht noch nie gesehen. Man war sich selbst neu. Offiziere, die plötzlich statt des engen Waffenrockes nur ein Pantherfell umhüllte, Hofherren, die heute über Reihen schöner,

leichtbekleideter Sklaven geboten, Legationssekretäre, die als Paschas mit einem Harem auftreten konnten, fühlten ihre Sinne verwirrt, fühlten alle Grenzen und Bande gesprengt.

„Ihr müßt doch gepeitscht sein“, schrie Herr von Lombard, griff an nackte Schultern und Rücken, zog Rötelstriche über schimmernde Haut. Hektische Stimmen flatterten auf. Abwehrende Arme streckten sich in Begehrlichkeit. „Sie sind verrückt, Lombard.“ Der Barbierssohn kreischte mit Fistelstimme: „Wollt ihr die Peitsche lieber wirklich?“ Er hatte die Hand fest um die Taille einer reifen Schönheit, flüsterte entzückt: „In Rußland gehört die Peitsche zur Liebe.“ — „Auf die Knie“, schrie ein Garde-du-Corps-Offizier seinen Sklaven zu, blickte süßlich über gebeugte Nacken hin. „Beim Parademarsch, wollen wir Asien nach Berlin verpflanzen! Ich kann euch den Kopf abschlagen lassen — wie? Juckt es euch schon?“

„Ah, werden die Gefangenen hingerichtet?“

„Nein, alle schönen Frauen werden heute hingerichtet. Aber man martert sie vorher ein wenig.“

„Unsinn, Perser. Ihre huldvolle Majestät martert heute alle grünen Leutnants.“

„Nee, nee, schöne Pilgerin, wir werden Prinz Louis am Kreuze hängen sehen. Süperb. Er soll wieder ganz toll nach ihr sein.“ — „Jawoll. Er hat Paulinchen Wiesel und die Fromm. Und fünfhunderttausend Taler Schulden. Er spielt sich unter den Tisch — um die Königin.“

Eine überhitzte, überreife Gesandtin kicherte: „Ihre huldvolle Majestät hält es mit Alexander — Lombard hat es schon nach Paris berichtet, es wird sicherlich im ‚Moniteur‘ stehen. Sie kniet heute abend vor — Alexandern. Süßer Witz, es ist der törichte kleine Prinz Heinrich.“

„Kniet sie wirklich vor — dem Namen Alexander?“

„Sie ist die verruchteste Tugend Europas —“

„Madame — und wir haben den göttlichsten Witz Europas.“

Posaunengeschmetter. Die Hälse reckten sich: die Königin trat auf.

Sie war blaß und schien irritiert, fast befangen. Kam es von den schweren weißen Gewändern, stand ihr der komische Kronreif mit dem gezähnten Rand so seltsam?

„Eine hochmütige Büßerin“, sagte ein sonderbarer Mann, dem die Haare tief in die Stirn fielen.

„Scharnhorst, Sie verstehen nichts vom Hofleben und von Maskenbällen.“

„Denke auch nicht daran, bin kommandiert.“

„Hat — diese Schaustellung wirklich der König befohlen?“ Rüchel zuckte die Schultern. „Ich weiß nicht. Aber Seine Majestät hält es jetzt für gute Politik, daß Berlin durch Extravaganz von sich reden macht.“ „Unmöglich, lieber Rüchel —“ „Doch nicht. Oder er — sieht das alles gar nicht. Er — träumt.“ „Vom ewigen Frieden?“ „Auch davon — wenn's beliebt.“

Statira, die Königin, war zum Altar geschritten, kniete nieder, nahm die Opferschale und vollendete das Opfer durch die Ausgießung in das heilige Feuer.

Ihre Hände waren nicht ganz ruhig. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck eines erstarrten Hochmuts.

Tumult auf der Bühne. Der Held Alexander erschien.

Die Königin, Tausende von Blicken auf sich wissend, war plötzlich degoutiert von ihrer Brautrolle. Sie beschleunigte die stumme Zeremonie, spielte steif, kalt — fand erst wieder zu ihren anmutigen Bewegungen, als sie sich herabbeugte, die Fesseln der Gefangenen zu lösen. Ihr Blick suchte den König, fand ihn nicht.

Sie war unruhig, verwünschte innerlich das Fest, dem sie doch standhalten mußte. Was kommt nun? besann sie sich. Die Neger, die Bergschotten, der wandelnde Turm, die Schmetterlinge? Sie war ganz wirr, hatte, als sei sie von Lampenfieber befallen, die Szenenfolge vergessen. Wehende Fahnen mit dem Halbmond gaben ihr Bescheid. Die Karawane der Pilger näherte sich mit

dem künstlichen Wunderwesen, dem Kamel. Ein Aufgebot von hundert malerisch gekleideten und durch die fremde Aufmachung zu Kühnheit aufgestachelten Personen füllte die Bühne.

„Gen Norden, durch das weihrauchvolle Saba
Trägt sicher wandelnd das Kamel
Den Feierzug aus Mekkas heil'ger Kaba
Gehorsam Muhamets Befehl.

Hier ward ein Wunder uns zu schau'n verheißen,
Der Wallfahrt mehr, denn Mekka wert,
Du holde Königin, beglückter Preußen,
Die auch der Orient verehrt.

Uns überrascht ein nordisches Walhalla
Voll Glanz, und in den Staub geneigt,
Flehn tausend Segen wir herab von Allah
Der Holden, die er uns gezeigt.“

Die Königin — lächelte. Sie lächelte über das Kamel. Sie lächelte, denn es war ihre Pflicht, froh und unbesorgt zu scheinen. Der König hatte es gewünscht, hatte es befohlen. —

„Mit wem tanzt die Königin?“ „Mit ihren Schleiern.“ „Nein, nein, Louis Ferdinand hängt am Kreuz der bangenden Erwartung.“ „Die königlichen Schultern sind — nicht gerade aus Holz.“ „Aber die einzigen, die er nicht zu küssen wagt.“

Musik wirbelte auf. Ein Chaos von Tönen schrillte ineinander. Dann: reiner, zuletzt von jedem Beiklang verlassen, die Pfeifen der Bergschotten, der Hochländer.

Der englische Gesandte führte die Königin. Sie hatte das orientalische Gewand abgelegt, schleierdünne Seide flutete über ihre blühende Gestalt — ließ im Schreiten den wundervollen Aufriß ihrer Glieder ahnen. Die Menge verstummte jäh.

Luisens Blick triumphierte. Eine Welle von halbverschollener Küste her hatte sie wieder erreicht. Die Lebenslust, die alte tolle Lebenslust aus Jungmädchen Tagen flutete über sie hin.

Sie winkte mit der Hand. Eine „Eccossaise“ setzte ein. Luise tanzte, sie vergaß die glitzernde Menge. Vor ihren Augen verflimmerten die Farben, Lichter, Brillanten, Orden zu einem einzigen Rausch: War dieser wilde Rhythmus, der durch die Säle tobte, nicht wie das Brausen des Meeres? Sie schloß die Augen, ihr Herz flog einer fernen Küste zu.

Der Lord-Gesandte erschrak: wird sie mir ohnmächtig? Er fragte, ob er die Königin für einige Minuten in einen weniger überhitzten Raum führen dürfe. Sie lächelte schon wieder.

Der Engländer sah spöttisch über die Menge hin: mein Gott, diese Preußen sind toll geworden. Sie schwimmen in Luxus und Vergnügungsgier, während an ihren Grenzen der Feind lauert. Und diese — diese verrückt schöne Königin weiß wohl von allem — nichts?

Luise, den Gesandten entlassend, trat in einen aus Oleanderbüschen aufgebauten kleinen Hain. Ein Page, der dort Fruchteis verschlang, ließ bei ihrem Anblick den Teller fallen, riß das Taschentuch an den Mund, stürzte auf die Knie. Fieberglänzende Jungensaugen starrten die Königin an.

„Was ist, Page?“ fragte sie. Er stammelte: „Wir sind alle rasend, küssen Eure Majestät doch einen einzigen von uns — mich!“ Ihr Nacken beugte sich ein wenig, ihre Hand streichelte wirre Locken. „Stehen Sie auf, Page!“ Der Junge stand zitternd.

„Kind, haben Sie keine Mutter, die Sie küßt?“ Der Page verleugnete eine sanfte Frau auf einem Landschloß in der Uckermark. Die Königin beugte den Mund zu seiner Stirn. „Melden Sie sich einmal beim Kronprinzen“, sagte sie gütig und winkte dem Erglühenden, auszuweichen.

Der König kam, Luise zum Souper abzuholen.

Die Menge wich zurück, nackte Schultern bogen sich bis zur Erde, eine wie durch Zauber bewirkte Bändigung floß über die wilden Gestalten einer unwahrscheinlichen Welt.

Im oval eingebauten Konzertsaal war für den Hof serviert, in den Nebenräumen standen Büfette. Das Licht der Kronen flimmerte, Girlanden von Weinlaub senkten sich über die Tische.

Zu der königlichen Tafel drang schon das Lallen Betrunkener — drangen Stimmen, die heiser oder weinerlich waren. Unter den Aufwartenden bemerkte Luise den Pagen von vorhin. Er sah aus, als wäre er gestraft worden. Sie winkte ihn heran, befahl ein Glas Eis. „Nun?“ fragte sie. Der Page flüsterte: „Verzeihen Eure allergnädigste Majestät, ich habe eine Mutter.“ Sie sah ihn still an. „Du wirst das nie mehr vergessen.“

Als die Königin in den großen Theatersaal zurückkam, spielte die Musik: *God save the king*. Die Menschen jubelten, schrien mit: „*God save the queen!*“

Sie stand — in bewußter Wirkung — minutenlang da als Preußens große Repräsentation. —

Eine hohe Gestalt in unscheinbarer Maske, Pilger unter Pilgern, hatte von ferne den Anblick Ihrer Majestät genossen. Der Wallfahrer mit dem halbverhüllten Gesicht ging den Oleanderbäumen mit den Moosbänken zu. Es war kein junger Mann mehr. Er sagte vor sich hin:

„Sie hätte doch eine unglückliche Amour haben sollen, sie ist nicht das geworden, was sie versprach.“

Der Pilger schrak zusammen, Prinzeß Radziwill war ihm gefolgt. Sie sagte rasch, heiß: „Sie sprechen von der Königin, Medem? Es weiß doch keiner, was sie an sich leidet.“ Medem stand betreten. Er glaubte eine Tarnkappe in seinem Pilgerhut zu besitzen.

Luise Radziwill glitt auf eine Moosbank. „Wie sich die Königin selbst erträgt, ist bewunderungswürdig. Diese Ewig-Bewegliche, dieser Quell, den man zwingt, ein Tugendbrunnen zu sein —“ Die Radziwill flüsterte:

„Wäre sie Regentin, das Land würde auferstehn —“ Eine spöttische Stimme klang hinter dem Gebüsch: „Sie meinen, sich zu Tode tanzen, schöne Maske?“ Kichernd entwich Lombard.

„Verfluchter Ort,“ stieß Medem heraus, „überall Lauscher. Wollen Sie den König pensionieren, Prinzeß?“

Sie lachte krankhaft auf. „Adieu, Medem, ich muß meinen Bruder suchen.“ Sie rief einen Offizier herbei. „Wo ist der Prinz?“

Sie fand Louis Ferdinand unter Zechern.

Über Luise Radziwills Gesicht flog Zorn. Nicht gegen den Angebeteten. Gegen sein Schicksal. Sie flüsterte ihm ein Wort zu.

Der Prinz riß die Weinranken von der Stirn, straffte die Gestalt. Er war in Sekundenschnelle in Form —

„Allergnädigste Majestät haben geruht; zu befehlen?“

Die Königin nahm seinen Arm. Ging langsam mit ihm zu der breiten Freitreppe, die zu dem Platz führte, wo Friedrich Wilhelm Cercle hielt.

Sie fragte rasch: „Sie waren der Pilger, der mir den Zettel mit der verstellten Schrift gab, Prinz Louis?“

„Ich bin ein ewiger Pilger, Eure Majestät. Aber ich habe Eurer Majestät nichts zu Füßen gelegt als meine unwandelbare Verehrung —“ Rot stieg in Luisens Wangen.

„Sie waren es, auf Ehre, nicht, der mir den Zettel gab?“

„Nein, Luise. Wurden Sie erschreckt?“

Sie hob das Gesicht zu ihm —

Die Radziwill sah dieses Paar im Glanze körperlichen Adels. Eine Sekunde der Spannung war zwischen ihnen. Die Königin — der Bruder: Menschen unter Larven! Die Radziwill hatte es von ihrem katholischen Gatten gelernt, sie schlug das Kreuz: „Wir sind alle Sünder neben ihr.“ —

Der Hof verließ das Fest. Schimmernde Nacken bogen sich bis zur Erde. Eine wie durch Zauber bewirkte Bändigung floß über die wilden Männergestalten einer unwahrscheinlichen Welt. Der Hof ging.

Johlen, Musik, Geschrei. Chaos blieb zurück, Halb-betrunkene stürzten sich brüllend in neuen Tanz. —

Die Straßenkehrer schlurften heran zum Opernplatz. Versprengte, armselige Leute warteten noch von der

letzten Auffahrt her oder kamen von neuem geschlichen. Vielleicht verlor jemand etwas beim Einsteigen, ließ es fallen, und wollte es nicht zurück. Wenn es nur ein Band oder eine Schleife ist, man kann es brauchen. Vielleicht werfen die Herrschaften auch den Bettlern etwas zu. Trug man ein Kind im Arm, taten sie es doch oft. Manchmal fand man auch einen Atlasschuh, ein Spitzentuch, das kaufte dann der Trödler.

Es war noch finster; nasser Nebel fiel. Das Betteln ist ein harter Beruf. Ehe man es sich versieht, hat man den Husten, die lahmen Beine, die man vortäuscht. Den Hunger im Leibe und die Lumpen am Leibe, die hat man freilich ohne alle Bemühung. Hunger und Lumpen sind gratis.

Der königliche Wagen überquerte den Platz.

Die Königin blickte nicht aus den Fenstern. Sie las auch den Zettel nicht, den ihr der Pilger gegeben. Aber sie wußte die Worte auswendig, trotzdem das Papier vernichtet war:

„In kurzer Zeit wird es ein französisches Kaiserreich geben. Und dann wird Preußen sich zu entscheiden haben, ob es zu den Waffen greifen oder zur französischen Provinz herabsinken will. Luise, — werden Sie endlich -- die Königin.“

XIII. Kapitel.

Friedrich Wilhelms Gesicht war wie mit Asche bestäubt, grau, fahl, verdüstert. Er stand am Fenster, sah zu den Viktorien und kriegereischen Attributen des Zeughauses hinüber. Sein schmaler Fuß im Lackstiefel hämmerte den Boden.

„Eure Majestät erregen sich so sehr.“ Weich, ergeben klang die Stimme des Grafen Haugwitz. Er war amtsmüde, wollte heim nach Schlesien.

Friedrich Wilhelm kam an seinen Schreibtisch zurück, riß mit zitternden Händen eine Depesche hoch, las laut:

„Der Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen Condé, der Verbindungen mit England unterhielt und zu den Verschwörern gehören sollte, wurde am 15. März nachts zu Ettenheim in Baden durch französische Dragoner ausgehoben, nach Frankreich verschleppt und im Schloßgraben von Vincennes erschossen, obwohl die Untersuchung ergeben hatte, daß er mit Georges Cadoudal nicht in Verbindung gestanden.“

Der König wandte die entsetzten Augen auf Haugwitz:

„Bruch des Völkerrechtes. Unerhörte Beleidigung des Deutschen Reiches. Haugwitz, frage Sie, wie es möglich, daß wir diese Nachricht erhalten zugleich mit den Noten aus Rußland, Schweden, England, die gegen den Bruch des Völkerrechts in einem Augenblick protestieren, wo wir — die Sache erst erfahren?“

Graf Haugwitz formte eine beruhigende Gebärde:

„Böse Botschaft kommt früh genug. Doch wenn ich mir gestatten darf, zu erinnern, den auswärtigen Nachrichtendienst subventioniert Herr Kabinettsrat von Lombard. Ermesse, die genannten ausländischen Regierungen werden dafür größere Mittel auswerfen und infolgedessen besser bedient sein.“

Friedrich Wilhelms Finger schlugen hart, hammergleich auf die Tischplatte. „Wir müssen sparen, sparen, sparen. Es ist die erste Pflicht meiner Regierung, zu sparen. Können Lombard nicht leiden, Graf —“

Der König hatte wieder die Depesche in der Hand. „Wer ist dieser Cadoudal? Mir ganz unbekannt!“

„Ein Royalist, Eure Majestät. War verbunden mit einem gewissen Pichegru und auch mit General Moreau. Sie wollten den Ersten Konsul auf seinem täglichen Wege nach Malmaison stellen (auf dem Weg zu Madame Josephine nebenbei) und ihn zwingen, mit Cadoudal Duell zu machen. Dieser Zweikampf sollte ein Gottesurteil sein. Cadoudals Degen galt den Bourbonen.“

Der König zuckte zusammen: „Und hiervon — erfuhr ich nichts?“ Graf Haugwitz wiegte den runden Kopf.

„Dieser Royalistenstreich erschien mir zu — ridikül, ihn vor Eurer Majestät Ohr zu bringen.“

Der König schwieg. Haugwitz sprach leise, halb flüsternd, von seiner angegriffenen Gesundheit, von seiner Sehnsucht nach Schlesien.

„Bitte, rufen Sie mir Köckritz. Und bitte, senden Sie Kurier zum Reichstag nach Regensburg — oder nein, muß die Sache erst mit Militärs besprechen — —.“

Der gute Köckritz fand seinen geliebten königlichen Herrn ratlos und verzweifelt. Er nahm aus inniger Liebe zu Friedrich Wilhelm seinen ganzen Verstand zusammen, wozu er ein Weilchen brauchte. Dies schadete nichts, der königliche Herr beruhigte sich meist selbst, wenn er seinen Zorn aussprach. Seine Majestät sollte bald nach Potsdam hinaus. Wenn er seine Garden sah, war ihm wohl.

„Eure Majestät,“ gab endlich Köckritz das Ergebnis seines Nachdenkens kund, „ich möchte sagen, es liegt nicht ein Bruch des Völkerrechts vor. Denn, wie man jetzt leider sagen muß, feu son Altesse le Duc d'Enghien war als königlicher Prinz *exterritorial*.“

Des Königs Gesicht wurde spitz, angeregt, erstaunt. „Ah, ein Standpunkt, Köckritz. Wird eine Persönlichkeit von exterritorialer Stellung irgendwo gefangengenommen, so bedeutet dies keine Verletzung der Hoheit des betreffenden Landes? Wir hätten also nur aufs tiefste den Tod des Enkels des großen Condé zu beklagen, nicht aber eine Hoheitsverletzung des Deutschen Reiches?“ Sein Blick hing gespannt an Köckritz.

Köckritz hob seine steifen, schweren Wangen höher aus dem Uniformkragen. „So meine ich, Eure Majestät. Und wenn ich frei heraus sprechen dürfte, allergnädigster Herr, der Fall ist beklagenswert. Auch ich bedauere das Abscheiden Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von Enghien aufs tiefste. Besonders die — Form seines Hintritts. Aber die Wahrheit zu sagen: Was geht die preußische Nation der Herzog von Enghien an?“ — —

In einem anderen Raum des Palais vergoß jemand Tränen des Mitleids. Tränen des Zorns.

Die Worte der Königin kamen stürzend und heftig, gingen so weit, Bonaparte ein Monstre, einen Teufel zu nennen. Die Voß war etwas ratlos. Seine Majestät der König hielt doch neuerdings viel auf ein gutes Einvernehmen mit dem Ersten Konsul. *Que faire?*

Die Königin befahl der Kammerfrau, Trauersachen herauszulegen, und verschwand in ihr Ankleidezimmer.

Friedrich Wilhelm fand seine Frau, still weinend, in schwarzem Gewand.

Er wurde ärgerlich, denn er fühlte sich unsicher.

„Du wirst dich bitte gedulden, bis das Haus Condé uns offizielle Mitteilung macht. Dann ist es Sache des Oberhofmarschalls, nachzusehen, ob Hoftrauer stattzufinden hat. Solche — Demonstrationen macht man wohl in der Ferdinanderie. Aber nicht bei mir!“

Die Königin erbleichte. Ihr zuckender Mund festigte sich, wurde kalt, hochmütig. Sie wurde gescholten?

„So weine doch nicht mehr“, sagte Friedrich Wilhelm nervös.

„Nein“, Luise bezwang sich. Einen Augenblick herrschte Stille. „Gestattest du, daß ich heute Frau von Berg besuche. Es ist mein verabredeter Tag.“

Er zuckte die Schultern. „Wenn ich nur wüßte, warum du die Berg brauchst, um die Schauspiele dieses Herrn Schiller zu lesen? Herr Delbrück könnte dir doch auch die unverständlichen Stellen erklären.“

Die Königin, hoffnungslos, verstanden zu werden, antwortete leichthin: „Frauen lesen anders.“

Der Wagen der Königin fuhr einem Hause am Rande des Tiergartens zu. Blauer Schein war zwischen den Bäumen, ab und zu winkte schon ein grüner Schleier über den Weiden. Als sie ausstieg, näherte sich demütig ein jüngerer Mann der besseren Stände und überreichte Luise eine Bittschrift.

Sie wollte ein freundliches Wort sagen, doch der Mann enteilte.

Bei Frau von Berg war namenlose Bestürzung. Eine Gesellschafterin sank fast in die Knie. Denn: ihre Herrin war fortgeeilt, eigenhändig das Konfekt für Ihre Majestät zu wählen, niemand mache das Frau von Berg nach Wunsch.

„Ich komme also zu früh?“ sagte Luise. Die Gesellschafterin stammelte: „Ihre Majestät geruhen allergnädigst, zwei Stunden vor der gnädigst befohlenen Zeit —“

Ja, mein Benehmen! Mein Benehmen läßt noch immer zu wünschen übrig, dachte die Königin erheitert. Sie ließ sich den Mantel abnehmen, den Hut. Hier war sie zu Hause. Ähnlich wie bei der Großmama in Darmstadt. Hier konnte sie ihr Wesen treiben. Hier war sie frei.

„Derangieren Sie sich nicht“, nickte sie der Gesellschafterin zu. „Ich lese solange. Frau von Berg hat gewiß die Bücher schon herausgelegt?“

Sie saß in einer Sofaecke, blätterte, fand einen ihr neuen Namen, August Wilhelm von Schlegel, las:

Die Opferung Isaaks.

Der schöne Jüngling kniet auf dem Altare
Nackt, blaß, gebeugt, die Arme auf dem Rücken,
Ein banges Weh in den erhobnen Blicken,
Als ob schon Tod mit Todesfurcht sich paare.

Der Vater steht, kraftvoll im greisen Haare
Geschürzt mit Glauben, sich in Gott zu schicken,
Den fest ergriffnen Stahl, er will ihn zücken,
Und morden allen Trost verwaister Jahre

Doch wie er seine Stirn nach droben wendet,
Als spräch' er: Du befehlost es, Hort und Rater!
Rauscht ihm der Flügel eines Himmelsboten.

Mit deinem Wollen ist die Tat vollendet!
Allein behielt sich's vor der ew'ge Vater,
Den Sohn zu opfern für die ewig Toten.

Sie war sonderbar angerührt. „Die ewig Toten?“
Wer sind sie? Alle Menschen, für die das Opfer gebracht

wurde? Oder jene, die man der „Trägheit des Herzens“ zieh?

Die Königin wurde blaß, verfiel der Stimmung, die jede edle Natur oftmals kennt, sie kam sich mancher Unterlassung schuldig vor. Luise tat das Nächstliegende: sie öffnete die Bittschrift, die sie mit in den Raum gebracht, und zwang sich, zu lesen. In einer deutlichen, Bildung und Heftigkeit verratenden Handschrift stand da:

„Vertrauter Brief an Ihre Majestät die Königin.

Allergroßmächtigste Königin, allernädigste Königin und Frau!

Seine preußische Majestät, Friedrich Wilhelm, und seine hohe Gemahlin, Ihre Majestät die Königin Luise, haben dem Hofe, der Stadt Berlin und dem Lande das Beispiel einer herzlichsten Ehe und eines lautersten Familienlebens gegeben, und fahren täglich fort, als solche erhabenen Vorbilder zu wirken.

Die Einwohner von Berlin, Charlottenburg und Potsdam sehen das königliche Paar wie Bürgersleute mit ihren Kindern spazierengehen, sie kennen die strahlende, mütterliche Frau, kennen den einfachen, rechtlichen, hausväterlichen König mit eigenen Augen.

Das hohe Königspaar erscheint regelmäßig zu den Belustigungen des Volkes, zum Stralauer Fischzug, zu Schützenfesten und den Ehrentagen der Gilden. Der Königin schöne Menschenfreundlichkeit ist nicht eine hoheitsvolle Geste vom Throne herab, sondern ein immer betätigtes Auswirken ihres Naturells und ihrer angeborenen Herzensgüte.

Wie kommt es, daß zu der Zeit ihres unbefangenen, lebenswürdigsten Wirkens die Berliner Gesellschaft als die sittenloseste Europas bezeichnet wird und Berlin als eine der verderbtesten Städte?

Dem wahren Patrioten muß das Herz entbrennen und der rote Zorn hochsteigen, wenn er solches vernimmt, wenn er in ausländischen Gazetten es lesen, im

Kaffeehaus, in der Weinstube, im Theater es hören muß, wie einen guten Witz, wie ein treffliches Amusement. Wie ist solches möglich?

Schmerzbewegt unterfängt sich Untertanentreue der Königlichen Majestät, der Mutter auf dem Throne, die Gründe zu vermelden:

Drei schlimme Erbschaften hinterließ der nunmehr hochselige König Friedrich Wilhelm II. seinem erhabenen Sohne:

1. die ungeheuere Schuldenlast des Staates,
2. die Demoralisation der Nation,
3. das Kabinett, das heißt die unverantwortlichen Räte des vormaligen Königs.

Seine erhabene Majestät, unser König und Herr, haben Ihre ganze Kraft eingesetzt, die erste der bösen Erbschaften auszutilgen. Seine erhabene Majestät tun das Äußerste an sparsamen Reformen bis hinein in Ihr Privatleben.

Große, verehrungswürdige, aber unheilvolle Pietät haben Seine erhabene Majestät bis dato gehindert, das Einzige zu vollbringen, was den Fluch jener Erbschaften restlos bannen konnte:

nämlich den Schlüssel auf das Grab Ihres höchstseligen Herrn Vaters zu legen.

Große, furchtbare Tat, Schauer der kindlichen Hand, aber heilige Pflicht dem Lenker eines Staates: den Schlüssel auf das Grab eines Vaters, eines Königs zu legen. Das heißt in diesem höchst beklagenswerten Falle: ein Pereat sprechen der Demoralisation der Gesellschaft,

heißt, die Räte in Ungnade zu stoßen, die dieser Gesellschaft gefällige Diener sind.

Erhabene Königin! Die Feder will sich sträuben, vor Dero teuren Augen nur etwas aufzudecken von der Sittenlosigkeit Berlins. Die Not gebietet unverhüllte

Worte. In der Residenz hat man die physischen Genüsse so verfeinert, daß das Leben am Hofe grell davon absticht.

Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme, adlige Damen sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an sich zu ziehen, um sie zu verführen. Mancher Zirkel von ausschweifenden Weibern von Stande vereinigt sich wohl auch und mietet ein möbliertes Quartier in Kompagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feiern, die selbst dem Regenten von Frankreich neu gewesen wären.

Es gibt Gräfinnen in Berlin, die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der Bank der öffentlichen Mädchen zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen.

Da Berlin der Zentralpunkt der preußischen Monarchie ist, von wo alles Böse und Gute sich über die Provinzen ausgießt, so hat sich jene Verdorbenheit auch dort nach und nach ausgebreitet.

Der Offiziersstand, den Wissenschaften entfremdet, hat es am weitesten in der Genußfähigkeit gebracht. Sie treten alles mit Füßen, was sonst heilig genannt wurde: Religion, eheliche Treue. Ihre Weiber sind Kauf-, Tausch- oder Gemeingut geworden. Die entnervten Offiziere, die ihre Uniformen auf den nackten Leib pressen, um schlank zu sein, wie wollen sie Strapazen eines Krieges ertragen?

Sind die Kabinettsräte Seiner Majestät besser als jene jugendlichen Greise?

Nein, sie sind Spieler, Wüstlinge, skrupellose Teufel in Heuchlergestalt. Was sie selbst heimlich treiben, schreiben sie andern zu: ihre Korrespondenz ins Ausland streut das Gift der Verleumdung aus.

Und was dringt ins Weite?

Daß Ihre Majestät, unsere erhabene Königin, all diese Sittenlosigkeit kenne und billige. Ja, daß Ihre Majestät selbst solchen Genüssen fröne.

Wie vermag ich, der Namenlose, der Schreiber dieser angsterfüllten Zeilen, etwas zu wirken?

Meine submisesten Suppliken haben das Auge des Königs nicht erreicht. Nach bitterlichstem Ringen faßte ich den Entschluß, mich Eurer Majestät zu Füßen zu werfen in Überreichung dieses Briefes.

Eure allergnädigste, allerrhuldvollste Majestät: ich bin kein Mirabeau, der mit dem Passe-partout alten Namens seinen Worten Gewicht geben kann. Tief empfinde ich, wie ridikül es wäre, unter solch Schriftstück einen namenlosen Namen, an den kein Verdienst sich knüpft, zu setzen. So zeichne ich, Eurer Majestät zu Füßen

Ein Patriot.“

Sie hatte in widerstrebendem Empfinden gelesen — die Blätter waren auch einmal zur Erde geschleudert und wieder aufgenommen worden. Dann saß Luise still, ganz verlassen, und dachte nach. — —

Frau von Berg kam nach Hause. Eine Zitternde eilte in den Salon. Ein etwas zu kleiner, vielleicht zu redegewandter Mund begann das Manifest unauslöschlichen Bedauerns ob der Stunde, die versäumt war. Doch die Worte erstarben. Frau von Berg sah ihre angebetete Königin verändert, vernahm Anklagen von ihr, aus Zorn und Schmerz geboren.

„Helfen Sie mir doch, liebe, liebste Freundin. Ich bin ja so namenlos unwissend. Ich weiß nichts von der Wirklichkeit. Ich lebe in einem Dasein, das alle Dinge verschleiert, verwischt, verändert. Kann es denn wahr sein, daß Berlin eine so verdorbene Stadt ist, und daß man mich — mich für eine Person hält, die nur an Feste und Zerstreuungen denkt?“ Luise bog die Schultern zusammen wie unter einer Last, sie duckte den schönen Nacken, saß plötzlich da wie eine Sprungbereite, die Fesseln abschütteln will.

„Ich habe einen Mann, auf dem Schwermut lastet. Ich habe einen Mann, der keine Entschlüsse fassen kann

— einen vornehmen, einen rechtlichen Mann, dem man in der Jugend das Selbstgefühl zerbrochen hat.“ Ihre Stimme war atemlos. — „Weiß denn jemand, was es heißt, einem solchen Mann, der die Hoffnungslosigkeit auf dem Grunde seiner Seele hat, hinüberzuhelfen, damit er diese Hoffnungslosigkeit zuweilen vergißt? Ich habe manche Nacht Gott gedankt, daß er mir von Natur das heitere Herz gegeben hat, und ich nicht den Fluch auf mir schleppe, Kränkung bewahren zu müssen wie ein Evangelium und eine herrlichste Erfahrung —“

Die Berg küßte die Hände der Erregten: „Meine teure Majestät —“ Die Königin bat: „Sagen Sie doch Luise zu mir, ich bin ja wie ein armes Kind, das sich einmal aussprechen muß. Nichts gegen den König — bei Christi Wunden, nichts gegen meinen Mann. Man muß ihn verstehen, man muß wissen, wie schwer ihm manches ward. Da muß’ er mit seiner Mutter, die er liebt, und mit mir, die ich doch so jung war, zu den Empfängen der Gräfin Lichtenau, muß’ in Gegenwart seiner Mutter der Mätresse des Vaters die Hand küssen — muß’ zusehen, wie die Mutter auf Befehl zu der Mätresse ihres Gatten vor versammeltem Hof gnädige Worte sagte. Man denkt, ein Mann trägt daran nicht so schwer. Aber solche Dinge — ach, und viele andere, die haben ihn rasend gemacht, die haben ihn so tödlich mutlos gemacht. Ich habe ihn hundertmal aus seinen Tristessen, seiner mürrischen Tristlosigkeit geholt. Liebe, liebe Freundin —“ Luisens Blick war dunkel, beschwörend — „meinem Mann kann ich nicht schöne Gedichte und edle Gedanken vorlesen, wenn er seine furchtbare Erdschwere vergessen soll — da muß ich tanzen, und lachen und reiten, und all seine kleinen Gewohnheiten pflegen: ich muß eine heitere, oberflächliche Frau sein.“

Sie sprang auf. Ihr Schritt stürmte durch das Zimmer. „Zweimal haben Fremde an mich geschrieben — neulich auf dem Maskenball — jetzt, hier. Ich soll die Königin — werden. Ich soll — mitregieren lernen. Ah, ich weiß ja,

was ich tue. Ich lächle, lächle, lächle. Ich sage alten Leuten, Invaliden, Bettlern ein freundlich Wort. Man schreibt mir, das Land ist armselig, die Gesellschaft eine korrupte. — Was soll ich tun? Ich weiß es nicht.“

Sie sank plötzlich in einen Stuhl. Zucken flog über ihr Gesicht hin. Sie weinte. „Ich bin ja machtlos. Ich bin — kein Alexander, der vermag, sein Volk zu erlösen und zu befreien.“

Der Salon der Frau von Berg hatte einen solchen Sturm noch nicht erlebt. Die Erschütterte fand zunächst kein eignes Wort, sie tastete zu Schiller:

„Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.“

Luise hob zuckende Hände.

„Was bin ich denn? Ein Mensch, der sich selbst noch nicht ertragen kann.“ Das Ohr der Frau von Berg war hellhörig. Sie wußte wohl, in diesem schönen Geschöpf, in dieser sehr Erlesenen, ging ein großer Kampf. Luise hatte den Mann gesehen, der fähig wäre, ihr Weibtum zu seiner höchsten Blüte zu bringen, ihre Seele zu der großen Passion hinzureißen: Alexander.

Die hier saß und weinte, als sei sie eine Hilfloze, war eine tapfere Kämpferin mit dem eigenen Herzen. Diese Frau, gequält von vielen körperlichen Leiden und immer wieder mütterlichen Leibes, tat in aller Stille die heroische Tat einer großen Entsagung.

Frau von Berg streichelte Luisens Hände und sagte ganz still: „Zu wissen, daß Sie existieren, Königin Luise, ist Hunderttausenden Trost, und mehr noch als Trost: Freude. Ihr Dasein bringt so viel Licht wie ein großes Kunstwerk oder edelste Gedanken. Nehmen Sie sich selbst, Königin Luise, wie Gott Sie gewollt hat.“ —

Der König ging nach dem Souper in die Zimmer Luisens. Sie war überrascht. Sonst arbeitete er oder besuchte das Theater. Sein Wink entließ die Hofchargen. Sie waren allein, er näherte sich ihr:

„Bin heute — unfreundlich gewesen. Sache mit dem Duc d'Enghien peinlich fatal. Dürfen uns nicht gehen lassen, Luise, nicht demonstrieren.“

Sie sah ihn an, Erbarmen im Blick. Wir dürfen nicht, armes Wort. Er fragte, ohne Luise anzusehen:

„Hat dir die Berg von ihrem Freund, dem Reichsfreiherrn vom Stein, gesprochen? Sie möchte ihn ins Ministerium — sie macht sich wichtig.“

Luise verneinte. Dem König entfuhr es.

„Haugwitz will gehen.“

Luise wechselte die Farbe. Ihre Augen flammten auf. Vergessen war, daß Friedrich Wilhelm sie heute gescholten hatte, weil sie Trauer anlegen wollte um einen Hingemordeten. Sie sagte sehr still:

„Ich habe dich lange um nichts gebeten, Fritz. Darf ich es jetzt?“ Sie sah so schön aus, so rührend. „Nun mein Herz?“ Und Luise bat um die Berufung Hardenbergs als leitenden Minister. Der König bejahte. Sie stürzte in seine Arme wie ein glückliches Kind: „Er ist der Freund meiner Eltern gewesen, er ist so edel wie sein vornehmes Gesicht. Er wird sein Bestes für seinen König tun.“ Friedrich Wilhelm lächelte: „Ich habe den Freiherrn vom Stein für den Herbst einberufen als Minister des Zoll- und Handelswesens.“ —

Luise war beruhigt, war entspannt. Der Frühling kam ihr plötzlich wie ein unerhörtes Geschenk vor. Sie wußte, mit Hardenberg kam nicht nur ein Staatsmann, sondern auch ein geistiges Element an den Hof. Sie empfing den Minister in den hellen, heiteren Zimmern von Charlottenburg, zeigte ihm, wie ein Kind seine Schätze zeigt, die ganze Flucht der für sie eingerichteten Räume und bat gleich um seinen Rat: war es nicht angemessen, die berühmte Frau von Staël hier im Knobelsdorffschen goldenen Saal zu empfangen, und Schiller in ihren kleinen Wohnräumen, die so sehr an Weimarsche Einfachheit erinnerten? Ja, Schiller kam. Sie würde versuchen, ob

er nicht nach Berlin übersiedeln wolle. Und die Staël kam. Was für Begebenheiten!

Aber so bewegend sie auch verliefen: ein Ereignis, das aufklang wie der unheimliche, alles übertönende Ruf der Clairons, der Schlachthörner, drängte die anderen Eindrücke in die Stille seelischen Erlebens zurück: Buona-
parte hatte sich als Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen ausrufen lassen.

Triumph und Jubel schallten aus Paris, aus ganz Frankreich; und selbst Blinde und Taube mußten es merken: eine ungeheuerliche Wendung war da!

XIV. Kapitel.

Die Königin hatte in einer Dezembernacht einem Sohn das Leben gegeben. Trotz all seiner Abneigung gegen die „Ferdinanderie“ hielt es der König für eine Pflicht der Schicklichkeit, dem einzigen noch lebenden Bruder Friedrichs des Großen die Ehre der Patenschaft zu geben. Luise erholte sich langsam.

Am Tage der heiligen drei Könige klangen vom Dom die Totenglocken, Friedrich Wilhelms Mutter war abgeschieden. Die Totenglocken zum Gedächtnis für eine Frau, die ihren Gatten mit zwei Nebenfrauen und unzähligen Mätressen hatte teilen müssen, hallten durch die Mittagsstunden eisiger Januarwochen. Luise, noch schwach von der Entbindung her, traurig um den Kummer ihres Mannes, flehte manchmal mit gepeinigten Nerven, diese Totenglocken möchten endlich aufhören. Aber unerbittlich, unerbittlich durchschnitt ihr Ton Ohr und Herz. Kein Windtreiben milderte sie. Durch kalte, gläserne Stille schallte ihr Klagen. Luise zwang sich, beim Klang dieses Mittagsgeläutes ein Andachtsbuch zur Hand zu nehmen. Aber eine rätselhafte, peinigende innere Unruhe trieb sie von Zimmer zu Zimmer, in der Hoffnung, irgendwo höre man das Geläut nicht.

Waren diese Totenglocken im jungen Jahr nicht —

eine böse Vorbedeutung? Sie schalt sich selbst. Hatte sie denn jemals an Ahnungen und schlimme Zeichen geglaubt? Die Königin-Mutter war eine alte Frau gewesen. Und die Großmama in Darmstadt, ach sie war ja gesund. Im Sommer gab es das Wiedersehen.

Luise eilte bis an die Schwelle der Tür des kleinen Ferdinand, hemmte dann den Fuß. Er schlief, er brauchte nicht zu erwachen, um die Glocken zu hören. Sie ging dem Unterrichtszimmer zu. Der Kronprinz machte ihr oft Sorge. Er entwickelte sich nicht ganz regelmäßig, hatte manchmal Fieber, und noch öfter einen herrischen Eigensinn.

Die Voß kam ihr entgegen. Sie erriet die Nervosität der Königin. „Frau von Berg hat französische und deutsche Gazetten für Ihre Majestät gesandt“, sagte sie, froh, eine Ablenkung zu wissen. Denn man lebte gar still, ohne jeden Wechsel, in trübseligem Einerlei.

Die Königin eilte in ihr Schreibzimmer, saß nieder, entfaltete die Blätter, fand farbige Anstriche an einzelnen Artikeln und las:

„Es gilt, das historische Recht zu bewahren gegen das Recht der Volkssouveränität, das den Plebejer auf den Thron Frankreichs gehoben hat. Die Anerkennung dieser Krone wird den Unersättlichen, der nur groß ist durch die Kleinheit seiner Knechte, zu neuen Übergriffen ermutigen. Es gilt, das historische Recht zu bewahren, und sei es mit dem Mittel des Krieges. Will das alte, heilige Reich den Becher der Schande bis zu Ende leeren? Auf dem Regensburger Reichstag hat Baden, schon Buonaparte hörig, inständig gebeten, die krasse Angelegenheit der Ermordung des Herzogs Enghien nicht weiter zu verfolgen. Die übrigen deutschen Gesandten, unfähig zu einem Protest, traten vor der Zeit ihren Urlaub an und entzogen sich durch feige Flucht der Verantwortung —.“

Luise starrte vor sich hin. —

Immer noch wimmerten über Berlin die Totenglocken vom Dom. Sie schauerte zusammen, las weiter.

„Die kleinen Reichsstände haben dem gekrönten Unhistorischen Glückwunschschreiben voll niedrigster Schmeichelei gesandt. Diese Seiner Majestät alleruntertänigste und allergehorsamste Diener erblicken in Bonaparte den Beschützer der deutschen Rechte, ergießen sich in Paroxysmen der Freude über den neuen Cäsar, der dem ersten Kaiser, Karl dem Großen, so ähnlich sei.

In Aachen, in Mainz hat er seine prunkenden Hoftage gehalten. Die Fürsten des Südens und des Westens sind herbeigeeilt, dem Nachfolger Karls des Großen ihre Huldigungen darzubringen. Alles ergeht sich verzückt in karolingischen Erinnerungen. Schon bespricht man Pläne für einen zweiten, rheinischen Bund.

Was hat dieser Korse gemein mit dem alten, königlichen Bauersmanne der Germanen, der nachts die Reben des rheinischen Winzers segnet? Was weiß er von jenem Zauberring der Fastrade, der einst den deutschen Karl zum deutschen Strome zog?“

Sie weinte plötzlich. Sie hörte den Rhein rauschen. In ihrem Herzen rauschte der Rhein. Der Strom ihrer unvergeßlichen Jugend, der Strom Germaniens. Sie raffte die Blätter zusammen, durchmaß die Räume, eilte die schmale Wendeltreppe hinunter, die zu den Gemächern des Königs führte.

Der König saß über Akten gebeugt.

Sie fragte rasch: „Hast du gelesen, daß sie den — Parvenü in Paris jetzt als neuen Charlemagne feiern? Und dies bei uns — im Reich — am Rhein. Großer Gott — am Rhein!“

Friedrich Wilhelm unterbrach sie: „Echauffiere dich bitte nicht so, du vergißt, wir sind in guten Beziehungen zu der neuen französischen Regierung.“

Das wußte sie wohl. Und weil sie zu ungeschult war, ihren Bedenken eine sachliche Form zu geben, ging sie ins Persönliche über.

„Der Zar hat nach der Ermordung des Herzogs von Enghien mit Frankreich gebrochen. Er hat sich mit

England verbündet. Alexander fühlt die Berufung, Europas Freiheit zu beschützen. Und du — du stehst nicht auf Alexanders Seite. Du hältst nicht zu unserem Freund?“

Eine Pause weitete den Raum. Alexanders Name stand zwischen den beiden als eine geliebte und gefürchtete Phantasie. Die Königin hatte die Finger schmal zusammengepreßt, sie wollte das Beben ihrer Hände bemeistern: Großer Gott, warum besaß sie nicht einmal, ach, einmal die Kraft, durch einen Gedanken fortzureißen — warum war sie verurteilt, immer nur durch Anmut zu siegen?

Der König strich sich den Uniformrock glatt.

„Ich habe für die Wohlfahrt und die friedliche Ruhe des preußischen Staates einzutreten. Nicht für die Menschenrechte und das Glück Europas. Würde — ab danken müssen, wenn ich die Aufgabe erfüllen sollte, alle Völker Europas glücklich zu machen.

Habe zu arbeiten“, schloß er ab und fügte mit einem schmalen Lächeln hinzu: „muß meiner Frau genügen, daß ich für den preußischen Staat arbeite. Laß die Politik. Wir reisen ja in einer Woche.“

Die Königin ging. Sie war doch schon so lange eine gehorsame Ehefrau geworden. Sie hatte so viel niedergekämpft. Wann kam endlich, daß sie alles recht machte? — —

Luise fuhr allein voraus ins Fichtelgebirge. Wie liebte sie dieses Land. Die weichen Buchenhügel, die verblauenden Fernen, den Glanz blühender Landschaften, die Wellen von Wald und Korn.

In Alexandersbad eilte ihr Ika entgegen. Luise wußte leider, daß ihre zweite Ehe vielleicht noch trauriger war als die erste: denn jetzt sah sich wirkliche, heftige Neigung enttäuscht. Doch Ika, reizender als je, sehr elegant, sehr große Dame, lief ihr wie eine Beseligte entgegen.

„Weil ich dich nur wieder habe, Luvitze, große Schwester, goldige Luis', Landesmutter, Engel von der

Luisenburg, Beherrscherin der Kusine-Kösseine, Gnaden-spenderin über diese fränkischen Täler und Berge, anmutigste Königin des Erdballs —“

„Fasse nur Atem; mein kleines Ikamädchen“, lachte Luise.

„Ich habe mich so maßlos auf dich gefreut“, rief Ika und breitete die Arme aus. Die Königin vergaß Ermüdung, vergaß ihre Hofchargen, vergaß, daß ein Ständchen ihrer wartete, und daß Jean Paul im Saal des alten Markgrafenschlosses bereit war, die „himmlischen Schwestern auf dem Throne“ erneut zu feiern.

„Ich muß die Quelle begrüßen“, rief die Königin, durcheilte die Einfahrt, deren Tor auch nach rückwärts offen stand.

In unveränderter grüner Schwermut senkten sich die alten Alleen auf sanftem Gefälle des Bodens. Luise faßte die Schwester an der Hand. Ein Blick, ein Lächeln, und wie einst auf der Reise nach Frankfurt liefen sie miteinander, beseligt vom Rhythmus der Bewegung — dem Ziel entgegen. Die Quelle war einsam und verlassen. Luise saß am steingefassten Rand nieder und ließ das Wasser durch ihre Hände rieseln.

„Ikakind, ist's nicht, als wären wir wieder zwei kleine Mädchen? Sag', werd' ich noch einmal wieder jung? Ich hab' das Land hier lieb, als wär' ich in Franken geboren.“

Die Prinzessin Solms lächelte ein wenig. „Wir brauchen noch nicht um verlorene Jugend zu seufzen. Frau Königin, immer noch seid Ihr die Schönste im ganzen Land.“

Luise sah in den Wasserspiegel. Der war grün verhangen von den alten, alten Bäumen.

„Und wenn ich einmal sterbe, Ika, dann bist du bei mir!“ Ihre Stimme dunkelte.

Ika Solms kühles, mondänes Lächeln versank. Sie nahm Luises Hände, rieb sie mit dem Batisttuchlein trocken, streichelte darüber hin:

„Laß uns nur erst im Leben wieder mehr zusammen sein, du. Weißt du, wie in deinen teuren fränkischen

Provinzen die Menschen zueinander sagen, wenn sie sich gut sind?

„Herzele, halt mich lieb“, sagen sie.“

Sie faßte Luise unter. „Ich habe es sehr nötig, daß du mich liebhältst, ich bin wieder recht leichtsinnig gewesen, und da ich aber durchaus jetzt nicht sterben und untergehen möchte, so mußt du mich liebhalten.“

Sie hob den graziösen Fuß, lachte und wirbelte mit Luise um das alte Quellenrund.

Bei der Rückkehr nach Berlin fand Luise den König in verzweifelter Unruhe, nervös und rastlos.

Was war geschehen? Der König antwortete ihr ausweichend, es ginge um Hannover. Aber sie solle sich nicht in Politik mischen. Sie stand in Angst vor ihm: wie sah er aus, gealtert, unstät, ein Zerrbild seiner selbst. Sie legte ihre bebenden Hände auf seine Schultern: „Fritz, ich beschwöre dich, laß mich deine Sorgen teilen. Ich sage ja kein Wort dazu, wenn du dies nicht leiden kannst — aber laß mich doch wenigstens nicht wie eine Fremde neben deinem Kummer stehen.“

Sie bettelte, sie flehte. „Ich schäme mich, wenn ich, als deine Frau, immer andere fragen soll. Und ich will nicht die Meinung anderer hören, ehe ich weiß, was dich quält.“

Der König sah gepeinigt an ihr vorbei. Und endlich lösten sich Worte von seinen schmalen Lippen:

„Soll mich zur Unterstützung Frankreichs verpflichten, falls irgendeine Macht seinen Besitzstand in Italien angreifen wird. Soll dafür Hannover erhalten. Habe gleichzeitig Angebot des Zaren, mich Rüstungen gegen Frankreich anzuschließen. Der Zar will sich mit Pitt verbinden, mit England.“

Der Zar verlangt die Erlaubnis zum Durchmarsch russischer Truppen, wenn er Napoleon den Krieg erklärt.“

Sie rief entflammt: „Du kannst keine Wahl haben. Dein Weg geht mit Alexander!“

Der König zuckte nervös zusammen. „Nicht unterbrechen, liebe das nicht!

Müßte russische Wünsche als Befehle nehmen. Anerkenne gewiß die geistige Überlegenheit des Zaren. Handelt sich aber nicht um mich, sondern um den Staat. Der preußische Staat wird nicht dem russischen Souverän Vasallendienste leisten.“

„Dies kann Alexander nicht von dir wollen!“

Sie sprach beschwörend, den Tränen nahe.

Der König erhob sich.

„Werde morgen Befehl geben, daß die Truppen zur Aufrechterhaltung der preußischen Neutralität auf Kriegsfuß gestellt werden. Muß und will neutral bleiben.“

Er winkte mit der Hand: „Habe zu arbeiten!“

Mobilmachung! In unerträgliche Spannung hinein plötzlich eine Tat!

Die alte Voß überschüttete die Königin mit Erzählungen. Ob Ihre Majestät nicht ausfahren wolle? Die ganze Stadt sei in Bewegung. Die Offiziere jubelten. Das Regiment Gensdarmes, das in den Augusttagen durch einen über alle Maßen widerwärtigen und lächerlichen Maskenzug zur Verspottung des Lutherschauspiels von Zacharias Werner sich hervorgetan, streue nun kein Salz mehr für künstliche Schlittenfahrten. Sie tobten andre Gefühle aus: Mobilmachung, Krieg, Chance.

Die Augen der alten Gräfin funkelten: „Gelobt sei Gott, Seine Majestät hat einen schönen Entschluß gefaßt. Zeigt der Welt, daß sich Preußen wehrt, für eine fremde Macht Vasallendienste zu tun. Hardenberg erwartet den russischen Gesandten Alopäus. Das soll ein großer Mann sein. Sie werden das Richtige zusammen beraten.“

Vor der Königin stand Unfaßliches: Preußen war bedroht, ein Werkzeug russischer Politik werden zu sollen, der Zar, der angebetete Zar verlangte — Vasallendienste vom König? Sie wußte nicht mehr: Galt ihr Gefühl noch

einem Edelsten, noch einem Erlesensten der Menschheit — oder galt ihr Gefühl einem Phantom?

Sie eilte, gepeinigt von Unruhe und innerer Zerrissenheit, durch den Park von Charlottenburg. Da stieß sie an dem barocken Lusthaus auf eine sonderbare Gestalt. Der Reichsgraf von Medem stand da und zeichnete. Sein Silberstift brachte eine Skizze des seltsamen Gebäudes zu Papier.

„Medem, wie lange sah ich Sie nicht!“ rief sie überrascht, und jener erste Abend in Frankfurt winkte aus ferner Vergangenheit. Der Graf war das zehnte oder elfte Mal im Park, er zeichnete die zehnte oder elfte Skizze dieses Gartenhauses; es geschah in der Hoffnung, einmal käme die Königin. Der Graf Medem machte sich selbst schon lange nichts mehr vor: er liebte die schöne Frau. Nicht als ein Begehrer. Er liebte sie als ein Kunstwerk der Natur, dem man noch den Adel einer großen Seele zuwünscht. „Woher kommen Sie?“ fragte Luise, wartete kaum Antwort ab, forderte ihn auf, ins Schloß zu gehen.

Ein Lakai hatte Medem den kurzen Kragenmantel und seine Zeichenmappe abgenommen. Groß, schlank, meisterhaft umschneidert, nicht ganz ohne Eitelkeit, präsentierte sich der Kurländer in einem Frack von gedämpft violetterm Tuch, olivgrünen Beinkleidern. Das schön gerundete Kinn entstieg einem steilen weißen Gebäude von Weste, Hemd, Halsbinde.

Die Königin lächelte, nahm Platz, schob den flaumleichten grünen, bis zum Knie reichenden Seidenmantel etwas von den Schultern zurück, zeigte auf einen Sessel für den Grafen.

Er war begeistert von ihrer Haltung, ihrer Kunst, sich zu kleiden. Die weiße Robe mit der leichten Silberstickerei an den Kanten des hauchdünnen Stoffes zeigte durch ihren weichen Fluß die Linien der schönen Gestalt. Das Schilfgrün des Mantels war eine sanfte Folie für ihre Helle.

Medem, in lässiger Grazie, die eine Hand spielerisch auf die Stuhllehne gelegt, mit der anderen den schmal und lang gefalteten Hut zwischen den Knien hängen lassend, starrte Luise bezaubert an.

„Sie waren so freundlich zu mir in Jugendtagen“, begann die Frau von neunundzwanzig Jahren. „Seien Sie es heute einmal wieder, Medem. Ich bin — sehr allein. Mein Bruder, mein Vater ist nicht hier. Auf dem König lasten tausend Geschäfte.“ Sie brach ab, beugte die voll gewordene Gestalt, sah aus wie eine schmerzhaft Mutter:

„Können Sie mir begreiflich machen, wie dies alles kam? Überall brennt es, sagt meine Voß. Das sehe ich, das höre ich. Aber warum, warum plötzlich die Welt in den Flammen ewiger Unruhe steht, vermag ich nicht zu begreifen. Sardinien und Neapel haben nie etwas für uns getan, warum wirken ihre Unruhen nun zu uns herüber?“

Der Graf antwortete rasch: „Weil Österreich seine alten großen Interessen in Oberitalien hat, Eure Majestät. Es geht jetzt um einen gewaltigen Entscheidungskampf. Napoleon will eine Umgruppierung Europas. Und wenn Seine Majestät der König nicht abgeneigt ist, mit Napoleon Frieden zu halten, erschließt er sich wohl der Einsicht, daß er es mit einem ungeheuerlichen Machtfaktor zu tun hat, den zu brüskieren in diesem Augenblick vielleicht Wahnsinn wäre —“

Luise fragte mit fieberroten Lippen:

„Ich fasse es nicht. Wie kann ein Mensch, der kein Erbe, kein Land, keine mächtige Familie besaß, plötzlich die Staaten eines Erdteils erschüttern?“

Ich verstehe die Ursache nicht. Ich sehe nur Europa in Aufruhr, ich sehe, daß alte, heilige Institutionen und Begriffe wanken, wie Häuser oder Berge es getan haben sollen, wenn ein Erdbeben war.“

Graf Medem sah die Hilflose an. Sie wußte wenig. Oder doch immer noch zu wenig. Er erklärte langsam:

„In die frühen Jahre Eurer Majestät fiel jenes Elementarereignis, das wohl mit einem Erdbeben nur schwach verglichen werden kann: die große Revolution. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind nicht Phrasen gewesen, sondern der Schrei nach den Menschenrechten. Die Revolution, obgleich entstellt durch das Hinschlachten unzähliger Opfer, hat den Ruf nach menschlicher Gerechtigkeit, die große Idee einer Erneuerung der Welt, über die Erde geworfen. Sie fragen, warum kann Buonaparte einen Erdteil in unerhörte Erschütterung versetzen? Es ist, weil er der Idee der Revolution Gestalt gibt. Denn er bringt Europa die Botschaft der Revolution, indem er handelt! Und wie dies wirkt, sehen Sie an der nervös-wechselvollen Stellung der Menschen zu ihm. Ich spreche nicht von den Erbärmlichen, die ihn umbetteln. Ich spreche von jenen, die sich dem Wissen nicht verschließen können, daß ein neues Jahrhundert neue Gesetze will, und daß Napoleon sich anschickt, diese Gesetze zu diktieren. Als ein Genie oder ein Dämon.“

Die Königin sprang auf. Mit fliegenden Schritten durchmaß sie den Raum. Sie wußte es plötzlich: ihr Mann, der König war nicht geschaffen, mit Dämonen zu ringen. Er hätte denn einen Heros von Freund zur Seite gehabt: Alexander.

Noch einmal brachte Friedrich Wilhelms Friedensliebe ein Kompromiß zustande. Hardenberg und Alopius leiteten eine Verständigung mit dem Zaren ein. Während die französischen Armeen den Rhein überschritten, und Napoleon von Straßburg aus den diplomatischen und militärischen Feldzug einleitete, der die süddeutschen Staaten Frankreich zu Hörigen machte und das österreichische Heer bei Ulm schlug, genügte es dem König, zu wissen, daß seine Truppen sich an ihren Sammelplätzen formierten. Er gab der Welt das Zeichen, daß er die preußische Neutralität bis zum letzten verteidigen wolle.

Mit diesem Entschluß war seine Kraft erschöpft. Seine Nerven konnten nichts mehr ertragen: er wollte, was auch dagegen sprach, für Wochen nach Paretz.

„Deine Schwestern und Brüder besuchen uns dort“, verhiess der König.

Die plötzliche Stille nach all den Aufregungen Berlins war seltsam genug. Luise ging durch die nun schon altvertrauten Stätten, fühlte sich sonderbar losgelöst, zeitlos, sich selbst unbegreiflich. Hier lag alles wie in einem tiefsten Frieden. Und draußen eilten über die Straßen, Brücken, durch Einöden, Dörfer und Städte die Soldaten des Königs den Waffenplätzen zu — waren mobil gemacht, im äußersten Falle die Ruhe des Landes mit den Waffen zu verteidigen. Sie sah immer dies Bild vor sich: die Soldaten verließen Haus und Herd, eilten übers Land, sammelten sich an den Waffenplätzen. Und hier war die tiefste, tiefste Ruhe. —

Der König vergnügte sich mit den Kindern unten am Wasser. Luise ging allein durch das Dorf. Sie sprach manche Frau an, ließ sich erzählen, sie lächelte knicksenden Kindern zu, fuhr ihnen wohl übers steife Haar. Auf den Puttchen, die sie einst in fraulichem Spieltrieb auf Hofmauern und Eingangstore hatte stellen lassen, Maultrommelbläsern, kleinen Bauernmädchen mit sauberen Scheitelchen, Gitarrenspielern oder Gärtnern, wuchs schon leiser grüner Moosbelag. So war die Zeit tätig gewesen. Das Unbegreifliche, Ungreifliche, die Zeit. Sie dachte plötzlich an Rauch, den Bildhauer, ihren Kammerdiener, eilte ins Schloß zurück, saß nieder und rechnete, rechnete. Was konnte sie ihm geben? Ach, ihre Mittel waren klein für eine Königin. Was brauchte er, um nach Rom zu gelangen? Sie wußte, dies war sein sehnlichster Wunsch. Sie sah in ihr Notizbuch. Ach, es gab da manchen, der vielleicht schon wartete, ihre gute alte Gélieu, und Heinrich von Kleist, ach, und viele andere.

Sie klingelte. Rauch trat ein. Er war ungefähr ihres Alters. Er war ein Künstler und trug Livree. Er hatte zu

hundert oder tausend Ausfahrten hinter ihr auf dem Trittbrett gestanden. Beschämung erfüllte sie plötzlich. Sie erhob sich, schritt gegen ein Fenster.

„Ich möchte, daß Sie nach Rom gehen. Daß Sie Ihr Talent vollkommen ausbilden —“

Blaue Augen starrten sie beseligt an, Knie berührten das Parkett. „Nicht,“ wehrte sie ab, „bitte, stehen Sie auf, lieber Rauch. Sie bleiben noch, solange wir in Paretz sind. Dann reisen Sie. Ich will Ihnen etwas erzählen. Ich habe hier, als Paretz gebaut wurde, einmal den Architekten Friedrich Gilly gesprochen. Seine Worte konnte ich nicht so behalten. Aber der Eindruck blieb mir. Seine Kunst ist ihm etwas wie eine reine weiße Opferflamme gewesen. Er lebte einem Ideal. Nicht dem von großer Dekoration oder höfischem Prunk: einem adeligen, einem seelischen Ideal. Denken Sie manchmal daran, lieber Rauch.“

Luise flog auf leichten Sohlen die Treppen hinauf ins Obergeschoß. Gottlob, es steckten die Schlüssel an den Türen. Und sie betrat wunderliche, kleine Dachräume mit schmalen Betten, mit wenig Gerät, mit unendlichen Anhäufungen von Kupferstichen an den Wänden. Es roch so lieb da, nach Holz, nach Äpfeln und Heu. Die Königin trat sehr vorsichtig auf. Sie rückte an Tischchen und Stühlen mit größter Behutsamkeit. Ach, wenn es doch niemand hörte, wenn doch keiner kam und das entsetzlich Unschickliche ihres Tuns bemerkte: es war ihr ein so namenloses Vergnügen, ein wenig in den Zimmern zu wirtschaften, wo ihre Schwestern, ihre Brüder schlafen sollten. —

Der König fuhr nach Sanssouci. Neue, beunruhigende Nachrichten von Hardenberg zwangen ihn dazu. Fürst Dolgoruki war angekommen, der Abgesandte des Zaren. Luise bat, die Fahrt mitmachen zu können, Friedrich Wilhelm wehrte ab. Der Zar drängte auf eine Zusammenkunft, Luise wünschte sie, der König wollte sie vermeiden.

Sein Vertrauen zu Alexander war erschüttert. Er fürchtete, nur wieder „persuadiert“ zu werden.

Gräfin Voß erzitterte. So hatte sie den König noch nie gesehen! Sie empfing ihn an der Rampe. Ihre Majestät war mit dem Kronprinzen und Prinz Wilhelm nach der Schäferei gegangen. Just zu unrechter Stunde. Aber sie konnte doch nicht immer warten, daß Seine Majestät zurückkam.

Was war geschehen? Köckritz hatte nur ein Zeichen mit der Hand gemacht, dann war er dem König nachgestürzt in sein Arbeitszimmer. Von dort her klang die Stimme Seiner Majestät erregt und wütend, wie man es noch nie gehört. Was war denn? Warum wollte der allergnädigste Herr dem Zaren durchaus nicht begegnen?

Die Voß trippelte auf den kühlen Fliesen der Entrée auf und ab. Man sollte hier fort. Paretz war ein Sommerhaus, und es herbstete gewaltig. Wo mochte Ihre Majestät sein? Auf den Feldern? Mit einem Kahn auf dem Wasser?

Plötzlich kam Herr von Köckritz in die Vorhalle. Seine in Säcke gelagerten kleinen Augen blitzten, der dicke Mund war grimmig verzerrt, die ungeheuer langen Polsterwangen und das volle Kinn gaben heute seinem Gesicht den Ausdruck großer Brutalität.

„Was ist, lieber Köckritz?“ fragte die Voß atemlos.

Köckritz, sie hoch überragend, trat neben sie, dämpfte seine Stimme zum Flüstern:

„Hardenberg hatte den König so weit, daß er Dolgoruki die Zusammenkunft mit dem Zaren versprach. Immer unter der Bedingung, daß kein Vorstoß mehr gegen die preußische Neutralität unternommen wird. Majestät betonten, daß der französische Kaiser ihr keinen Grund zum Bruch gegeben haben.“ Köckritz schnaufte auf. Röte flog über sein Gesicht. „Und da in dem Moment, wo Hardenberg und Dolgoruki zusammen nach Berlin abgefahren sind, kommt ein Kurier mit der Meldung,

daß zahlreiche französische und bayerische Truppen bei ihrem Zug vom Main zur Donau durchs Ansbachsche marschirt sind.“

Der Gräfin Voß schlotterten die Knie. „Durch die hohenzollernschen Stammlande! Durch preußisches Gebiet. Großer Gott, das ist ja der Krieg!“

Köckritz verneinte mit einer Handbewegung. Dann ging er zur Türe, sah den langen Korridor hinab. Nein, es war kein Lauscher da. Er trat wieder zur Gräfin Voß.

„Bringen Sie es Ihrer Majestät nur bitte schonend, sehr schonend bei. Denn Seine Majestät ist ganz außer sich. Wollte die französischen Gesandten ausweisen lassen! Hardenberg hat es mit aller Mühe und Not verhindert! Wir sind zwar mobil, aber nicht mit Bagages versehen. Müssen épaisieren! Dolgoruki war es zufrieden. Seine Majestät hat nunmehr den Durchzug der Russen gestattet und an Napoleon Beschwerde gesandt.“

Die Voß reckte das alte kluge Gesicht hoch. Ihre Stimme zitterte: „Habe nicht verstanden, pardon, Köckritz. Weil die Franzosen das Hoheitsgebiet Seiner Majestät verletzt haben, erlaubt er den Russen den Durchzug?“

Köckritz stand breitbeinig vor ihr da. „Haben ganz richtig verstanden, liebe Gräfin. Wir wollen Hannover gewinnen. Wenn nicht durch Napoleon, so durch den Herrn Zaren.“

„Um Gottes willen! Und das Ansbacher Land —“

„Wird sich beruhigen, wird sich beruhigen. Bringen Sie Ihrer Majestät nur alles schonend bei. Die Aussicht auf das Wiedersehen mit dem Herrn Zaren wird sie — erfrischen.“

„Und die Österreicher, was ist mit ihnen?“ rief die Voß.

Köckritz schnob durch die Nase: „Um alles können wir uns doch nicht kümmern.“ „Aber es sind doch die Waffenbrüder vom Rheinfeldzug her.“

„Entschuldigen Sie, meine liebe Gräfin, ich bin der Major von Köckritz und nicht die preußische Regierung.“ —

Die Königin war verwirrt und traurig. Sie begriff es nicht, daß man die Hoheitsverletzung im Ansbacher Gebiet nur mit einer Protestnote beantwortet hatte. Friedrich Wilhelm war in entsetzlicher Laune, unzugänglich, störrisch. Es schien ihm selbst nicht mehr wohl dabei zu sein, aber immer noch wünschte er den Frieden um jeden Preis, außer dem der Ehre. Aber — ging es denn nicht schon um die Ehre?

Luise versuchte mit ihm zu sprechen. Doch er wollte nichts von Politik hören. In plötzlich umspringender Laune ordnete er große Einladungen an zur Feier des Geburtstages seines ältesten Sohnes. Das rief Luise zu freundlichen Pflichten. Sie unterdrückte Schwäche und Mißbefinden, ja, es kam wieder etwas von der alten Fröhlichkeit.

An einem Oktobertag stand sie mit ihren Kindern an den goldenen Parkrändern von Paretz gegen die Nauener Landschaft hin und wartete auf die Reisewagen der Geschwister. Ach, und war es nun nicht wie einst, wie einst in Darmstadt? Ika's Lächeln strahlte wieder um sie. George stand vor ihr, „ein rechter Prinz“, klug, distinguiert, apart. Der König scherzte mit der „Frau Postmeisterin“, und die Schwester Charlotte ließ sich willig von ihm necken über das „kuriös irdische Aussehen des himmlischen Jean Paul“.

Die festliche Stimmung wurde getrübt: es kamen bange, unheimliche Nachrichten von schweren Niederlagen und Rückzügen der Österreicher. Generale gingen aus und ein in Paretz. Rüchel und Blücher bestürmten den König, in Österreichs Sache die deutsche Sache zu sehen und die deutsche Sache nicht im Stiche zu lassen. Rüchel und Blücher erbaten auch Audienz bei der Königin. Ika fand sie danach in einem Weinkrampf. Luise hatte den Generalen nur sagen können, daß sie keinen Einfluß in solchen Angelegenheiten besäße.

„Du regst dich so maßlos auf“, klagte Ika. „Und alles ist doch Schicksal. Niemand verlangt von dir, daß

du aus Friedrich Wilhelm ein politisches Genie machst. Sei froh, wenn du dich in diese verworrenen Geschäfte nicht mischen mußst!“

Aber das waren keine Trostworte für Luise. —

Der Geburtstagsmorgen kam. Der König wünschte die Feier sehr zeremoniös. Der Kronprinz mußte, eingekleidet in die Uniform des 1. Garderegiments zu Fuß, allein in das Arbeitszimmer des Königs gehen. Dort waren die militärischen Gäste versammelt. Und der König überreichte seinem Sohn Degen und Offiziershut und den Stern des Schwarzen Adlerordens.

Dann schritt Friedrich Wilhelm, den Sohn an der Hand, hinüber in den blauen Salon der Königin. Ihre Kinder waren um sie versammelt. Die Töchter in weißen Musselinkleidchen, Wilhelm und Karl als kleine Elegants mit kurzen Jäckchen, weißen Westen und Jabots, langen, weiten Hosen, die weiße Strümpfe in ausgeschnittenen Schuhen sehen ließen. Die Geschwister der Königin hatten sich um sie gruppiert.

Luise versuchte ihre Erregung niederzukämpfen. In leidlicher Fassung sah sie noch, wie die hohe Gestalt des Königs unter die Flügeltüre trat. Dann aber, als die beiden zu ihr herankamen, der kleine Fritz, die Wangen hochrot vor Eifer, die Gestalt gestrafft und in Form, als der König ihr den Sohn als Offizier präsentierte, ward ihre Stimme schwankend:

„Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem Rock, dein einziger Gedanke sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Der König sah sie starr an und erbleichte. Das uniformierte Kind küßte die Hand seiner Mutter.

XV. Kapitel.

Der Hof kehrte nach Berlin zurück. Luise sah sich in einer aufgeregten, von hundert Gerüchten durchschwirrten, von Parteien zerrissenen Stadt. Ihr Bruder

George war es, der ihr jetzt die Nachrichten vermittelte. Der frische, kluge Sechszwanzigjährige, den ein Ohrenleiden vom Waffendienst ausschloß, besaß Luisens Temperament und ihre Art der Auffassung. Der König wünschte immer noch, daß die Königin nur höre, was er für gut befand. Der Prinz brachte ihr Einblicke in die Stimmung der Stadt. Nicht nur die Offiziere, an ihrer Spitze Prinz Louis Ferdinand, die Generale Blücher, Rüchel, Phull und Schmettau, die Minister Stein und Hardenberg waren in der ungeheuersten Erregung und wollten, daß Preußen die Sache Österreich-Deutschlands zu der seinigen mache und Napoleon den Krieg erkläre. Auch die Bildungsschicht des Landes, Männer wie der Verleger Friedrich Perthes, der Geschichtsschreiber Johannes von Müller und tausend andere, waren in leidenschaftlicher Agitation.

Die andere Partei, Lombard, Beyme, Haugwitz, General Zastrow und der König selbst erstrebten nach wie vor die Aufrechterhaltung der preußischen Neutralität.

Die Königin ersehnte nun eine Wendung durch den Zaren, ersehnte die Nachricht seines Kommens. Sie hatte mit Aufgebot aller Überredungskunst den König endlich dazu bewogen, in diese Zusammenkunft zu willigen und einen Einladebrief an den Zaren abzusenden. Nun wartete sie. All die fieberhafte Unruhe in der Stadt erfüllte sie mit Bangen. Dunkle Gerüchte, aufschwirrend, auftaumelnd wie Krähen über verlassenen Herbstfeldern, quälten.

Sie ritt durch den Tiergarten, gab einem unklaren Wunsch nach, und besuchte die „Ferdinanderie“ in Bellevue. Sie hoffte, Prinz Louis Ferdinand zu sehen. Er war nicht zu Hause. Am gleichen Abend, kurz nachdem der König ins Theater gefahren, ließ der Prinz sich bei der Königin melden. Sie empfing ihn allein, im Nebenzimmer saß ihr Bruder.

Louis Ferdinand sagte: „Ich wurde dreimal von Herrn von Köckritz beschieden, Ihro Majestät seien nicht

zu sprechen. Der Besuch in Bellevue ließ mich hoffen, heute empfangen zu werden.“

„Ich erfuhr nichts von Ihrem Kommen —“ Luise brach ab, erschreckt, entsetzt von dem Aussehen des Prinzen.

Er wandte ihr ein von Leidenschaften verzerrtes Gesicht zu, sein blondes Haar hing in Ringeln halb über die Stirn, seine Augen waren flackernd, fiebernd.

„Sie haben mich endlich gerufen. Endlich also wissen und begreifen Sie, daß wir Verwandte sind — und gleich fühlen, so sehr Sie das auch immer desavouieren wollten. Sie warteten bis zu einer höchsten Notstunde des Vaterlandes. In allerletzter Stunde rufen Sie mich. Hier bin ich, Teuerste. Wie schön Sie sind, Luise.“ Und er trat mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Luise, tödlich erschrocken, wich zurück.

„Sie rasen, Prinz.“

Er warf den Kopf in den Nacken, sie sah seine Hände beben, seine Gestalt von Zittern überflossen. Das Licht der Kerzen verflimmerte ihr zu einem unwirklichen Schein. Seine Stimme war voll Ungestüm:

„Soll ich ersticken an den Formeln der Konvention? Muß ich sprechen, wie es meine Kaste und meine Zeit vorschreibt? Hat nicht zu jeder Zeit das Herz eigne Worte für seinen Aufruhr gefunden? Du mein Abgott, du mein Gram, Luise, ich rufe es über die Jahrhunderte, daß ich dich so — heilig liebe.“

Sie streckte in Abwehr die Hand aus, sie weinte fast vor Enttäuschung. Geängsteten Herzens hatte sie Rat gewollt von Louis Ferdinand, und nun hörte sie ein Liebesgestammel.

Großer Gott, was war mit ihm?

Der Prinz, in grenzenloser Erregung, stieß heraus:

„Wissen Sie es nicht, Luise, daß Sie die einzige Hoffnung der Patrioten im Lande sind? Wir ersticken in diesem namenlosen Zustand. Wir ertragen diese Situation nicht mehr. Sie allein vermögen etwas über den König. Ich bitte, ich flehe, hören Sie auf mich —“

Luisens Mundwinkel streckte Hochmut:

„Wahren Sie wenigstens die Form, Prinz Louis.“

Er hatte die Gebärden eines Verzweifelten: „Die Form, Luise? Ich werde tot sein, wenn dir noch Sterne leuchten. Ah, ridikül mit seinem Untergang zu prahlen. Aber dir allein entschleierte ich mein Herz — gieß es in das deine, das zu schweigen gelernt hat. Zu schweigen selbst da, wo der Elan deines Herzens das Heroische fordert und dein Weibtum nichts mehr weiß von den Banden der Hörigkeit, sondern nur das Große — barmherziger Gott, nur das Natürliche will, was in unserem Augenblick die T a t ist.“

Sie fühlte sich von hilfloser Schwäche überrieselt, sie trat an die offene Tür zum Zimmer ihres Bruders.

„Ich bitte, daß Sie mich verlassen.“

Louis Ferdinand lachte auf. „Sie können es auch befehlen. Sie können es auch erreichen, daß Sie mich nicht anders mehr sehen, als uniform, eingengt, eingeschnürt, eine bunte Puppe mit glitzernden Sternen, mit der Maske statt eines menschlichen Gesichts.“

Es war totenstill im Raume. Sie aber fühlte, als höre sie das Rauschen des Herbststurmes, als höre sie das unaßliche Klagen des Windes, der über das Land raste. Sie richtete sich auf:

„Sie können nicht zu mir gekommen sein —“ ihre Stimme wurde ganz tief und ganz ruhig — „nicht zu mir gekommen sein, Louis Ferdinand — Prinz von Preußen — Neffe des großen Königs — um mir in dieser angstvollen Zeit — als Trost zu geben, daß Sie — mich schön finden.“

Er sah sie einen Augenblick entgeistert an. Dann riß er sich zusammen:

„Ich kam, um Ihnen zu sagen, die Offizierskorps der preußischen Armee wollen den Krieg. Sie wollen, daß jene ungeheuerliche Verletzung der Hoheitsrechte Preußens, die im Durchzug französischer Truppen durch Ansbacher Gebiet liegen, mit dem Schwert gerächt wird. Und sei es gegen den Willen Seiner Majestät —“

Sie antwortete rasch, in letzter Abwehr:

„Was Sie planen, Prinz, ist Revolution!“

„Süßes Wort, Luise. Jedes große Gefühl ist seiner Natur nach revolutionär. Wissen Sie das nicht, Luise? Scheuen Sie, die Ruhe Ihres Herdes, großer Gott — die Ruhe Ihres mütterlichen Bettes zu stören, wenn es — das Vaterland, wenn es die Ehre — wenn es Hohen-zollernehre gilt?“

Sie tastete nach einer Stuhllehne.

„Sind wir — denn das Vaterland?“

„Solange wir seine ersten und treuesten Diener sind: ja!“

Ihre Gestalt sank zusammen, sie saß nieder.

„Der König ist für mich der Begriff von Ehre.“

Spöttisch fragte der Prinz: „Nicht auch der bequemen Ruhe, Eure Majestät?“

Sie wurde dunkelrot. „Wie fern sind Sie seiner adeligen Seele! Hat der König es nötig, zu beweisen, daß er Bravour besitzt? Wie Sie, Prinz, stand er als Jüngling mutig vorm Feind. Der König will seinem Volk den Frieden bewahren, weil er den Krieg kennt. Und wenn jenes Monstre aus Paris der Welt die Botschaft des Mordens bringt, in Friedrich Wilhelms schönem Herzen lebt die Religion des Friedens! Und Sie wagen, über ihn zu lächeln? Vielleicht wird eine Zeit sein, da sich Rassen und Nationen vereinigen in der Religion des Friedens.“

Der Prinz stand betroffen. Er senkte das Gesicht, antwortete erst nach einer Pause:

„Sie haben sich tief gebeugt, Königin Luise. Sie vertreten, oder doch, Sie verteidigen, was Sie nicht für möglich halten können. Die Religion des Friedens im brandenden Europa? Im Augenblick der höchsten Gefahr? Luise, lassen Sie den König nicht zum Märtyrer seiner Friedensliebe werden! Es geht darum, daß das Haus Friedrichs des Einzigen — ausgelöscht werden soll. Nun, Königin Luise, ist Ihnen, dies zu verhindern, nicht das Opfer wert, eine einsame Nacht zu haben?“

Ihr Gesicht ward bleich wie das einer Sterbenden.

„Das Haus Friedrichs des Großen —“

„Wird aufhören, ein Machtfaktor zu sein, wenn es sich nicht rasch entschließt, zu handeln.“

Sie erhob sich. „Der König erwartet den Besuch des Zaren. Ich will tun, was ich kann, den König zu einer Allianz mit dem Zaren zu bewegen. Wenn es mir nicht gelingt —“ ihre Augen sahen ins Ziellose — „jedem Menschen sind seine Grenzen gezogen. Wir würden zweifeln, glaubten wir nicht, dies sei Gottes Wille.“

Sie stand einen Augenblick schweigend. Dann kamen matt, automatisch, höfische Worte: „Ich danke Ihnen, Prinz.“ Sie machte eine abschließende Bewegung. Er küßte ihre Hände. Seine Stimme klang verändert, resigniert:

„Wir waren bestimmt, einander nahe zu sein —“

Sie starrten einander schweigend an. — —

Kanonendonner begleitete den Einzug des Zaren. Feste um Feste rauschten für ihn. Die Prunksäle des Berliner Schlosses umfaßten eine europäische Gesellschaft. Der Zar mit dem Fürsten Czartoryski und größtem Gefolge, der Vertreter des Kaisers, Erzherzog Anton, Napoleons Gesandter, ein außerordentlicher englischer Botschafter, sie alle waren gekommen, um Preußen für ihre Interessen zu gewinnen.

Eine ungeheure Spannung lag über Luise, während sie, die große Repräsentation der Monarchie, Tag um Tag, Abend für Abend die Flut der höfischen Feste, die Paraden, Theatervorstellungen, Empfänge durchlief — während aufs neue die faszinierende Persönlichkeit Alexanders ihr Sein erschütterte.

Sie hatte an der preußenfreundlichen Gesinnung Alexanders zweifeln müssen. Jubelnd hörte sie nun, daß er zu einem Bündnis bereit war. Preußen würde für die deutsche Sache mitfechten! Preußen würde sich verteidigen gegen die Übergriffe Napoleons. Doch der König in seiner unbeirrbaren Friedensliebe ließ sich nur auf

einen Vertrag ein, der die Bedingungen der bewaffneten Vermittlung Preußens regelte. Graf Haugwitz wurde aus-
ersehen, dem Kaiser Napoleon die Forderungen nach
Unabhängigkeit der Schweiz, Neapels und Hollands und
Räumung der alten deutschen Reichslande vorzulegen.
Die Verwerfung dieser Bedingungen sollte die Teilnahme
Preußens am Kriege ohne weiteres zur Folge haben.

Alexander selbst brachte sofort nach Unterzeichnung
des Potsdamer Vertrags der Königin die Nachricht der
vollzogenen Tatsache. Sie hatte sich Zurückhaltung auf-
erlegen müssen in all den Tagen. Es war nicht das zwang-
lose Zusammensein von Memel gewesen, sondern immer
die große Repräsentation. Sie sah sich zum erstenmal
wieder mit Alexander allein. Der Novembersturm ließ die
Bäume im Lustgarten erzittern, fuhr in brausenden
Strichen die Fensterreihe entlang. Im Kamin prasselten
Holzscheite, ohne daß ihre Wärmekraft das Zimmer
durchdrang.

„Ein lang ersehnter Augenblick“, sagte Alexander,
zog Luises Hände an seinen Mund und nahm mit einer
unnachahmlich zärtlichen und zugleich eleganten Bewegung
diese Hände sekundenlang an sein Herz. „Ich hatte gehofft,
stillere Stunden mit Ihnen verbringen zu dürfen, meine
teuerste Freundin. Die Umstände erlauben es nicht. Aber
die kleine Stunde, die uns bleibt —“

Sie fragte vor Erregung ganz konventionell:

„Eure Majestät wollen uns wirklich heute noch ver-
lassen?“

Er lächelte schwermütig: „Zur Nacht. Doch die Nacht
ist noch fern —.“

Sie konnte seine Stimme nicht hören, ohne angerührt
zu sein von Geheimnis und Rätsel. So gab sie auch den
einfachen, tatsächlichen Worten „die Nacht ist noch fern“
eine übertragene Deutung. Ein wenig überhastet sprach
sie von ihrer Sorge und von ihrer Hoffnung: Sorge um
die Eroberungspläne Napoleons, Hoffnung auf ein
klares Bündnis zwischen dem Zaren und dem König.

Der Zar, abhängiger von seinem deutschfeindlichen Bruder und seiner deutschfeindlichen Umgebung als von der Freundschaft des preußischen Herrschers, bog dem politischen Gespräch aus. Er tat es auf die lebenswürdigste, galanteste Weise: „Teuerste Freundin, in der einzigen kurzen Stunde, da ich Sie sprechen kann, da ich allein das Glück Ihrer Gegenwart genieße, dürfen wir da nicht bei den persönlichsten Dingen verweilen?“ Er sah sie mit seinen verschleierte Augen zärtlich an. Sie fühlte wieder: in diesen Augen träumt seine geheimnisvolle Seele. Er saß ihr nahe, er sprach davon, wie oft er ihrer gedacht. Einmal müsse sie nach Petersburg kommen. Dann erst könne sie ihn ganz verstehen, und ihm dann ganz verzeihen, was sie vielleicht in den letzten Zeiten manchmal an ihm gestört habe. Seine ungeheueren Aufgaben, wie wären sie in wenigen Jahren zu lösen? Die russische Weltmacht, einst auf Barbarei begründet, das russische Weltreich, unerschlossen noch in seinen Schätzen des Bodens, der träumenden Kraft des in seinen edlen Eigenschaften noch unerlösten Volkes, könne nur begreifen, wer es bereist habe. Und er schilderte ihr in flackernder, unruhiger Weise die schönen Landschaften der Krim, die erhabenen Felseneinsamkeiten des Kaukasus — er sprach ihr von der Wolga, dem ewigen Strom Rußlands, und von dem eintönig-schermütigen Gesang der Wolgaschiffer. Dies alles hieß: Komm. Komm und verstehe mich aus meinem Ursprungsland. Komm — du sehr Geliebte.

Luise vergaß, was sie gegen ihn auf dem Herzen gehabt. Sie sah wieder sein bezauberndes Lächeln, hörte den Schmeichelton seiner Stimme und wußte wieder, es gab seinesgleichen nicht mehr. Er war ein Einziger — er war Feuer und Kraft, vereint mit der Tugend, der unerschütterlichen Reinheit des Herzens. Dann — geheimnisvoll und weich klang seine Stimme — sprach er ihr nun von einem Plan, den er einst zu verwirklichen gedachte, einer heiligen Allianz zwischen den Völkern, einer un-

sichtbaren Loge im Geiste, deren Tempeldiener einzelne sein würden, vorbestimmt durch ihr Gottesgnadentum, die Welt zu befreien. Betörend klang seine Stimme:

„Luise, ich empfinde unsere Freundschaft als eine heilige Allianz im Geiste. Als eine ewig unzerstörbare, ewig wirksame Nähe der Seelen.“

Sie fühlte seinen heißen Mund am weichen Flaumhaar ihrer Schläfe — sie fühlte seinen Mund auf ihren Händen, und es war, als streiften Alexanders Lippen ein Tabernakel.

War dies das alte Zimmer? War dies — sie selbst?

Alexander saß neben ihr auf dem langgestreckten, modischen Sofa nieder. Sein Gesicht kam dem ihren nahe. Ein Hauch seines Parfüms traf sie, ein Etwas, wie strahlende Gesundheit, flutete herüber. Er hielt Luisens Hände in festem Druck. Und er flüsterte mit seiner weichen, singenden Stimme:

„Unsere heilige Allianz braucht keine Worte. Sie ist in unseren Sternen beschlossen für immer.“

Sie war ihm mit ihrer Seele nahe — und war doch getragen wie in unnennbare Fernen. Auf blauem Meer schwammen silberne Segel, und Gott allein war im Äther.

Wird so — einmal — der Himmel sein, dachte sie — und wir träumen alle wieder wie die Kinder — —

Luise hörte sich plötzlich wieder die korrektesten Worte sprechen. Und sie lächelte Friedrich Wilhelm zu: der Hof war um sie versammelt. „Sieh doch, Fritz.“ Der König folgte ihrem Blick: Ja, der Zar war der charmanteste Mann des Erdkreises. Mit den ältesten und mit den unschönsten Damen hatte er eine Art, die fast der Zärtlichkeit glich. Dafür liebten ihn auch alle.

„Darf ich noch einen Tag bleiben?“ wandte sich der Zar plötzlich an die Königin.

Sie erbebt vor Freude. Er war auf dem Weg zu seiner Armee nach Österreich hin. Er opferte einen Tag, um ihr Sanssouci, ihre Pfaueninsel, ihr Charlottenburg noch zu sehen?

Und doch kam die Abschiedsstunde allzu rasch. Beim Souper drückte der Zar plötzlich sein Bedauern aus, daß er das Grab Friedrichs des Großen nicht besucht habe.

„Dies kann noch geschehen“, sagte Friedrich Wilhelm.

Es schlug Mitternacht von den Türmen Potsdams, als man mit Fackelbeleuchtung den Weg zu der Garnisonkirche antrat. Friedrich Wilhelm, Luise, der Zar und ein kleines Gefolge gingen zu Fuß. Der Reisewagen des Zaren fuhr langsam hinterher. An der Kirchentüre blieb das Gefolge, zwei Offiziere vom Regiment Garde du Corps, zurück. Wachskerzen bezeichneten den kurzen Weg zwischen den Bänken zu der ebenerdigen, kleinen Grabkammer.

Die beiden Gardes du Corps standen wie eherne Gestalten. Aber sie flüsterten: „Hätte keine Envie zu solch lugubrer Distraction —“

„Meinen, wenn Ihr Herr Vater in so beschleunigtem Sarge läge, wie des hochseligen Zaren Paul Majestät? Und wenn Sie zu dieser — Beschleunigung etwas beigetragen hätten?“

„Mon Dieu, Kamerad, reden Sie sich nicht auf die Peter-Pauls-Festung.“

„Sans-souci, mein Wertester, Sans-souci ist Parole!“

Das Flüstern wurde leiser:

„Glauben wirklich, der Herr Zar hat — den Mordplan gebilligt?“

„Weeß von nischt, glaube an nischt. Hat ein Geheimnis in den schönen Augen, der Herr Zar. Ist ein Engel, und Engel wissen nichts mehr von Sünde.“

Im engen, ärmlichen Raum stand der Zar zwischen den Särgen des Soldatenkönigs und Friedrichs des Großen. Ein paar Wachskerzen warfen Flackerlicht. Der König verharrte unter der Eingangstür — die Königin hatte ein paar Schritte in das Gewölbe getan. Schauer flossen über ihr Herz. Sie sah, wie Alexander sich vor dem Staub des Unsterblichen beugte, sah ihn erblassen. — Welch ein Geschlecht sind wir, fragte ihr Herz. Des Großen wenigstens theilhaftig durch unser Wollen?

Ein Schluchzen wollte ihr aufsteigen, sie rang es zurück: Alexander küßte den Sarg von Preußens größtem Toten!

Luisens Seele flammte auf vor der Geste dieses Hinfließens. Hände tasteten nach den ihren. Sie fühlte bebenden Druck, erregtes Leben überrieseln in die Kühle, die sie umschauerte.

Schweigend und ernst, schön und gebunden ins Pathoslose stand Friedrich Wilhelm reglos neben den beiden.

Was hätten Worte noch sagen können? Der Zar wandte die rätselvollen Augen ein letztes Mal zu Luise. Dann stieg er in den Wagen. Nachmitternachtswind, Novemberwind seufzte in alten Bäumen. Der Wagen fuhr rasch, verschwand im Nebel. Spukhaft klangen und verklangen Hufschlag und letzte Spur. —

Die Königin verbrachte die nächsten Tage wie im Traum. Sie war so in sich selbst versunken, daß sie die schlechte Stimmung des Königs hinnahm, ohne sie zu deuten. Bis plötzlich Menschen vor ihr standen, Rüchel, Hardenberg, Prinzeß Radziwill im Auftrag ihres Bruders, und ihr sagten, ob sie denn wisse, daß Graf Haugwitz noch nicht abgereist sei, und ob sie ahne, was auf dem Spiele stünde, wenn Seine Majestät nun zögere, die dem Zaren gegebenen Versprechungen einzulösen?

Luise ging wie eine Bittstellerin in Friedrich Wilhelms Arbeitszimmer. Sie vernahm, die Rüstungen des Heeres seien noch nicht fertig. Man könne Napoleon das Ultimatum nicht überreichen, ehe sich die Armee an den Grenzen kriegsbereit gesammelt habe.

Der König schloß sich ein. Er tauschte Briefe mit seinem Hofprediger Sack. Sein Gewissen war geängstet. Als er endlich zehn Tage nach der Abreise des Zaren den Grafen Haugwitz verabschiedete, gab er noch einmal den Wunsch nach Erhaltung des Friedens zum Ausdruck.

Nun waren die Würfel gefallen. Dem Entschluß gegenüber wurde auch der König wieder gefaßter. An-

fang Dezember stand die Infanterie kriegsbereit, auch Kavallerie, voran das Regiment Garde du Corps, rückte aus — —

Berlin und Potsdam, erfüllt von den militärischen Operationen, trugen alle Zeichen der Hoffnung. Schwärmerei für den Zaren, Haß auf den Unterdrücker Napoleon gestatteten sich laute Kundgebungen. Die Königin — wartete. Sie lag in Nächten wach und hörte den Schlag des eigenen Herzens. Sie war für immer aus ihrer Ruhe, aus der Sorglosigkeit des Daseins gerissen. Sie wußte es nun ganz: Europa stand in der großen Umgruppierung. Und für den preußischen Staat war eine Schicksalswende vor den Toren.

Äußerlich in langgeübter Form, innerlich von rastloser Unruhe erfüllt, gab die Königin gewohnte Empfänge, gab ihren gewohnten Tee auch an diesem grauen, kalten siebenten Dezembertag. Man saß um den Kamin gesellt. Die Königin hatte ihre Kinder zugelassen. Man machte gerade ein ihrem Alter angemessenes Spiel.

Da war plötzlich Lärm im Palais. Sporen klirrten, Türen fielen heftig ins Schloß. Die Kammerherren eilten, nachzusehen, kamen nicht zurück. Gräfin Voß, einem Wink der Königin folgend, verließ den Raum — und kehrte nicht zurück. Was war geschehen?

„Mama, darf ich hinüber und Köckritz fragen?“ bat der Kronprinz. Luise nickte mechanisch. In ihrem Herzen war plötzlich eine schauerliche Stille.

General von Köckritz trat ein. Er verlor selten die Haltung, der stämmige, brave, ehrenfeste Köckritz. In diesem Augenblick war er ein Stotternder:

„Seine Majestät erhielt soeben Stafetten von Ihrem Gesandten in Olmütz: der Herr Zar hat eine Bataille verloren. Der französische Kaiser hat bei Austerlitz das russische Heer vernichtet.“

Alle Blicke flogen zur Königin. Sie saß entgeistert, bleich wie ein Steinbild. Eine Stimme schrillte auf:

„Um Gottes willen! — Und Haugwitz?“

„Der Herr Graf von Haugwitz hat — in Ansehung der französischen Truppenmassen nicht gewagt, dem Kaiser Napoleon vor dieser Schlacht das Ultimatum zu stellen.“

Die gelbe Wintersonne des zweiten Weihnachtsfeiertags verglomm hinter den Bäumen des Tiergartens. Ein Reiter jagte die Allee von Bellevue nach Charlottenburg entlang. Der Reiter hetzte sein Pferd. Der Reiter war ohne Mantel, im goldüberladenen Rock des Regiments Gensdarmes. In der Nähe vom Schloß stand das Pferd, schweißbedeckt, atemlos. Prinz Louis Ferdinand saß ab. Führte das Tier zur nächsten Wirtschaft. Befahl noch automatisch: Abreiben, gut zudecken — und rannte aus dem Hause. Wo verstecke ich mich? Wo brauche ich in kein Menschenangesicht zu sehen? Er lief über den Schloßplatz. Das Gitter mit den schwarzen Adlern starrte ihm entgegen. Droben träumte in verschollener Pracht der goldene Saal Friedrichs des Großen. Wo verstecke ich mich? Die Schritte des Prinzen stürmten dem Park zu. Der lag tief in Schneewehen. Jeder Schritt sank in eine kühle, weiche Last.

Das Leichentuch über ganz Preußen! Die Toten werden nicht mehr gerichtet!

Louis Ferdinand lehnte sich an einen Baum. Hier — sah einen wenigstens niemand. Hier konnte man wenigstens fluchen, ohne daß jemand sagte: Still, still, der große Kaiser Napoleon wird die Gnade haben, sich mit des Königs von Preußen Majestät zu verständigen! „Der Herr Zar“, höhnte der Prinz verzerrten Gesichts, „ist immerhin noch ein konzilianter Mann, ein nobler Mann. Nachdem ihm der Feldzug keine Fortune gebracht, vielmehr dem Gegner die Sonne von Austerlitz aufgehen ließ, hat er an den König Boten gesandt, ihn entbindend vom Vertrag von Potsdam. Und des Königs von Preußen Majestät — sehen das an. Köstlich! Entzückend! Die Religion des Friedens ist gerettet!“

Der Prinz hörte plötzlich ein Rufen, sah in der Nähe des Schlosses einen langen Kerl auftauchen, uniformiert wie er selbst. Nostitz! Verflucht, was wollte er hier?

Der Adjutant von Nostitz stelzte heran.

„Eure Königliche Hoheit — der tolle Ritt — ich flehe Eure Königliche Hoheit —“

„Mich ins Bett zu legen? Zum Teufel, Mensch, sind Sie meine Amme?“

Herr von Nostitz hob eine schmale Hand.

„Königliche Hoheit, nur ein paar Worte. Der Graf von Haugwitz mußte auf Befehl der Generalität seine Reise zu Napoleon verlangsamen. Er konnte nicht wissen, was wir heute wissen: wäre das Ultimatum v o r der Schlacht von Austerlitz überreicht worden, so hätte sie Napoleon niemals gewagt. Nach dieser Schlacht hat Napoleon zu diktieren. Und wenn Haugwitz nun einen preußisch-französischen Vertrag unterzeichnete: er mußte zwischen Krieg und Frieden wählen. Der Krieg gegen den Sieger von Austerlitz — ich bitte Sie, Königliche Hoheit —“

„Wäre wenigstens noch ein Untergang in Ehren gewesen.“

„Untergang? Aber warum denn Untergang, Eure Königliche Hoheit? Umwandlung ist die Parole. Unser allergnädigster König —“

Der Prinz ergriff den Arm des Adjutanten. „Sagen Sie mir wenigstens — heute diesen Namen nicht. Ein Hohenzoller willigt ein, seine Stammlande abzutreten — und ich — lebe noch?“

Der Adjutant sah zur Seite. Er wußte, die Königin lag in Weinkrämpfen. Um Ansbach-Bayreuth. Um das alte, ihr so teuer gewordene Hohenzollernland, wo sie noch im letzten Sommer so glücklich gewesen.

„Es gab im Augenblick keine Wahl, mein Prinz. Aber der König wird Haugwitz nach Paris schicken, er wird noch verhandeln. Mein Prinz, der Besitz von Hannover, den Napoleon garantiert, ist wohl ein Opfer, das Opfer von Ansbach-Bayreuth, Neuenburg und Cleve wert.“



*Friedrich Wilhelm III., Königin Luise und Alexander I.
am Sarge Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam*

Nach einem Stich von Daniel Berger



Königin Luise zu Pferde

Nach einer Zeichnung von C. Wolf im Hohenzollernmuseum zu Berlin

Louis Ferdinand unterbrach ihn.

„Wissen Sie etwas von Luise?“

Herr von Nostitz sah in die Luft. „Es soll eine schlimme Nacht im Schloß gewesen sein. Konflikte, wie sie noch nie zwischen den Majestäten waren. Die Königin läßt sich nicht beruhigen. Sie weint ohne Aufhören um Ansbach-Bayreuth.“

Louis Ferdinand war eine Stunde später im königlichen Palais. Heute mißbilligte niemand sein Erscheinen. Verstörte, Verstumte wichen gleitend vor ihm zurück. Endlich kam er zu der Gräfin Voß. Sie stand in einem Vorzimmer, das den Blick nach der Oberwallstraße zu hatte. Sinnend betrachtete sie das kleine Palais, in dem einst Prinzeß Ika gewohnt. Es waren schon Stafetten abgesandt, sie und Solms herbeizurufen. Denn bald würde wohl der Marschall Bernadotte in Ansbach einziehen.

Die alte Gräfin erschrak vor dem Prinzen. In welchem Aufzug kam er, mit nassen Reitstiefeln, mit verwirrtem Haar! Doch sie gehorchte, ging hinein zu der Königin und fragte, ob Ihre Majestät geruhe, den Prinzen zu empfangen.

Luise erhob das von Tränen entstellte Gesicht. Er kam? Sie winkte Gewährung.

Louis Ferdinand betrat den Raum. Vor dem Anblick der Königin wurde er still. Anklage erlosch. Dieser Frau hatte er keine Vorwürfe zu machen. Man sah es ihr an — sie war bis an die Grenzen gegangen, die Natur dem Weibe gegen ihren Mann setzt. In wortloser Betroffenheit sah der Prinz auf ihren schmerzverzogenen Mund, ihre geröteten Augen. Und endlich stammelte sie mit halbversagender Stimme die zu Gram und Gewissenssache gewordenen Begriffe: „Ansbach-Bayreuth.“

Sein Blick bekam etwas Scheues. Zorn und Ungestüm in seinem Blut verebbten vor dem Anblick Luisens. Daß sie ihn so empfing, ohne den Versuch, die Tränen Spuren zu mildern, ohne irgendeine Rücksicht

auf Wirkung, war ein Vertraulichkeitsbeweis, den er dankbar empfand.

„Ich bin ganz machtlos“, sagte sie endlich mit zuckenden Lippen. „Ich empfinde es als Notwendigkeit, daß man die Hohenzollernschen Stammlande mit dem Schwert beschützen muß. Die Unterlassung gibt ja zu, daß man das mystische Wort Vaterland nicht mehr für einen sittlichen Begriff hält.“

Der Prinz nickte heftig. „Sondern nur für einen geographischen. Ansbach-Bayreuth liegt etwas unbequem! So denken wohl die alten, schwerfälligen Generale. Sie träumen vielleicht noch von den Fritzischen Schlachten — ihr Ideal aber ist geworden, sich ruhig zu verhalten.“

Sie schluchzte auf: „Unser altes Ansbach, unser Bayreuth, ach, Franken, das geliebte Franken — das alte Hohenzollernland.“

Er näherte sich Luise, sein schönes Gesicht wurde still und feierlich.

„Dieses Unglücksjahr geht zu Ende. Es wird seinesgleichen in der Geschichte Preußens nicht mehr haben, Königin Luise.“

Sie stammelte mit zuckenden Lippen: „Der König muß Hardenberg entlassen, weil Napoleon es befiehlt. Unseren besten Freund müssen wir — opfern. Unsere Regimenter müssen heimziehen, ohne sich geschlagen zu haben — der Zar selbst hat den König von allen Vertragspflichten entbunden. Wir sind Abhängige von dem Ungeheuer in Paris geworden. Großer Gott, verstehen Sie dies, Louis Ferdinand — nicht daß es ist, denn dies fühlen wir — aber — daß — wir noch leben?“

Im Raume war es Dämmerung geworden. Schneeflocken wirbelten gegen die Fenster. Alle Farben lagen grau, erloschen. Der Prinz richtete sich aus seiner versunkenen Stellung auf, legte seine Hand an das Port-épée.

„Ich schwöre es Ihnen, Königin Luise, mit diesem

Degen werde ich um die Rückerobierung von Ansbach-Bayreuth kämpfen. Und ich schwöre Ihnen, Luise, ehe ein Jahr vergeht, wird dies geschehen.“

XVI. Kapitel.

Die preußischen Regimenter krochen heim in ihre Kasernen. Es war Ruhe im Lande! Herrliche, köstliche Ruhe, höhnten die Offiziere. Man ließ sich die Diktate aus Paris gefallen, bedankte sich mit krummem Buckel, daß man die holde Luft des faulen Friedens noch atmen durfte, und kehrte heim in seinen Stall. Wer Augen gehabt zu sehen, merkte bei dieser Mobilmachung, daß die Bewegungsmöglichkeiten des Heeres peinlich langsam waren, merkte, es würde gut sein, dieses Heer zu reformieren, zu erneuern, von hundert unzeitgemäßen Belastungen zu befreien, ehe man wieder einmal sogenannt mobil machte. Aber die alten Heerführer hatten taube Ohren für die Ansichten „junger Heißsporne“. Und ein junger Heißsporn war man auch noch, wenn man Neidhardt von Gneisenau, Blücher, Rüchel oder Scharnhorst hieß. Denn die Oberbefehlshaber, die Fürsten Hohenlohe und Braunschweig, waren bei Leuthen dabeigewesen oder gar schon im Dreißigjährigen Krieg? Waren sie siebzig, waren sie hundert, waren sie tausend Jahre alt? —

Prinz und Prinzeß Solms hatten Ansbach verlassen, ehe der Marschall Bernadotte einzog. Nun saß Ika in einem Zimmer bei ihrer Luise und kitzelte an einer wehmütigen Antwort auf eine herzbewegliche Bittschrift der Bürger Ansbachs, ihr geliebter König möge sie nicht lassen! Sie durfte Luise diese Bittschrift nicht zeigen, mon Dieu, nein. Dem Rex auch nicht. Er war ja machtlos. Er weinte, wenn er den Namen Ansbach hörte. Er — weinte. Der alte letzte Markgraf von Ansbach-Bayreuth, der die Provinzen Preußen zurückgegeben hatte, war in England gestorben. Das Dragoner-Regiment Bayreuth, das einst bei Hohenfriedberg sechshundsechzig

Fahnen erbeutet, besaß nun keinen Chef mehr. Die arme Luise mußte heute, es waren so kalte Märzentage, in der Uniform der Bayreuth-Drägoner Parade über das Regiment abnehmen. Es hatte gebeten, sich in Zukunft nach der Königin nennen zu dürfen! Wenn sie sich bei dem Festakt nur fassen konnte. Den Namen Bayreuth noch einmal auszulöschen, würde ihr hart ankommen. —

Ihren Geburtstag wollte sie diesmal nicht in Berlin verbringen. Arme Luise.

Teilnahmsvoll sah Ika das Königspaar abreisen.

Ika bedachte, was sie denn zu einer gründlichen Erheiterung tun könne. Aber es fiel ihr nichts ein, als ihr lang gehegter Wunsch: sich von ihrem Solms scheiden zu lassen. Ob Luise diese Distraction goutierte? Louis Ferdinand hatte zwar jetzt zwei nahe Freundinnen, die Fromm und die Wiesel. Aber das war weniger, als hätte er eine gehabt. Sie wollte doch mal ein Billett nach Bellevue schreiben und Louis Ferdinand an die alten Zeiten erinnern — — Mit wem aber vertrieb man sich für den Augenblick die Zeit? Ika überlegte. In Luisens Salon sah man immer die Berg, den Prediger Schleiermacher, General Scharnhorst. Nein, sie waren keine Amusements. Mit wem konnte man ein bißchen klatschen? Zum Beispiel über die sonderbaren Besuche Hardenbergs, der mit seinem Freunde Alopäus neue Verbrüderungspläne zwischen Preußen und Rußland schmiedete. Ika lachte auf. Zu niedlich: wenn Hardenberg von seinem Landgut herein nach Berlin kam, wurde er geheimnisvoll wie ein zärtlicher Freund in die Zimmer der Königin geleitet, und nach einem Weilchen schlich der Rex zum Stelldichein. Ika ließ die alte Voß zu sich bitten.

„Liebste Voß, amüsieren Sie mich ein wenig.“

Die Gräfin antwortete kummervoll: „Der kleine Prinz Ferdinand scheint mir gefährlich krank.“

Ika seufzte. Mein Gott, die Tristessen jagten einander, schrecklich, schrecklich! —

Die Königin saß bei ihrem kleinen Sohn. Er war

fünfzehn Monate alt, konnte noch kaum ein paar Worte formen. Und auch sein armes Lallen war jetzt verstummt. Blaß und reglos lag er in seinem Bettchen. Luise hatte es an ein Fenster rücken lassen, solange die Sonne hereinfiel. Sie saß daneben und redete den Kleinen an: „Willst du nicht mit den Märzsonnenstrahlen spielen, mein Ferdinandchen? Die Märzsonne ist deiner Mutter Sonne, und deine Mutter hat ihren kleinen Ferdi so lieb.“ Das arme, müde Kind bewegte hilflos ein Händchen. —

Luise wurde abgerufen, sich umzukleiden. Der König bestand auf ihrer Teilnahme an einem Festmahl. Sie gehorchte. Aber dann konnte sie sich plötzlich nicht mehr beherrschen, Konversation zu machen, angstbebend sprang sie auf und eilte zu dem Kind.

Sie ist nervös geworden, flüsterten ihre Gäste untereinander. Überhaupt, sie sah krank aus und gequält vor innerer Unruhe. Dem kleinen Ferdinand ging es nicht besser. Sie verwachte die Nacht bei ihm, sie bat und flehte: „Mein Ferdinandchen, wird Gott mir dich wohl wieder schenken?“

Sie ging durch einen neuen kummervollen Tag. Der König war nach Potsdam zu Truppenbesichtigungen gefahren. Ika saß mit im Krankenzimmer. „Nun wird sie ein drittes Kind tot sehen“, dachte die Schwester.

Ärzte und Wärterinnen gingen aus und ein. Die Königin hielt die Händchen des armen Bübleins, wollte sie warm küssen. Ika konnte es nicht mehr mit ansehen, verließ den Raum.

Stunden später führte sie Luise von der kleinen Leiche fort.

Die Königin weinte nicht mehr. Sie saß auf dem Rand ihres Bettes und blätterte in dem kleinen Neuen Testament, das ihr Fräulein von Gélieu, die Genferin, zur Konfirmation geschenkt. Es war ein oft gebrauchtes Buch. Luise wußte auch die Stelle auswendig, die sie suchte. Doch es schien ihr wie ein Trost, mit Augen zu erblicken, daß es diese Worte gab, einst gesprochen, um

durch Jahrtausende zu klingen: „Je suis la résurrection et la vie; celui qui croit en moi, vivra, quand même il serait mort. Et quiconque vit, et croit en moi, ne mourra point pour toujours —“ *).

Ihre bleichen Lippen wiederholten:

„Je suis la résurrection et la vie —“

Hufeland stand vor der Königin.

„Eine Badereise nach Pyrmont wie Schillers berühmte Frau? Mein bester Hufeland, ich bin doch keine berühmte Frau. Und der König ist so sehr an meine Gegenwart gewöhnt.“

Hufeland räusperte sich, rieb seine knöchigen Hände aneinander.

„In der Tat,“ fuhr Luise fort, „ich habe im Augenblick anderes zu tun. Ich muß zum Beispiel mit dem Minister vom Stein konferieren. Er hat eine Denkschrift für den König verfaßt, ich bin gebeten, sie zu überreichen. Dies quält mich sehr. Stein greift aufs schroffste die Kabinettsräte an und fordert ungeheuerer Reformen. Dies in einer Ausdrucksweise, die den König so reizen würde, daß ich keine Wirkung davon erhoffen kann.“

Hufeland sah sie schmerzlich an. Ärzte erfahren Geheimnisse wie Beichtväter. Ihm war es eine Last, zu hören, daß die kranke Frau nun so sehr in die Wirrnisse, in das Elend der politischen Dinge hineingezogen war.

„Lassen Eure Majestät doch den Herrn Minister zu sich befehlen und sagen ihm dies. Auf einige Milderungen der Diktion wird es dem Freiherrn nicht ankommen. Auch mag sich ein anderer Bote finden, die Denkschrift Seiner Majestät zu überreichen.“

Luises Hände spielten mit dem Musselinschal, der um ihre Schultern lag: „Ich müßte es selbst tun“, antwortete sie. „Diese Denkschrift enthält ungeheuerliche Anklagen,

*) Evang. Joh. XI, Vers 25: Ich bin die Auferstehung und das Leben usw.

besonders gegen Lombard. Der König wird rasen, wenn er dies liest. Sein Zorn kann den Überbringer treffen. Es ist feige von mir, dies einer anderen Person zuzumuten.“

Hufeland starrte auf das glänzende, aus edlen Hölzern kunstreich zusammengesetzte Parkett zu seinen Füßen. Wie unzuträglich waren solche Aufregungen für Ihre Majestät. Und wie wenig war er geeignet, einer Königin politische Ratschläge zu geben. Endlich räusperte er sich von neuem.

„Ihro Majestät werden all den Dingen viel ruhiger, viel gelassener ins Auge sehen, wenn Ihre Majestät Gesundheit wieder gekräftigt ist. Wenn Ihre huldvolle Majestät mir eine große Gnade erweisen wollen, so schreiben Sie, während ich warten darf, den Brief an Seine Majestät, des Inhalts, daß Hofarzt Brown und Dero untertänigster Diener mit Seiner Majestät sprechen müssen wegen Pyrmont.“

Sie lächelte und wechselte den Platz. Hufeland trat an ein Fenster. Wie unermeßlich rührend sie war. Kein Wort der Angst um ihr Befinden. Nur die Sorge, der König könne sie nicht entbehren, wenn sie verreiste.

Luise schrieb:

„Berlin, 12. April 1806.

Besten Freund! Die Ärzte wünschen ernstlich, mit Dir reden zu können wegen meiner miserablen Gesundheit, die, ich kann es nicht leugnen, wirklich durch Seelenkummer, der seit dem September unaufhörlich an meiner Lebenskraft nagte, sehr herunter ist. Du kennst meine Gesinnungen, meine Liebe für Dich, Du kannst Dir also leicht denken, daß eine Trennung von fünf oder sechs Wochen grade in einer Zeit, wo Du meiner bedarfst, mir viel kostet, aber ich glaube, um eine längere zu verhüten, bin ich Dir, mir und unsern Kindern schuldig, alles zu tun, um mich zu erhalten. Tue ich nichts Ernstliches dieses Jahr, so wird mein Zustand der Schwäche und Entkräftung mit jedem

Monat ärger, und ich werde Dir in einem Jahre vielleicht schon zur Last, ein Gedanke, der mir manche bittere Träne kostete. Es ist also besser, ich gehe, wohin der Ausspruch der Ärzte mich schickt; es ist besser, daß wir uns auf einige Zeit trennen, als bald auf immer. Bin ich gestärkt, geheilt, so bin ich bald die alte wieder, Dir eine weitere Gesellschafterin und Freundin (denn mein frohes Gemüt ist jetzt mit einem Nebel umzogen) und meinen Kindern eine nützliche Hilfe. Vergib diese Zeilen, die Dir vielleicht einen Augenblick Mißmut verursachen werden, allein mein Zustand macht sie notwendig.

Deine treue Luise.“

Erst im Sommer wurde die Reise angetreten. Durch märkischen Sand, durch Staub und Hitze schlich der Wagen.

Endlich war Pyrmont erreicht. Es schickte sich an, seine glänzendste Saison zu feiern, denn die Nachricht von der Anwesenheit der Königin rief die Quartiermacher vornehmer Badegäste herbei. Vorerst war es noch still. Und eine grenzenlos Ermüdete wandelte durch die alte Lindenallee, mit ihrer getreuen Voß, den jüngeren Hofdamen und dem guten Hufeland.

Luise war dankbar für eine kurze Zeit der Stille. Sie ging manchmal zu dem kleinen Tempel mit dem hohen Säulenrund, saß wohl auch dort nieder und las in alten Büchern. Fand eine einst geliebte Stelle im Herder wieder: „Um Ort und Stunde deines künftigen Daseins gib dir keine Mühe. Die Sonne, die deinem Tage leuchtet, mißt dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft, und verdunkelt dir so lange alle himmlischen Sterne. Sobald sie dir untergeht, erscheint die Welt in ihrer größeren Gestalt: die heilige Nacht, in die du einst eingewickelt lagest und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf.“

Sie las von Jean Paul: „Jede Liebe glaubt an eine doppelte Unsterblichkeit, an die eigene und an die fremde. Wenn sie fürchten kann, jemals aufzuhören, so hat sie schon aufgehört.“

Ach, sie brauchte nichts mehr zu fürchten für die Unsterblichkeit der Freundschaft Alexanders. Eine beglückende Botschaft war aus Berlin gekommen: der König hatte mit dem Zaren ein geheimes Waffenbündnis abgeschlossen. Sie lebte auf von der Stunde an, da sie dies erfuhr! Ja, sie fand fast zu ihrer alten Heiterkeit zurück, als sie sich umgeben sah von ihrem Vater, Frau von Berg und, ach, Alexanders Schwester, der Großfürstin Marie Paulowna.

Luise fand auch Verehrer zu Pyrmont. Sie war darauf recht stolz. Der eine kam hoch zu Roß von Münster herüber, war oft schon bei Sonnenaufgang auf der Kurpromenade und trank wacker den Brunnen mit: General Blücher. Der andere bewies ihr durch alle Stunden des Tages, daß er sie anbetete. Er hieß Bruder George. Ach, wie wunderschön, einen Verehrer zu besitzen, den man so recht von Herzen liebhaben durfte. Mit dem man, ohne daß die arge Welt an der Tugend einer Königin verzweifeln mußte, allein, weit hinaus in die sommerlichen Wälder reiten konnte und über grüne Hügel.

War das nicht Glück? War's nicht, als seien die unnennbaren Tage holdester, unschuldiger Freuden heimgekehrt?

Sie konnte wieder singen. Sie mochte wieder singen, wenn sie allein im stillen Wald war mit Bruder George.

Er wünschte sich die alten Lieder, die er schon kannte. Er liebte es, wenn sie zur Laute sang.

Die Abendsonne beglänzte ein wunderliches Paar am Waldrand. Zu den Füßen der blonden Königin lag im Grase ausgestreckt ein junger, eleganter Herr, die feurigen Augen an ihre Lippen gebannt. Und die blonde Königin sang ein Lied von Wolfgang Amade Mozart:

„Abend ist's, die Sonne ist verschwunden,
Und der Mond strahlt Silberglanz.
So entfliehn des Lebens schönste Stunden,
Fliehn vorüber wie ein Tanz.

Bald vielleicht mir weht, wie Westwind leise
Eine stille Ahnung zu,
Schließ' ich dieses Lebens Pilgerreise,
Fliehe in das Land der Ruh'.

Weih' mir, Weih' mir liebend eine Träne,
Schäme dich nur nicht, sie mir zu weihn.
Oh, sie wird in meinem Diademe
Dann die schönste Perle sein.“

Sie lächelten ein wenig zu diesen Worten, die beiden Kinder, geboren im achtzehnten Jahrhundert. Sie lächelten wie über eine Jugenderinnerung, die einem wohl tut.
„George, wie hold ist der Sommer.“
„Blonde Schwester, wie hold bist du.“

Als Luise wegen Friedrich Wilhelms Geburtstag mit verfrühtem Abbruch der Kur zurückreiste, erhielt sie in Magdeburg die Nachricht von der Gründung des Rheinbundes. Die alten Reichsstaaten erstarben in Glück, mit dem großmächtigsten Kaiser verbündet sein zu dürfen. Sie waren sogenannt souverän geworden, hatten majestätische Titel empfangen, triumphierten in Untertänigkeit vor der französischen Majestät.

Der König schrieb dies voll Erbitterung. Er fügte dem Brief an, daß er Luisen ein Stück entgegenkommen würde. „Du bist und bleibst doch das Liebste, was ich auf Erden habe“, las sie — um dann zu vernehmen, daß er sich „jede Theaterszene bei der Begrüßung verbäte“.

Sie seufzte. Er blieb unverrückbar derselbe, nüchtern, karg in der Geste. Nun, ihre Kinder würden „Theaterszenen“ der Begrüßung wohl gerne erdulden. —

Luise fand Berlin in Aufruhr. Der Geburtstag des Königs war noch ein schönes Familienfest in Charlottenburg, alle Sorgen schienen zu schlafen. Dann aber eilten

erregte, von Leidenschaft erfüllte Menschen zu Luise, voran Prinzeß Radziwill. Man titulierte sie jetzt: „die Seele des Hasses gegen Napoleon“. Sie war im Schlosse, als der König Lucchesinis Depesche erhielt, die mitteilte, daß Napoleon den Engländern Hannover zurückgeben wollte.

Hannover, für das Ansbach-Bayreuth geopfert war! Der König brachte Luise die Botschaft in seiner trockenen Weise. Sie brach in Tränen aus. Die Prinzessin Radziwill aber, Louis Ferdinands leidenschaftliche Schwester, konnte nicht an sich halten. Sie rief in die Atmosphäre der wohl-erwogenen Worte hinein:

„Das ist der Krieg!“

Ja, niemand konnte mehr zweifeln, daß das der Krieg war. Niemand als Friedrich Wilhelm. Noch einmal rang er den großen Kampf mit seinem Gewissen, das in der Aufrechterhaltung des Friedens die erste Pflicht eines Landesvaters sah.

Er schloß sich ein, die Königin suchte verzweifelt sein Ohr. Sie wurde von allen Seiten bestürmt. Der Freiherr vom Stein selbst brachte ihr die Nachricht, daß die Brüder des Königs, die Prinzen Louis Ferdinand und August, die Generäle Rüchel und Phull sowie der Minister selbst, dem Herrscher eine Denkschrift gesandt, die den Umschwung forderte. Luise hatte sich kaum innerlich mit der Wirkung dieses Schrittes auseinandergesetzt, als die Voß zu ihr kam und zitternd berichtete, Seine Majestät hätten im höchsten Zorn dem Prinzen Louis Ferdinand befohlen, Berlin zu verlassen.

Die Königin vergaß, daß sie keine „Theaterszenen“ aufführen durfte. Sie stürzte in das Gartenzimmer zum König. Sie bat und flehte. Hätte er denn nicht die Pflicht, auf die Mitglieder des königlichen Hauses zu hören? Hart und laut sagte sie das Wort „die Pflicht“. Da wurde ihr, unglücklichen Augenblicks, der Prinz Louis Ferdinand gemeldet. Sie errötete. Kalt antwortete der König für sie:

„Ihre Majestät ist für Seine Königliche Hoheit den Prinzen Louis Ferdinand nicht zu sprechen —“

Ihre Hände bebten, ihre Augen verdunkelten sich, und — sie gehorchte. Weinend irrte sie durch ihre Zimmer. Sie mußte es erdulden, daß man den edelsten, glühendsten Patrioten des Landes beleidigte? Sie mußte zusehen, wie man den kühnsten Mann, den einzigen genialen Prinzen, beiseite stellte? Ein ohnmächtiger Zorn erfaßte sie — —

Am Abend empfing sie einen Zettel des Prinzen.

„Ich werde mein Blut für den König und mein Vaterland vergießen, ohne jedoch einen Augenblick zu hoffen, es zu retten.“

War es dieser Verzweiflungsruf, der ihr plötzlich Kraft gab?

Sie sagte dem König, daß sie ein ferneres Hinausschieben des doch unvermeidlich gewordenen Kampfes für nicht mehr vereinbar mit seiner Ehre hielte. Für unvereinbar mit der Ehre des preußischen Staates.

Der König antwortete ihr nicht.

Sie litt Qualen. Sie, die als Frau naturnotwendig den Krieg und all seine Schrecken fürchten mußte, sie, die in christlicher Weltanschauung tief Beruhende, sollte es sein, die nicht mehr den Frieden wünschen durfte?

Das Schicksal wurde barmherzig zu ihr. Nicht Luise, sondern die Haltung Napoleons brachte die Entscheidung. Demütigung über Demütigung wurde aus Paris dem Staate Preußen diktiert, bis keine andere Wahl mehr blieb, als die Waffen zu ergreifen.

Jubel überflutete Berlin. Ein unerträglich gewordener Zustand, als Schande, als tiefe Erniedrigung gefühlt, war umgesetzt in den Entschluß, zu handeln.

Aufbruch, Ausmarsch!

In namenloser Erregung erfuhr Luise, daß der König wünschte, sie möge ihm ins Hauptquartier folgen.

Jubel umbrandete ihren Wagen. Von den Linden, von den Bäumen des Tiergartens winkten goldene Blätter.

Zum erstenmal seit den Tagen des Großen Kurfürsten ließ sich ein preußischer Herrscher von seiner Gemahlin ins Feld begleiten! Friedrich Wilhelm bedachte wohl nicht, daß er Luise damit dem Urteil des Feindes preisgab. Er brauchte sie. Ihren Rat hatte er hundertmal zurückgewiesen. Ihre Gegenwart war ihm notwendig wie Brot und Wasser.

XVII. Kapitel.

Am Markt zu Naumburg, im hohen Ständehaus mit seinen winkligen, düsteren Treppen, nahm das Königspaar Wohnung. Die stille, wunderliche Stadt der hochgegiebelten Häuser war in das Hauptquartier verwandelt. Mit Pracht und Glanz zogen die Oberbefehlshaber ein, der Fürst Hohenlohe, der Herzog von Braunschweig. Marchese Lucchesini, Minister Graf Haugwitz, Geheimer Kabinettsrat Lombard etablierten sich. Herr von Lombard fand das Städtchen recht niedlich, nun würde man also ein bißchen sächseln, es sich „kemiedlich“ machen, alte, schöne kursächsische Sitten aus der Zeit weiland August des Starken neu beleben! Die Mächens in Naumburg schienen anziehend und hübsch, die Gattinnen desgleichen.

Seine Majestät hatten einen Kurier an Napoleon gesandt, mit nochmaliger offener Friedenstür, denn die Generale brauchten noch Frist! Es waren auch ver-teufelte Wege und Passagen hierzulande. Bis all die Gepäck- und Fouragewagen eintrafen, verging noch Zeit. Am 8. Oktober mußte ein kaiserlicher Bescheid da sein. Konnte er nicht, dann würde man den Feind suchen.

Und Herr von Lombard machte es sich „kemiedlich“. Der Herr Graf Haugwitz war auch nicht gegen ein Spielchen, eine kleine intime Assemblée. Empfang man doch auch bei Hof Gäste. Der Herzog von Weimar, die Kurprinzessin von Hessen und die Großfürstin Marie Paulowna erfreuten durch ihre Gegenwart. Herr von Lucchesini war mit hundert Anekdoten aus Paris ein-

getroffen. Zu nett, was man da alles hörte. Man wohnte so nahe zusammen in dem kleinen Ort. Die reine vie champêtre. Ein Theater, ein Lustspiel. Seine Majestät hielten immerzu Kriegsrat mit den Generalen. Man war sich nicht recht einig, wo eigentlich der Feind stand. Nun, das ging Herrn von Lombard, Gott sei Dank, nichts an. Die Diplomatie war sozusagen auf Ferien. Den Krieg mußte Seine Majestät wirklich alleine machen. Die Diplomatie hat erst die Siege auszuwirken.

Ihro Majestät fuhren manchmal durch das Städtchen. Im weißen Kleid, den Hut mit Kornblumen geschmückt. Tout le monde adorierte sie natürlich. Herr von Lombard fuhr nun auch durch das Städtchen. Im goldgestickten Rock, in elegantester Aufmachung, die Lorgnette in zierlicher Hand. Er ließ manchmal halten, winkte leutselig einen Eingeborenen heran und plauderte. Putzige Namen hatten die Leute zu Naumburg. Herr von Lombard mußte gar herzlich lachen, als er auf einem Schild das Wort Trillhase erblickte. Er befahl den Geschäftsinhaber an den Wagen, bestellte Champagner in sein Quartier.

„C'est la guerre, mein wertester Trillhase. Sagen Sie mir, wie finden Sie den Krieg? Sind Sie mit uns zufrieden?“

Der Bürger Trillhase sah auf das geputzte Affenmännchen im Wagen, der Bürger Trillhase dachte an die Flut von lachenden, scherzenden, weinseligen Offizieren, den Troß von Bedienten, Gepäckwagen und sagte:

„Da staunt der Laïe.“

Lombard schlug sich entzückt aufs spitze Knie. Süperb. Ein Bonmot. Der gute Mann hatte sich wohl gedacht, im neunzehnten Jahrhundert zöge man bedürfnislos wie die Landsknechte, oder psalmensingend im Lederkoller, wie einst der Schwede, in den Krieg? Köstlich! Höchst amüsan. Herr von Lombard fuhr zu Lucchesinis Wohnung. Stimmengewirr und Gläserklingen kam aus einem geschmückten Gemach, wo die guten alten Freunde zärtlich beschäftigt mit schönen, geputzten Damen waren.

Herr von Lombard stieß ein wieherndes Gelächter aus: „C'est la guerre, mes amis, nicht wahr, da staunt der Laie.“

Immer noch war man im Hauptquartier unentschlossen über den Kriegsplan. Friedrich Wilhelm, zu bescheiden, seine eigene Meinung durchzusetzen, ließ die alten Generale dominieren. Sie wollten entschiedene Angriffsbewegungen vor Ablauf der im Ultimatum gestellten Frist vermeiden. Sie hatten auch noch begründete Bedenken gegen ein Vorrücken, weil die sächsischen Truppen mit ihrer Mobilisierung nicht fertig waren. So vergingen Tage.

Sonne lag über dem Saaletal. An den grauen Berghängen leuchteten über der Muschelkalkformation die seltsamen roten Gebüsche; dieser Landschaft schönes Kennzeichen.

Die Königin fuhr durch den Herbstschein. In den Weinberghäuschen am steilen Hang war geschäftiges Leben. Singsang klang auf. Die wunderbarlich rührenden Stimmen der Thüringer Kinder, der Thüringer Jugend zogen wie in wehmütigen Engelstönen durch die klare Luft.

Klangen hier die Berge? Tönten die rotroten Hügel? Im Tale stiegen blaue Feuerchen auf. Der Rauch verbrannter Kartoffelkräuter mischte sich mit dem Duft des sterbenden Laubes.

Wunderliche Hügel, empfand Luise. Und dachte: „Seid ihr die Berge, von denen uns Hilfe kommt?“

Einmal, gegen Abend, ließ sie sich den Dom aufschließen, winkte dem Gefolge, zurückzubleiben, und schritt allein durch die dämmernde Halle.

Das Pathos der feierlichen Stille rührte an ihr Herz. Sie wußte nichts von der Geschichte dieses Bauwerks, nur die Empfindung leitete sie, da war irgendeine Ähnlichkeit mit dem Dom von Speier, zu Hause, am Rhein — — Und so, des Rheins gedenkend, des alten, heiligen Stroms Germaniens, wurde ihr noch tiefer bewußt, warum man hier war, warum man Napoleon gegenüberreten mußte: Es galt die Verteidigung Germaniens.

Langsam schritt sie vorwärts, gegen die Mauerdoppeltüre der Apsis zu. Und plötzlich stockte ihr Fuß, ihr Blick weitete sich, ihre Augen wurden dunkel: der steinerne Pfosten zwischen beiden Türen war der Stamm des Kreuzes. Unter den beiden ausgespannten Armen des Heilands ging der Weg zum Sakrament des Altars.

Ihre hohe Gestalt wurde ganz klein. Beben durchrann sie. Vor ihrem Wege stand — das Kreuz? —

Neuer Kriegsrat war angesetzt, ging durch Tage und Nächte. Endlich beschloß man, die Hauptarmee näher an den Thüringer Wald heranzuschieben, denn es war Nachricht gekommen, Napoleon sei schon in Würzburg. Das Hauptquartier sollte nach Erfurt verlegt werden.

Banger Oktoberabend. Nun reisen wir wieder, dachte Luise. Reisen, reisen. Ihre Kammerfrauen packten, die Hofdamen waren voll Nervosität. Der König beriet mit Haugwitz, hatte sich eingeschlossen. Luise saß allein und schrieb an ihre Kinder. Flackernde Kerzen brannten. Der Raum lag wie gestreckt von sonderbaren Schatten. Plötzlich war die alte Kammerfrau im Saal.

„Seine Königliche Hoheit der Herr Prinz Louis Ferdinand lassen fragen, ob Ihre Majestät —“

Stürmisch erhob sich Luise. Sie dachte der größten Stunde in Charlottenburg, da sie ihn hatte abweisen müssen. Gottlob, sie konnte ihm das vergessen machen, er kam!

Wortlos reichte sie ihm beide Hände. Er schien ihr seltsam gealtert, mit scharfen Zügen, mit unstätem Blick.

„Woher kommen Sie, Louis —?“ Der Prinz antwortete versonnen, schwer atmend: „Ich bin das Saaletal heraufgeritten, von Rudolstadt her. Und wäre Zeit, Königin Luise, so möcht' ich Ihnen wohl noch einmal etwas vorspielen. Da ist ein Stück, das ich so liebe: die ‚Eroika‘ von Beethoven. Lassen Sie es sich später von einem andern spielen, zu anderer Stunde. Ich kann Sie nur einen Augenblick sprechen, ich muß zurückeilen zu meinen Truppen.“

Sie versuchte ein Lächeln, nahm Platz. „Sie bleiben immer ein Wunderlichster, Prinz Louis. Wir stehen vor dem Krieg — und Sie sprechen von Musik.“

„Tat ich das?“ Er starrte sie an. „Ich mußte Sie noch einmal wiedersehen, Luise. Morgen, übermorgen können wir schon auf den Feind stoßen, und doch ist alles — zu spät. Ein Heer mit schwerfälligem Troß und uraltem Oberkommando. Nein, nein, nur für mich kommt alles zu spät —“

Ihre Hände glitten wie verwirrte Vögel über die weißen Wolken ihres Kleides. „Louis Ferdinand, in diesen Tagen sollten wir alle einander Mut zu bringen suchen.“

Er lächelte schwermütig, stand vorgebeugt, auf den Degen gestützt. Ein müder Reiter. Aber seine Stimme bekam wieder den alten, leidenschaftlichen Ton.

„Seien Sie wachsam, Königin Luise. Wer in den Kampf geht, darf sein Testament machen. Vertreten Sie mein Herz, wenn es nicht mehr schlägt. Hören Sie auf mich, der noch in die Augen Friedrichs des Einzigen geblickt hat: der Staat Friedrichs des Großen darf nicht untergehen. Sammeln Sie die Männer, die ihn retten können, um den König: Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Blücher, Yorck. Geben Sie mir Ihre geliebte Hand, Luise, — wohl, Sie haben es versprochen.“

Sie sah ihn mit verschleierten Augen an — sah ein Leidensgesicht, sah bitteren Entschluß. „Louis Ferdinand!“ Ihre Stimme schwankte. Jäh stand der Augenblick vor ihrer Seele, da sie ihn zuerst erblickt: im Lager vor Mainz, im Abendschein, im Fackellicht, getragen von den Armen und dem Jubel der Soldaten. „Ihr Stern ging so wundervoll auf, Louis Ferdinand!“

Ein flüchtiges Leuchten verjüngte seine Augen. „War es doch, daß Sie mir einmal einen Herzschlag lang nahe gewesen sind, Luise?“ Sie antwortete nicht. Trübe brannten die Kerzen. Sie fürchtete den Augenblick, in dem er gehen würde.

Der Prinz stand wie ein ganz Verlassener. Seine Stimme wurde schwebend, unwirklich:

„Ich fühle das Rauschen der großen Einsamkeit über mir, und einst, Süßeste, werden auch Sie es spüren. Dann gedenken Sie meiner. Ach, vielleicht ist es, daß Sie von einem glücklichen Land gehen. Dann aber sagen Sie es Ihren Kindern: unser Preußen, jede Landschaft errungen mit tausend Opfern, jede Lebensform aufgebaut aus dem Geiste der Verantwortung, muß das Salz, das Hirn Germaniens werden und bleiben. Sie, deren Herz und Temperament in süddeutscher Wärme wurzelt, Sie, die Sie Preußen als eine teuerste Wahlheimat lieben, sind geschaffen, den deutschen Gedanken weiterzutragen.“

Er stand ihr plötzlich nahe. Und doch klangen jene Worte wie aus einer tiefen Ferne herüber und fast kühl:

„Ich werde dich nicht wiedersehen, sehr Geliebte. Dich gekannt zu haben, war schön. Der Schmerz, dich nicht ganz lieben zu dürfen, war mehr als Lust.“

Er stand plötzlich straff, zusammengerafft.

„Königin, leben Sie wohl. Für immer, leben Sie wohl!“

Fast schluchzend stammelte sie: „Sagen Sie mir ein mutvolleres Wort zum Abschied.“

Er lächelte schwermütig.

„Ich durfte Ihr Schutz in diesem Leben nicht sein, Luise. So befehle ich Sie dem Schutz des allmächtigen Gottes.“

Und er verschwand. Sie barg sich in Schweigen. —

Die Wagen rollten ab nach Erfurt. Luise war in mißmutiger Erregung. Wieder sollte sie durch die Straßen einer Stadt fahren und sich zeigen, freundlich lächeln, Einwohner beglücken, unaufhörlich Toilette machen.

„Was wir tun sollten, weiß ich sehr wohl, was wir tun werden, wissen nur die Götter“, sagte Scharnhorst. Es bezeichnete die lastende, wirre Unentschlossenheit der Befehlshaber. Lombard hatte einen „Aufruf zum Krieg“ verfaßt und Friedrich von Gentz, den

berühmten Publizisten, herbeigerufen, diesem Aufruf die letzte Form zu geben. Gentz bat um eine Unterredung mit der Königin. Sie fürchtete sich ein wenig davor. Sie war es ungewohnt, sich über Politik auszusprechen. Doch als ihr der elegante, jugendlich-einnehmende, geistreiche Mann gegenüberstand, wurde ihr die Erfahrung, daß ein an Verstand überlegener Partner hinreißen und den anderen Teil ermutigen kann.

Sie fühlte sich plötzlich verstanden, sie sprach klar und besonnen, sie konnte ihre Überzeugung ausdrücken, „daß die großen Rettungsmittel ganz allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden seien, die sich des deutschen Namens rühmen dürfen“.

Gentz horchte auf. „Sich des deutschen Namens rühmen dürfen“, das war ein Klang, lange nicht gehört.

Friedrich von Gentz hatte einen jungen Freund mit nach Erfurt gebracht. Dieser hübsche, kleine Wiener ging getreulich eine Stunde vorm Schloß auf und ab. Ihm war versprochen, daß Gentz ihm den Dom und die große Treppe zeigen wollte, die Faustens Gretchen bestiegen hat.

Aber der Herr von Gentz sprach auf dieser Treppe gar nichts Literarisches mit dem kleinen Dichter! Der Herr von Gentz sprang die Stufen hinauf, blieb flüchtig vor einem Gewirr grauer Sandsteingebilde stehen, sagte: „Sehen S', das ist Gotik — und der Dom, das ist ein Mischstil — aber ich habe etwas gesehen, nein, Franzel, so hab' ich die Königin nicht erwartet.“

„Ist sie gar so wunderschön, wie man hört?“

Herr von Gentz blieb stehen, sah wie ein Volksredner aus und ließ Worte sprudeln: „Sie ist ja ganz kostbar. Sie hat Bestimmtheit, Selbstverständlichkeit und Feuer, und besitzt eine Klugheit, die ich selbst bei einem Mann bewunderungswürdig fände. Und doch ist sie voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick ihre Weiblichkeit vergißt. Nicht ein Wort hat sie gesagt, das nicht in vollkommenstem Einklang mit dem Gegenstand der Be-

sprechung war. Ich habe nie eine ähnliche Frau oder Fürstin gesehen. Sie ist voll Würde und Anmut. Sie ist entzückend und bedeutend.“

„Sie schwärmen ja, Herr von Gentz. Gehen wir alsdann in den Dom?“

Gentz winkte ab. „Ich mag jetzt keine hölzernen oder steinernen Heiligen sehen. Ich habe eine Königin gesehen, die man anbeten möchte.“ — —

Wo steht Napoleon? Hundertmal wurde die Frage anders beantwortet. Kuriere, Meldereiter gingen aus und ein. Gerüchte, Widerlegungen, neue Botschaften schwirrten auf. Der General Davoust solle gegen Kösen vorrücken? Marschall Lannes im unteren Saaletale sein?

Wo aber steht Napoleon selbst?

Man wußte es nicht! Aber plötzlich, als sich Nachrichten über einen weit ausgreifenden Umgehungsmarsch der Franzosen häuften, wurde der Entschluß gefaßt, die Hauptarmee gegen Weimar zu schieben, während ein Korps der Hohenloheschen Truppen, dessen Avantgarde Louis Ferdinand befehligte, gegen Rudolstadt—Saalfeld verlegt wurde.

Zwei, drei Tage lang befuhren die königlichen Feldwagen entsetzliche Straßen über das gebirgige Land, bis endlich das Städtchen Blankenhain, einige Wegstunden von Weimar, als vorläufiges Quartier gewählt wurde. Es schien untunlich, noch weiter in das dämmernde Land hinein vorzurücken. Ein lastendes Gefühl der Unsicherheit breitete sich aus.

Die Truppen lagerten am Rande finsterer Nadelwälder, das Königspaar, der Stab und ein Teil der Offiziere bezogen Räume in Bürgerhäusern.

Der Herbststurm raste übers Land. Luise saß mit ihrer Hofdame Gräfin Tauentzien, dem Kammerherrn von Buch und dem Hofmarschall von Massow in der kalten, guten Stube einer aufgeschreckten Familie. Das Gepäck war nicht da, nicht zu ermitteln. Die Königin

sehnte sich flehentlich nach der Wohltat frischer Wäsche, nach Leinwand, die ermatteten Glieder zu erfrischen. — Eine Frau brachte ein winziges Waschbecken — ein kleines Dienstmädchen kniete am gemauerten Ofen und blies mit vollen Backen in ein wenig Glut. Aber der Herbststurm trieb aus weiter Esse den Rauch ins Zimmer zurück. Lisinka Tauentzien trat an den Ofen, gab Befehle.

„Nu da, es würden Krähen in die Asse ihre Nester gebaut haben“, meinte das Mädchen.

Wütend über eine neue beizende Rauchwolke, rief die Tauentzien: „Im Oktober bauen doch die Krähen keine Nester.“

„Nee, knädche Dam', im Frühjahre. Aber mer heizen hiere doch kewehnlich nie.“

Die Gräfin sandte einen Blick zur Decke und meldete der Königin: „Ihro Majestät, das Wappen von Sachsen-Weimar ist die einzige Herzerwärmung an diesem Ofen.“

Luise lächelte matt.

Wenn doch ein wenig Stille wäre, flehte ihr Herz. Aber der Wind heulte in gräßlichen Stößen, in eintönigem Marsch zogen Truppen durch die Gasse, über die Treppe des Hauses ging unablässig Säbelgeklirr. Türen schlugen auf und zu, Fenster klapperten im Wind.

„Kann denn jetzt — im Oktober — noch ein Gewitter sein?“ Luise fuhr erblassend aus einer harten Sofaecke hoch. Sekundenlange Stille! Dann ein neues, heftiges Donnern. Buch stand bleich. Massow schlotterten die Knie. Luisens fragender Blick irrte von einem zum andern.

Da kreischte Lisinka Tauentziens Stimme auf: „Großer Gott, das sind Kanonen —“

Nach wenig Augenblicken war das Zimmer voll von Offizieren: Ihre Majestät mußte es erfahren, man befand sich sozusagen plötzlich mitten im Krieg. Franzosen zeigten sich in nächster Nähe des Ortes, von allen Seiten klang über die Wälder herüber der Donner der Kanonen. „Man fürchtet, der Feind ist im Anmarsch. Seine Majestät

haben befohlen, in den Straßen der Stadt, in der ganzen Umgebung unaufhörlich Generalmarsch schlagen zu lassen, um von allen Seiten Truppen zum Schutze des Hauptquartiers herbeizurufen.“

„Wo ist der König?“ Luises Stimme war schrill.

Ein hoher Offizier wich vor ihr zurück, senkte die Augen. „Seine Majestät werden hier sein, sobald die letzten Befehle gegeben sind.“

Vom Fenster dröhnte der Generalmarsch auf — — Von den Wäldern herüber kam die unablässige dumpfe Welle des Kanonendonners.

„Fort, aus dieser Hölle fort!“ rief Luise.

Die kleine Tauentzien lächelte flüchtig, und aus dem Lächeln wurde ein Schrei der Angst. — —

Eine Handbewegung des Königs scheuchte Menschen aus seiner Nähe. Friedrich Wilhelm stand an der Treppe des alten Hauses. Seine Hand umspannte ein hölzernes Eichhörnchen, das als Schmuck des Pfostens angebracht war. Seine Hand klammerte sich an den kleinen Zierat, um nicht zu zittern. Seine Majestät dachte nicht an den Donner der Kanonen, das war der Krieg, ihm nichts Fremdes. Seine Majestät dachte nicht an das Schreckliche, daß man bis zum Morgengrauen an diesem höllischen Orte bleiben mußte, verdammt in eine Nacht der Untätigkeit, umlauert, umzingelt vom Feinde. Friedrich Wilhelm dachte an einen Satz, den er im August, als überall noch Blumen blühten, zu Charlottenburg gesprochen:

„Ihre Majestät ist für Seine Königliche Hoheit den Prinzen Louis Ferdinand nicht zu sprechen.“

Auf der Stirn des Königs perlte Schweiß. Seine Hand ließ das hölzerne Eichhorn fahren, strich zitternd über feuchtes Haar. Hat — sie vielleicht den Satz aus Charlottenburg vergessen? Das — wäre gut. Der König gab sich einen Ruck. Die Decke war niedrig am Aus-

gang der alten Treppe, der König mußte sich bücken. Bücken auch unter einer Türe.

Der König trat ein. Er wollte niemand ansehen. Er wollte sagen: Die Avantgarde ist bei Saalfeld geschlagen. Rudolstadt ist in den Händen der Franzosen. Haben Verluste gehabt. Werden sie einbringen. Bitte, sich nicht erst schlafen zu legen. Werden in aller Frühe nach Weimar aufbrechen.

Aber ehe er seine Stimme gefestigt, war Luise neben ihm. Blaß, mit zuckenden Lippen, mit versteinten Augen: „Was hast du? Großer Gott, was hast du erlebt?“

Friedrich Wilhelm antwortete leiernd, mit zerhackter Stimme: „Bei Saalfeld — starb den Heldentod für sein Vaterland — Louis Ferdinand, Prinz von Preußen —“

Er zuckte zusammen vor dem Ausbruch, der kommen mußte. Tödliche Stille weitete den Raum. Der König sah auf, starrte Luise an. Sie weinte — nicht. Sie sagte kein Wort. Sie brach plötzlich in die Knie. — —

Entsetzliche Nacht. Ununterbrochen erdröhnte der Generalmarsch. Fern — unbegriffen wo — hallte Kanonendonner. Wachtfeuer waren in den Gassen, waren gegen die finsternen Wälder zerstreut. Niemand wagte, sich niederzulegen. Gepeinigte, vor Nervosität frierende Gestalten liefen, standen umher.

Luise schleppte sich zu den Fenstern, starrte zum Oktoberhimmel auf. Zwischen Wolkenfetzen zeigte sich manchmal ein trüber Sternenschein.

Alarmrufe gellten durch die Gassen, ebten wieder ab. Entsetzliche Nacht. Nahm sie kein Ende?

Die Königin irrte über den Flur des unbekannten Hauses. Nur um einen Augenblick keine Menschen sehen zu müssen. Es war ein altes, winkeliges Thüringer Haus. Kerzenstummel, auf Flaschen gesetzt, sparsam verteilt, warfen ärmliches Licht. Ihr Fuß glitt leise im weichen Schuh. Der Korridor hatte eine Wendung, verbreiterte sich. Luise stand an einem geländerumgebenen Schacht

nach dem Erdgeschoß. Da unten kauerten erschöpfte Soldaten, Meldereiter wohl. Sie hörte: „Bis aufs Hemd haben sie ihn ausgezogen — die Hunde — die gottverdammten Hunde —“ Eine andere Stimme raste auf: „Den Prinzen, den großen königlichen Mann — haben sie nackt — wie, wie Adam, den ersten Menschen —“

Die Königin entfloh den folternden Worten. Sie rannte, ein hoher weißer Schatten, über verbogene Dielen, an Flaschen vorbei, auf denen Kerzenstümpfchen ihr arm-seliges Licht gaben. Die Trommler schlugen ihre betäubenden Töne — die Treppe herauf stürzte ein junger Kornett, taumelte zurück, schrie: „Die weiße Frau“, verschwand.

Sie tastete nach einem Zimmer zurück, lehnte sich an den Türpfosten, schrak wieder hoch von dem martern-den Aufheulen von Signalen. In ihrem Innern klang fern, geisterhaft eine nun erloschene, ach, für immer erloschene Stimme: „So befehle ich Sie dem Schutz des allmächtigen Gottes.“

Im Morgengrauen des elften Oktobers raste der Wagen der Königin, von Offizieren eskortiert, nach Weimar. Der König und die Generalität folgten. Unterwegs kam die Meldung, daß auch Naumburg in den Händen der Franzosen war.

Wo aber stand Napoleon?

Darüber rätselte man, von Stunde zu Stunde neue Pläne machend.

Der Kaiser der Franzosen befand sich in guter Laune. Alles ging vortrefflich. Das preußische Heer war umzingelt, es würde sein Austerlitz erleben. So ausgezeichnete Laune war der große Kaiser Napoleon, daß er sich niedersetzte, einen Brief an den König von Preußen zu schreiben. Vermutlich erreichte er den friedensseligen Mann der schönen, kriegslüsternen Luise erst nach seiner Niederlage. Aber der Brief konnte, etwa als Bulletin der großen Armee gegeben, seine Wirkung in Europa machen,

„Kaiserliches Lager, Gera, 12. Oktober 1806.

Mein Herr Bruder, ich habe den Brief Eurer Majestät vom 26. September erst am 7. Oktober erhalten. Sie hat mir auf den achten ein Stelldichein gegeben. Als galanter Ritter habe ich ihr Wort gehalten: ich stehe in der Mitte von Sachsen. Eure Majestät darf mir glauben, meine Streitkräfte sind derart, daß all ihre Kräfte meinen Sieg nicht lange aufhalten können. Aber warum so viel Blut vergießen? Zu welchem Zweck? Ich werde zu Eurer Majestät in derselben Art sprechen, wie zwei Tage vor der Schlacht bei Austerlitz zu Kaiser Alexander. Aber warum wollen wir unsere Untertanen auf die Schlachtbank führen? Eure Majestät steht heute unangetastet da und kann mit mir verhandeln. Sie wird, ehe ein Monat vergeht, in einer anderen Situation mit mir verhandeln.

Ich habe Eurer Majestät keinerlei wirkliche Ursache zum Krieg gegeben. Wenn sie in mir auch keinen Bundesgenossen mehr findet, so wird sie doch einen Mann finden, der nur Kriege führen wird, die für die Politik meiner Völker unumgänglich sind. Ich bitte Eure Majestät, in diesem Briefe nichts anderes als meinen Wunsch zu finden, das Blut der Menschen und einer Nation bittere Reue zu ersparen. Nunmehr bitte ich Gott, mein Herr Bruder, er möge Sie in eine heilige Obhut nehmen.

Eurer Majestät guter Bruder

Napoleon.“

Ein schöner Brief. So human. So edel. Er forderte vom Gegner nur die Streckung der Waffen. Sonst garnichts. Er verlangte bloß, daß das preussische Heer, ehe es zum Entscheidungskampf gekommen, sich die Friedensbedingungen eines Siegers diktieren ließ. Aber das war doch verhüllt unter großmütigst klingenden Worten. Für Europa eine schöne Geste. Der Herr

Bruder aber würde den Brief wohl kaum erhalten, ehe sein Austerlitz hereingebrochen war. —

Die Armee bewegte sich den Weg zurück, den man vor acht Tagen gekommen.

Luise fuhr dem König nach, wie er es wünschte. Ihre Damen, Voß, Vieregg und Tauentzien begleiteten sie. Es war auf zerfahrenen und theils gebirgigen Wegen eine auch körperliche Quälerei. Nebel lasteten über der Landschaft. Man fuhr schon in die Dämmerung hinein und in bangste Ungewißheit.

Da wurde plötzlich der Wagen angehalten. Luise sah den ihr so unsympathischen General Zastrow. Er schrie in fassungsloser Erregung der Königin zu, sie müsse umkehren, sie führe ja direkt in ein schon vom Feind besetztes Dorf hinein.

„Wo ist der König?“ fragte Luise. Da sprengte der Herzog von Braunschweig herbei: „Um Gottes willen, was tun Ihre Majestät hier?“ Sie antwortete in fiebern-der Erregung: „Der König glaubt, daß ich nirgends sicher bin als im Rücken der Armee, da der Weg, den ich nach Berlin einschlagen sollte, nicht mehr sicher ist.“ Die Hofdamen begannen zu schluchzen. Der greise Feldmarschall machte verzweifelte Gebärden, zeigte mit zitternder Hand in das nebelverhüllte Land hinaus.

„Aber mein Gott, sehen Majestät nicht das Schloß von Eckartsberga? Dort sind Franzosen, uns gegenüber, sie stehen auch in Naumburg, und morgen werden wir einen blutigen und entscheidenden Tag haben. Majestät können hier nicht bleiben, es ist ganz unmöglich.“

Luise, ratlos und gepeinigt, sagte, daß der König ihr Verhalten zu bestimmen habe. Man fand ihn endlich. Mit düsterer und sorgenvoller Miene trat er an den Wagen-schlag heran, entschied, Luise solle nach Weimar zurück-fahren und sich dort vom General Rüchel den Reiseweg nach Berlin sagen lassen.

Wagenwechsel wurde vorgenommen. Kürassiere

wurden zur Bedeckung bestimmt. Nun kam der Abschied. Luise kämpfte mit Tränen. Sie wollte ihm, den sie nun verlassen mußte, sagen und zeigen, wie sehr ihr Herz bei ihm war. Doch sie wußte, daß sie keine „Theaterszene“ machen durfte. Friedrich Wilhelm drückte ihr wortlos die Hand. So schieden sie auf der Straße nach Auerstädt, auf ödem Feld, über dem die Nebel lagen, wirren Flugs die Krähen auftaumelten.

XVIII. Kapitel.

In schlafloser Nacht schrieb sie ihm:

„Gott segne Dich auf allen Deinen Wegen, teurer, lieber Freund. Es muß Dir gut gehen, denn Du bist der bravste Mann Deiner Zeit. Morgen früh um fünf Uhr, den vierzehnten, geh' ich von hier weg über Erfurt, Langensalza, Mühlhausen, Heiligenstadt, wo ich zu Nacht bleiben will. Denn übermorgen, den fünfzehnten, will ich bis Braunschweig, wenn es möglich ist, und den sechzehnten nach Berlin. Ich bitte Dich kniend, schicke mir doch Nachricht von Dir, Du weißt nun, wie ich reise und kannst berechnen, auf welchem Weg Du am schnellsten mich etwas von Dir hören lassen kannst. Du begreifst, was mir daran liegt. Ich spreche von nichts, was uns sonst betrifft, es ist nicht der Augenblick, sich auf irgendeine Art weich zu machen. Ich liebe Dich und bete für Dich.

Ich darf Dich noch einmal bitten, nimm mehr Zutrauen zu Dir selber und führe das Ganze, es geht gewiß besser. Lebe wohl! Gottes Segen mit Dir. Laß mich nur nicht ohne Nachricht.

Auf ewig Deine Luise.“

Im Morgengrauen des Herbsttages, des vierzehnten Oktobers, der eine Entscheidung herbeiführen sollte, verließ die Königin das alte Weimar. Die Welt lag eingebettet in Kühle, fieberisch glänzten noch Sterne am erbleichenden Himmel. Der Wagen fuhr so rasch, als es seine Be-

lastung erlaubte. Er war komplett, drei Damen bei der Königin, ein Kammerherr beim Kutscher, zwei Diener hinten auf. Die Räder ächzten über weimarische Landstraßen. Langsam entschleierte sich Gebüsch und Feld.

Die Königin dachte plötzlich ein böses, qualvolles, hoffnungsloses Wort, das in ihren frühesten Jugendtagen sie hundertmal gehört: Varennes. Sie fühlte es wie ein spitzes, unbarmherziges Brennen ins Blut dringen. Varennes, Varennes.

War sie denn schon, wie einst das unglückliche französische Königspaar — auf der Flucht? Waren die Schergen Napoleons schon hinter ihr her, sie einzufangen?

„Schneller, schneller, wir schleichen ja — um Gottes willen schneller“, rief sie. Die Hofdamen, blaß, übernünftig, fühlten sich krank vor Kälte, weinerlich, in tiefster körperlicher Entmutigung. Sie gaben kreischend das Wort weiter, „schneller, schneller“.

Landstraßen und Dörfer entchwanden. Landstraßen und Dörfer tauchten auf.

Über die Königin war eine glanzlose Schwäche gekommen. Sie sah und sah nicht, wie die Landschaften sich veränderten, wie ein anderer Gebirgscharakter auftauchte. Irgendwann fragte sie, was für wunderliche Bäume im Walde seien. So schwarze, vorweltlich geformte, ungeheuerere Büsche.

„Das sind Eiben, Ihre Majestät,“ antwortete Gräfin Voß, „wir fahren durchs Eichsfeld. Da gibt es noch die Eiben aus den Heidenzeiten. Böser Spuk hängt daran —“ Lisinka Tauentzien begütigte rasch: „Schottische Balladen-eiben, Ihre Majestät. Ossianische Eiben.“

Die Vieregg munterte auf: „Eiben wie in Sanssouci —“

Sanssouci. Das teure Wort stieg auf wie eine Morgenröte! Der Neffe des Unsterblichen von Sanssouci war heute bei der preußischen Armee. Furchtbarer, und wenn Gott wollte, großer Tag.

Wenn Gott wollte! Die Königin beugte das Gesicht. Graue Schatten liefen darüber hin, vertieften sich.

„Großer Gott, gib dem bravsten Mann seiner Zeit heute einen Ehrentag. Großer Gott, nimm Louis Ferdinands Tod für viele! Großer Gott, segne Preußen!“

Heiligenstadt kam näher. Der Abendschein beglänzte das Land. Luises Blick starrte in die sinkende Sonne, — als sollte sie Antwort geben.

Es war der Abend, da die Sonne von Sachsen-Weimar blutrot verglühete — blutrot versank hinter dem Jammer des Schlachtfeldes von Jena, hinter dem Wirrsal der Niederlage bei Auerstädt. —

Neuer Reisetag. Man hatte sich in zwei Kutschen verteilt. Die Königin fuhr allein. Sie konnte die Gesichter ihrer Hofdamen nicht mehr sehen. Sie wollte ihnen den Zwang ersparen, sich immerzu in Form zu halten.

Der Kammerherr vom hohen Bocksitz, die Diener auf hohem Tritt, die Eskorten zu Pferd, alle spähten begierig durchs Land. Konnten schon Kundschafter kommen von den Ereignissen, die man für gestern bestimmt erwartet? Meldereiter vom König, oder Nachrichten, von Mund zu Mund getragen? Aber niemand kam.

Kurz vor Braunschweig, die Nacht war schon herein-gebrochen, sprengte ein Postsekretär an die Wagen heran und schrie mit gellender Stimme: „Die große Schlacht ist gewonnen.“

Zitternd kletterte die Voß heraus, eilte zur Königin. Luise hatte die Hände ineinandergekrampft.

„Das war ein Gerücht“, sagte sie matt.

Man fuhr in Braunschweig ein, kam zum Schloß. Im Fackellicht der Halle stand der Hof: schwarze Gestalten, in Trauerkleidern um Louis Ferdinand, im Jammer um die Nachricht von dem Herzog: er war blind geschossen zum Beginn der Schlacht, außer dieser Botschaft gab es noch keine.

Wieder ging es weiter. Wieder fuhr die Königin allein. Fuhr ihre Fahrt „zwischen den Bergen der Hoffnung und den Abgründen des Zweifels hindurch“. Sie

fühlte sich von aller Kraft verlassen. Ihre Angst wuchs ins Unsägliche. Sie wollte beten und fand keine Worte mehr. Ödes Feld lag um den Weg. Wie schwarze Fetzen, von Bränden weitergewirbelt, flatterten Krähen vor grauem Himmel. Tonlos, leiernd sprach die Königin vor sich hin: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen, aber der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.“

Warum, großer Gott, kam keine Botschaft vom König? —

Sie kam.

Die Räder mahlten schon durch märkischen Sand — fern glänzten die Spiegel der Havel, da kam der Meldereiter! Massow brüllte ihm entgegen: Victoria, Victoria!

Der Meldereiter grüßte stumm. Er hatte ein schmales, preußisches Offiziersgesicht. Die Augen waren leer wie die einer Statue. Die Uniform war voll Schrunden und Schmutz, war überm Körper getrocknet.

Der Reiter schritt auf den Schlag des königlichen Wagens zu, als wäre er ein Schafott.

„Halt,“ schrie Massow, „erst melden. Wen soll Ihre Majestät geruhen, allergnädigst zu empfangen?“

Der Offizier sagte seinen Namen so undeutlich, als müßte er aussprechen, er sei ein Henkersknecht. Dann, laut, kalt: „Meldung von dem Herrn Generaladjutanten von Kleist.“

Massow riß den Wagenschlag auf, schrak zurück vor Luisens Augen.

Der Meldereiter reichte ein Billett. Luise las:

„Der König lebt — die Schlacht ist verloren.

von Kleist.“

Vor Luisens Augen ward es dunkel. Sie hörte wie aus weiter, unbegriffener Ferne Stimmen um sich. Sie fühlte ihre Hände erfaßt, Riechsalzgeruch stieg auf. Der Wagen raste weiter. Nach Berlin — nach Berlin. In die fürchterliche Finsternis des Geschehens hinein sagte Luise plötzlich das Wort:

„Wir wollen uns zusammennehmen —“

Nach einer Zeit, die dem Herzen tödlich lange schien, fuhr der Wagen über holpriges Pflaster. Fuhr durch die Straßen von Berlin. Täuschende und jubelnd gefeierte Siegesnachrichten hatten das Volk in Taumel versetzt. Nun, da es die Wahrheit wußte, tobte es in fassungslosem Aufruhr. Den Wagen der Königin umraste Sturm. Man liebte sie, man wollte es im Unglück zeigen. Die Kammerherrn aber fürchteten Gefahr. Der Wagen jagte durchs Brandenburger Tor, die Linden entlang. Von ihrem Gefolge ängstlich umschichtet, erreichte die Königin das Palais.

„Wo sind meine Kinder?“ rief sie; tödliche Angst in der Gebärde.

Sie sah eine Gestalt die große Treppe herabrasen — auf sich zustürzen.

„Sie sind in Sicherheit, sind nach Schwedt gebracht —“ Wer ist doch die fremde Frau, besann sich Luise, hörte im nächsten Augenblick einen jammervollen Schrei:

„Mein Bruder, mein angebeteter Bruder —“

Die Königin sank in die Arme von Luise Radziwill. Fürchterliche Nacht. Der Reichsfreiherr vom Stein trat der Königin entgegen, machte ihr klar, daß sie Berlin in größter Eile wieder verlassen müsse. Das Heer war auf der Flucht, der Napoleonische Sieg ein unermeßlicher. Man mußte in den allernächsten Tagen mit dem Einzug Napoleons in Berlin rechnen. Man kannte seine Gesinnung. Er war imstande, die königliche Familie in Gefangenschaft zu setzen, wenn sie nicht seiner Macht-sphäre entflohe.

„Und der König — und die Armee?“ Immer wieder stieß Luise die Worte heraus. Stein gab ihr den Trost, daß der König inmitten seiner Armee gewesen, daß die furchtbare Niederlage durch das Versagen der Führung gekommen.

„Ich werde Eurer Majestät den Doktor Hufeland schicken, Eure Majestät dürfen nicht ohne ärztlichen

Beistand weiterreisen“, sagte Stein, senkte den Blick vor ihrem Jammer und ging.

Die Gräfin Voß und die Prinzeß Radziwill betteten die Königin auf ein Sofa, scheuchten den Grafen Schulenburg von der Schwelle. Er, der Gouverneur von Berlin, wollte, die Königin solle auf der Stelle weiterfahren. Der Morgen schon konnte französische Truppen nach Berlin bringen. Prinzeß Radziwill flüsterte ihm zu: „Sind Sie ein Folterknecht? Die Königin muß ein paar Stunden Ruhe haben, sie vergeht uns sonst.“

Luise taumelte auf aus kurzem Schlaf. Sie hörte sich selbst noch sagen: „Prinz Louis, wie konnten Sie mich so erschrecken —“ Sie hatte geträumt, Louis Ferdinand käme lächelnd in einen Saal und spräche, „wir wollen die ‚Eroika‘ von Beethoven spielen“. Traum? Sie raste hoch, die Hände wie schuttsuchend in ihr aufgelöstes Haar verkrampft. Sie wußte sekundenlang nicht, wo sie war. Dann kam halbe Besinnung. Sie stürzte durch Räume — war wie eine Verwirrte. Ist hier schon Plünderung? Sie sah offene Schiebladen, herausgerissene Kleider, Mäntel, Schuhe — Plünderung? Angstgepeitschter Wahn. Klängen die Clairs, die Siegeshörner der Franzosen? Klang der Generalmarsch?

Es war nur der Stundenschlag vom Dom.

Die Voß stürzte herbei: „Wir packen noch, Eure Majestät. Wenn es möglich ist, in einer halben Stunde — der Wagen ist bereit.“

„Die Franzosen haben Erfurt, sie stehen schon vor Magdeburg“, gellte eine Stimme auf. „Schafft die Königin fort, der Napoleon will sie fangen.“

Luise floh von der Schwelle ihres Hauses. Sie schluchzte auf: „Ich werde nicht mehr zurückkommen!“

In Finsternis lagen die Linden. Eine Todesdunkelheit war über der Stadt. Aber in dieser Finsternis lebte eine kriechende, schauerliche Bewegung. Menschen drängten sich heran. Waren es noch — gute Preußen? War es Gesindel?

Der Wagen fuhr in das entsetzliche, lebendige Dunkel hinein. —

Im alten Markgrafenschloß von Schwedt an der Oder sah Luise ihre Kinder wieder.

In den Blicken der Kinder las sie, wie sie wohl aussah. Großer Gott, diese Augen. Sie riß die Kinder an sich, stammelte ihre Namen. Drückte die weichen Wangen an ihre fieberheißen, fühlte die jungen Körper, dachte: Ihr seid meine Kraft. Gebt mir etwas von euch, daß ich nicht vergehe. Ihr Mund lag in blonden, seidenweichen Haaren. Ihr Herz fühlte zitternden Herzschlag. „Ich will euch nicht zum Unglück geboren haben“, schrie ihre Seele.

Sie versuchte ein Lächeln zu den Kindern. Aber die zuckenden Lippen gehorchten nicht. Und aus den Augen flossen unaufhaltsam die Tränen.

„Ihr seht mich weinen,“ raffte sie endlich ihre dunkle Stimme zusammen — „ich beweine den Untergang der Armee und ihres Ruhmes. Sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen.“

Der Kronprinz tastete scheu nach der Hand seiner Mutter, der stille, gute Wilhelm versuchte, sie zu küssen. „Wenn ihr einst groß seid, werdet ihr eurem Vaterland dienen — das bleibt meine Hoffnung —“

„Wo ist Papa?“ fragte plötzlich die kleine Alexandrine.

„Wir reisen zu ihm“, antwortete Luise befangen.

In einem Vorzimmer des Schlosses verhandelten Offiziere mit den Kammerherren. Eile. Eile. Die Königin muß weiter. — Nach Stettin? Nach Küstrin? — Der König geht nach dem Osten. Vielleicht wäre es das beste, wir brächten die Königin über die Grenze, nach Kurland.

XIX. Kapitel.

Später Herbst. Wolken hingen überm Land wie schwarze Fahnen. Schwarze Todesfahnen flatterten über der Armee, wo sie sich noch zu Widerstand sammelte.

Der Korse war Herr über Preußen. Das Königspaar floh von Festung zu Festung. Was es hinter sich lassen mußte, ergab sich.

Der eine, der sich rühmte, der Welt die Botschaft der Revolution zu bringen: die Menschenrechte, hatte sich als Ziel gesetzt, Preußen zu erdrosseln. Kein Tod der Ehre sollte es sein, kein Tod tragischen Untergangs. Ein Tod durch den Strang, mit ein wenig Folterung voraus! Der Sohn von Korsika wollte zeigen, daß er ein echter Franzose war. Ein echtster Franzose hat Grausamkeit im Blute. Er liebt das Schauerliche, und liebt es, Unterliegende noch zu verhöhnen. Der Kaiser Napoleon mochte diese Hohenzollern nicht. Sie paßten ihm nicht, sie waren ihm unangenehm. Sie hatten einen blauen Rock berühmt gemacht. Die Welt sollte vom grünen Rock Napoleons sprechen. Der blaue Mantel von Marengo sollte das einzige blaue Tuch sein, vor dem die neue Welt noch erschauerte. Sie paßten ihm nicht, diese preußischen Gewissen! Sie paßten ihm nicht, dieses Geschlecht von Markgrafen und Königen, das in unendlicher Kleinarbeit, in ewigem Pflichtgefühl fast aus dem Nichts einen Staat geschaffen hatte, den man den Staat Friedrichs des Einzigen genannt. Sie paßten ihm nicht, diese Hohenzollern, die Ödländer zu blühenden Provinzen gemacht, und unbotmäßige Franzosen, Anhänger eines evangelischen Glaubens, bei sich aufgenommen und versorgt hatten. Sie paßten ihm nicht, diese aufrechten, kühlen, unerbittlich pflichttreuen Preußen, deren Königin von Groß-Germanien, einem einigen Deutschland träumte.

Der Kaiser entwarf eine Proklamation über die Absetzung des Hauses Brandenburg. Aber warum so eilig, fand er dann. Man zeige erst der Welt in den Bulletins der großen Armee, wie diese Hohenzollern beschaffen sind. Der Kaiser blätterte in schon veröffentlichten Papieren:

„Wie wir hören, will eine schöne Königin Zeugin des Kampfes werden. Laßt uns also artig sein und

ohne Aufenthalt nach Sachsen marschieren. Die Königin von Preußen ist beim Heere, als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregimentes. Sie schreibt täglich zwanzig Briefe, um die Kriegsfackel überall hinzutragen. Es kommt uns vor, als sähen wir Armida in ihrem Wahnsinn den eigenen Palast in Brand stecken.

Ihr folgt Prinz Louis von Preußen, der sich schmeichelt, er werde Ruhm finden. Dem Beispiel dieser illustren Personen folgend, schreit der ganze Hof: Zu den Waffen. Aber wenn der Krieg mit all seinen Greueln sie erreicht haben wird, werden sich alle rein zu waschen suchen.“

Ein anderes Blatt:

„Man hat Briefe bei dem toten Prinzen Louis Ferdinand gefunden, die erkennen lassen, daß die Kriegspartei, an deren Spitze der junge Prinz und die Königin standen, stets fürchtete, ihre grausamen Hoffnungen möchten zerstört werden. — Die Königin von Preußen ist mehrmals in Sicht gewesen. Leider gelang es nicht, sie zu fangen. Sie wollte Blut. Das kostbarste Blut ist geflossen. Nur ein Schrei ertönt gegen die Königin im ganzen Lande.“

Diese tolle, leichtlebige Person. Der Kaiser Napoleon blickte lachend auf ihr Alkovenbett, in dem er die Nacht zugebracht. Ein reizendes Schloß, dieses Charlottenburg. Und man hatte es so nett überrascht. Überall fand man Kleinigkeiten von der Königin. Es ist hübsch für einen Advokatensohn aus Korsika, wenn er die Schatullen, den Schreibtisch einer Königin aufbrechen kann und lesen, was sie für Briefe erhielt und was sie sich als Antwort notierte. Es ist ein leiser, angenehmer Kitzel, mit ihrer Feder ein neues Bulletin der großen Armee zu entwerfen und die schöne Luise darin zu schildern.

Napoleon der Große ging für ein paar Augenblicke in Luisens Ankleidezimmer, zog Laden auf, wühlte in Seide und Spitzen, schnob durch die Nüstern, lächelte, warf Wäsche auf den Fußboden, schob sie mit dem Stiefel

auseinander. Hatte die kleine Lebedame vielleicht geheime Post unter ihren Hemden versteckt? Er ging zum Schreibtisch zurück:

„Die Königin stellte die Sorge für die inneren Angelegenheiten und die ‚ernsten‘ Beschäftigungen mit der Toilette zurück, um sich mit Staatsgeschäften abzugeben, den König zu beeinflussen und überall jenes Feuer zu schüren, das sie erfüllt. Die Folge des berühmten Schwurs, der über dem Grabe des großen Friedrich am 4. November 1805 geleistet wurde, ist die Schlacht bei Austerlitz gewesen. Zwei Tage nach jenem Schwur fertigte man einen Kupferstich über diesen Gegenstand an, den man in allen Geschäften sieht, und der selbst der Bauern Lachen erregte. Man sieht darauf den schönen Kaiser von Rußland neben der Königin, und von der anderen Seite den König, der die Hand auf den Sarg des großen Friedrich legt. Die Königin selbst, eingehüllt in einen Schal, ungefähr wie —“

Napoleon sann nach, mit wem war die Königin zu vergleichen? Das heißt, welcher Vergleich stempelte sie zur Kurtisane? Er lächelte. Es gab eine Dame, mit deren Nennung man zugleich den toten Gegner Lord Nelson noch antasten konnte: den Namen der durch ihre skrupellosen Liebesabenteuer berüchtigten Engländerin. Also:

„— wie Bilder in London die Lady Hamilton darstellen, legt die Hand auf ihr Herz und schaut den Kaiser von Rußland an. Jedoch hat der Schatten des großen Friedrich über diesen lächerlichen Auftritt nur unwillig werden können.

Nach ihren komischen Fahrten vom Hauptquartier her hat die Königin eine Nacht in Berlin zugebracht, ohne jemand zu sehen. Denn alle Welt gesteht, daß die Königin die Urheberin des Mißgeschicks ist, das das preußische Volk erduldet.

Man hat in einem Gemach der Königin das Bild des Kaisers von Rußland gefunden, man hat ihre Korrespondenz gefunden. Die Noten, die Berichte, die gegen Frankreich und für Rußland agitieren, waren parfümiert und fanden sich inmitten unter Putz und anderen Toilettengegenständen der Königin.“ —

Napoleon lächelte. Solche Berichte gefielen in Paris, erfreuten die große Armee. Man muß den Dingen etwas Würze geben. Der Franzose hört gerne von Damen. Wo mochte die schöne Königin sein? Sie irrte mit ihrem Mann, mit ihren erkrankten Kindern von einem Platz zum andern. Französische Soldaten waren gute Chasseurs. Sie jagten dieses wunderliche Wild ganz prächtig. Man hörte auch, die Königin sei krank. Fatal, wenn sie gerade jetzt stürbe. Das gäbe ihr ein wenig von dem alten Nimbus zurück.

Ihr schwacher Mann verhandelte um den Frieden, war über die Weichsel zurückgewichen. Sollte man ihm noch einen Fetzen des preußischen Staates bewilligen? Vielleicht den Winkel um Königsberg, eine kleine Herrschaft in der Größe eines Marquisats? Nun, das alles hatte Zeit, lächelte Napoleon.

Erst in Küstrin, wo Luise endlich ihren Gatten wieder sah, hörte sie das Nähere über den Unglückstag von Jena und Auerstädt. Dem König war ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden, er war vom Feind umzingelt gewesen, wie durch ein Wunder gerettet.

Es wurde notwendig, Küstrin wieder zu verlassen. Napoleons Generale zogen wie lodernder Brand übers Land — wie ein wütendes, rasendes Feuer, gegen das es keinen Widerstand gibt. Dem Königspaar folgten die Unglücksbotschaften auf dem Fuße. Hohenlohes Heer hatte bei Prenzlau sich ergeben. Spandau war gefallen. In Graudenz kam die Nachricht von der Entsetzung Küstrins. Magdeburg wurde von General Ney erobert. Zugleich trafen die Friedensbedingungen Napoleons ein.

Die Königin bot ihre letzte Kraft auf, den König zu beschwören, daß er nicht in eine Zerstückelung Preußens willige. Sie hoffte noch auf Alexanders Hilfe. Der König willigte in die Fortsetzung des Krieges. Napoleon war in Berlin, den König drängte es in die alte Krönungstadt Königsberg.

Man fuhr von Ort zu Ort. Die Novemberstürme rasten über das Land. Osterode, Ortelsburg wurden Rastpunkte. Aber der Königin Heimat war die Landstraße geworden. Sie fuhr schier endlose Wege, durch nebelverhüllte Tage, sie lag in fremden Herbergen, und Finsternis war um sie. Doch Übermaß an Jammer tötet das Begreifen.

Sie fuhr dahin über frosterstarnte Landstraßen — und durch ihr Hirn wirbelten die fürchterlichen Gedanken: der kleine Karl ist todkrank — Napoleon war in Sanssouci — an der Gruft Friedrichs des Großen — die kleine Alexandrine lag im Fieber — der General Bernadotte schickte sich an, Danzig zu belagern — Napoleon hat der Welt verkündet, daß ich eine Kurtisane bin — und Friedrich Wilhelm weint des Nachts, wenn er meint, ich schlafe. Napoleon hat uns und dem Vaterland den Untergang geschworen — und man lebt und kann die Schmach nicht rächen.

Die Herbststürme wüteten um den schwankenden Wagen. Die Herbststürme wüteten um nächtliche Herbergen. Die Königin starrte auf ein ärmliches Licht, das ihr brannte.

„Wir fliehen — wir fliehen — ist das ein Schlaflied? Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte — ihr führt ins Leben ihn hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden —

Bin ich denn schuldig geworden? Großer Gott, ich habe doch nichts anderes gewollt, als daß der König, das Heer, das Land sein Alles setzte an seine Ehre — daß Preußen sich davor bewahrte, eine nichtswürdige Nation zu werden.

Wir fliehen, wir, der Feind ist hinter uns her, aber wir haben noch eines zu retten, die Ehre!“ —

Der Winter war hereingebrochen, der eisige Winter des Ostens. Am neunten Dezember traf Luise in Königsberg ein. Sie kniete am Bettchen ihres kleinen Karl, es ging ihm besser. Sie umarmte ihre Schwägerin, die Prinzess Wilhelm, die auf der Flucht Entsetzliches gelitten, zwei Kinder durch den Tod verloren hatte. Der König kam mit großem Gefolge. Luise sah voll Schrecken: all diese Gestalten, denen man die Schuld an dem Niederbruch zuschrieb, waren um Friedrich Wilhelm versammelt: Zastrow, Lombard, Beyme, Schulenburg, Köckritz, Kalckreuth, Lucchesini. Und Friedrich Wilhelm hörte wieder auf ihren Rat! Sie starrte ihn an: er hatte von dem namenlosen Unglück nichts gelernt.

Die Königin ließ sofort Hardenberg rufen. Sie bot ihre letzten Kräfte auf, mit ihm zu sprechen. Aber noch während der Unterredung brach sie zusammen. Ein Nervenfieber, der Typhus kamen zum Ausbruch.

Sie wußte es wohl nicht, was die andern wußten. Ihr armer gequälter Körper rang mit dem Tode. Sie lag Wochen halb besinnungslos, gepeinigt von Schmerzen. Hufeland saß am Bett der Königin und glaubte sie sterbend. Der Sturm riß einen Giebel des alten Schlosses ab über dem Zimmer der Königin. Mit schauerlichem Krachen schlugen die Steine auf. Die halb Bewußtlose schreckte hoch — sollte sie im Elend dahingehen müssen? Sollte das schöne Licht ihres Seins in den tiefsten Finsternissen der Zeit erlöschen? —

Gott war barmherzig gegen ihren Mann, ihre Kinder, gegen das Vaterland.

Die Königin fand langsam zurück zum Bewußtsein ihrer selbst, zu einer Spur von Lebenskraft.

Man brachte ihr am Neujahrstag ihren Sohn Wilhelm ans Bett, eingekleidet als Offizier. Friedrich Wilhelm wollte ihr damit eine Freude machen, der Nachricht

voraus, daß, sobald sie es vermöge, die Weiterreise sein müsse.

Wohl hatten die Russen bei Pultusk die Franzosen überwältigt. Doch der Sieg blieb unausgenutzt, die Franzosen rückten Königsberg näher.

Ein namenloses Entsetzen überflutete die Kranke. Sie jammerte: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieses Menschen fallen — fort — fort — schickt die Kinder voraus — wenn ihr noch einen Funken von Liebe habt, schickt die Kinder in Sicherheit vor diesem grausamen Menschen!“

Der fünfte Januar wurde zum Abreisetag. Die Kälte war entsetzlich, der Sturm wütete, peitschte die Schneeflocken in wildem Tanz. Man trug die Königin auf einem Sessel die breiten Schloßtreppen herunter zum Wagen. Hilflos war die schöne Gestalt. Ein Schleier verhüllte ihr Gesicht. Das Gefolge, Hufeland, die Voß, die Gräfin Truchseß rangen mit Tränen. Es war ihnen, als schritte man einer Leichenkutsche zu. Man bettete die Königin in den Wagen. Sie schien wie ohne Besinnung.

Die Räder rollten. Flucht, Flucht. Vom Himmel stob Schnee. Das Heulen des Sturmes übertönte Worte, dicht am Ohr gesagt.

„Wohin — gehen — wir?“ fragte endlich die Königin. Die Gräfin Voß erschrak. Wußte sie es nicht mehr? Und sie scheute sich im Zartgefühl ihres alten Herzens, das Wort holdester Erinnerung zu so schmerzlicher Stunde auszusprechen. Die Truchseß tat es:

„Über die Kurische Nehrung, nach Memel, Eure Majestät.“

Die Augen der Königin öffneten sich weit. Sie waren blau wie Eis, sie wurden der Spiegel einer unermeßlichen Erschütterung. So saß sie — anzusehen als höre sie: am Ort deiner stolzesten Erinnerung gräbt man jetzt dein Bettlergrab.

Höfische Gesten um sie erstarrten. Vor der Majestät ihres Unglücks versank auch das Mitleid. —

Die Wagen fuhren langsamer. Der Boden war tief

erweicht von Überspülungen. Der Sturm stellte sich gleich Mauern auf. Das Meer, von wütendem Zorne gepeitscht, schien das schmale Land verschlingen zu wollen. Das Land schien hinzusinken an das Meer.

Großer Gott, barmherziger Gott, sollte man hier verschlungen werden in den eisigen Wellen?

Die Hofdamen wurden arme Weibwesen, sie zitterten, als stünde das Jüngste Gericht um sie auf. Sie wagten kein Wort. Denn die Königin saß da, einer Gestalt aus der Vorzeit gleich. Locken ihres lichten Haars umringelten das sterbegleiche Gesicht, unter den Augen lagen jene herzerreißenden grauen Schatten letzter Ermattung.

Aber ihre Augen waren blau wie Eis, wenn Licht es trifft. Und diese Augen starrten hinaus auf die steil-erhobene Meeresflut, die sich mit langsamen, erhabenen Seufzern immer erneut anschickte, das versinkende Land unter sich zu begraben.

Ununterbrochen, reglos starrte die Königin hinaus in eine Weltuntergangsnatur.

Die Damen folgten ihren Blicken und flehten jählings, Gott möge sie nicht sehen lassen, was sie sahen: ein zerborstenes, gestrandetes Schiff, in tragischer Geste, wellenüberflutet aus den Dünen aufragend als ein grausames Symbol, das man nicht verstehen durfte.

Der wahnwitzige Sturm, die hereinbrechende Nacht zwangen endlich, in einer der Hütten eines halb versandeten Dorfes zu rasten.

Man trug Luise in eine Kammer. Durch zerbrochene Fenster starrte die Nacht herein. Man legte Luise auf ein elendes Lager. Der Arzt verlangte, die Königin müsse etwas genießen. Doch man hatte vergessen, vorzusorgen. Nichts fand sich, nichts war aufzutreiben. Es gab nur Mäntel und Decken, an die Fenster zu hängen. Es blieb ein vergebliches Mühen, der Sturm peitschte sie zurück in den armseligen Raum, der Sturm peitschte den Schnee auf das Bett der Königin.

Sie lag und sprach kein Wort. Die junge Truchseß

war vor dem Bett auf die Knie gesunken, sie versuchte, die Hände der Königin warm zu hauchen. War denn keine Barmherzigkeit, war denn nicht wenigstens ein Bissen Brot zu finden? Die Voß kauerte auf der Erde. Sie hatte das ganze Haus durchsucht, die Bewohner angefleht. Sie besaßen selbst nichts. Wie die Schiffbrüchigen war man hier, auf schwankender Planke, umheult vom Tosen des Meeres.

Die junge Truchseß dachte jählings an einen Auftritt im Theater, an jene Nacht, da König Lear seinen Töchtern fluchte. Und dachte: da war es ruhiger und friedlicher, als es in dieser verzweiflungsvollen Stunde auf der Kurischen Nehrung ist.

Lag die Königin — im Sterben? Der Arzt beugte sich immer wieder über sie, krümmte seinen Körper wie in Peinen, murmelte Worte.

„Man muß“, stieß die Gräfin Truchseß heraus — „zum König schicken — man muß —“

Hufeland legte den Finger an die Lippen. Ein Windstoß keuchte übers Dach, es ächzte, als solle es bersten. Schnee fegte zu den Fenstern herein, streute weiße Kühle auf Luisens Bett. Die Luft im Raum wurde zu Eis. Mein Gott, mein Gott, das Erfrieren sollte ja ein sanfter Tod sein. Wenn nur diese wahnsinnige Qual aufhören würde: das fürchterliche Heulen des Windes und der Wellen.

Die Königin lag wach und reglos.

Ihr war es, als stünde ihr Herz schon still, als sei alles versunken in den unendlichen Strom, der die Seele hinführt zu unbekannten Ereignissen. Sie hörte manchmal ein Flüstern im Raum, sah schattenhaft Gesichter auftauchen und verschwinden. Sie mußte sich so anstrengen, zu begreifen, wer da war. Hufeland? Der König? Ika? Nein — nicht Ika. Louis Ferdinand? Kam er wieder, das Heer zu sammeln, all die Fluchtenden, Versagenden zu ihrem Herzen zu rufen?

Was rauschte denn so endlos schwer? So rauschte

das Schilf um die Pfaueninsel nicht. So rauschte auch nicht das Blut durchs eigene Herz.

Luise hob die Hände, tastete nach der Stirn, fühlte ihr weiches Haar, fühlte, etwas ist noch zärtlich zu mir — mein eigenes Haar.

Plötzlich richtete sie sich mit jähem Ruck auf.

„Wo bin ich?“ Halb erloschene Stimme hastete heraus: „Auf der Kurischen Nehrung — auf dem Weg nach Memel, teuerste Majestät.“

Sie sank mit einem Aufschluchzen zurück. Barg das Gesicht in den Kissen. Erinnerung überflutete sie. Erinnerung breitete die Totenarme um ihr Herz.

„Dies — kann ich nicht mehr ertragen — großer Gott, so viel Leid ist nicht mehr für Menschenmaß —“

Über diesen Landstreifen zwischen den Wassern waren sie einst ausgezogen, im Schimmer von Jugend und Glück — entgegen dem Manne, der sie beide betören sollte — der einen unerhörten Glanz über ihre Seele warf.

Und nun war sie hier, auf derselben verzauberten Brücke im Meere, als Geschlagene, Fliehende, die hinter sich den dumpfen, erbarmungslosen, unerbittlich folgenden Schritt des Unglücks hört.

Großer Gott, großer allmächtiger Gott, erbarme Dich über uns!

Ihre Hände falteten sich, aus tiefer, verschatteter Erinnerung ferner Jahre kamen Psalmworte in ihr Gedächtnis:

„Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe braust. Alle Deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich. Warum hast Du meiner vergessen? Warum muß ich so traurig gehn, wenn mein Feind mich drängt?“

Konnte Gott ihre armen Worte hören, die nicht Ton wurden in dem rasenden Lärm, der sie umtobte?

Luise sprang auf. Sie irrte an ein Fenster. Sie bog ihr Gesicht hinaus in den Sturm. War denn dies — das Ende? Sie wandte sich wieder zurück, sah Schlafende

auf dem Estrich des elenden Zimmers, kauerte nieder, und ihre Lippen murmelten:

„Aus der Tiefe rufe ich — Herr, zu Dir — nicht für mich, Vater im Himmel, nicht — mehr — für mich — aus der Tiefe — rufe ich, erbarme Dich über meine Kinder — über den König — erbarme Dich über unsere Heimat — erbarme Dich über Preußen, das Vaterland.“ —

Endlich, endlich graute der Morgen.

Die Königin erhob sich von dem armseligen Bett. Sie ordnete ihre Kleider, ihr Haar, nahm Schnee, der hoch am Fenster stand, in den ermatteten Mund, an die brennenden Augen.

Sie sah die alte Gräfin Voß auf dem Estrich kauern, die Gräfin Truchseß hingebeugt über ein Bündel Kleider. Luise tastete nach den Händen ihrer Damen.

„Haben Sie auch nicht zu sehr gefroren? Was alles müssen Sie um mich erdulden! Aber Mut! Gott hat uns diese Schreckensnacht überleben lassen, er wird uns weiter helfen. Ich bin nichts — aber vielleicht war mein Gebet noch etwas.“

So suchte die Halbgebrochene noch andere zu trösten. Doch Schauder ließ ihr Blut erstarren, als sie wieder in den Wagen geführt wurde, in den Wagen für die Flucht. Ihr Fuß zauderte, ihr Blick haftete an dem öden Land — wäre es nicht besser, auf dieser rätselhaften Brücke zwischen den Meeren zu verschellen?

Die Fahrt schleppte sich weiter im Brausen des Sturms. Ging fort auf vereistem Grund.

Es wurde nicht Tag. Licht und Finsternis rangen miteinander. Ewige graue Wolken verschatteten den Äther. Welle und Woge, vom Wind geschüttelt, klagten die Urmelodie des Weltalls und der Menschheit — den Schrei nach Gott.

Die Königin fuhr über die Kurische Nehrung.

Dritter Teil

Der Weg zur Vollendung

XX. Kapitel.

Kaiser Napoleon residierte in Berlin.

Das preußische Königspaar war hinausgedrängt in die letzte Stadt an der Grenze der Monarchie.

Nach dem unerhörten Zusammenbruch von Jena, nach dem schauerlichen Fall der meisten Festungen schien die völlige Unterwerfung Preußens nahe. Vor Friedrich Wilhelm stand die furchtbare Frage, ob er sich den Bedingungen des Eroberers unterwerfen oder mit dem Rest der Armee einen letzten Verzweiflungskampf wagen solle.

Die Königin trat für diesen Weg der Ehre ein. Friedrich Wilhelm wählte ihn. Denn die Friedensbedingungen Napoleons verlangten als erste Grundlage den Bruch Preußens mit Rußland. Sie waren also für den Freund Alexanders unannehmbar. Wohl schien der Krieg infolge der Jahreszeit und der für Preußen günstigen Schlacht von Eylau zu einem gewissen Stillstand gekommen: aber die Franzosen blieben als Herren im Lande.

Kein Vaterlandsfreund konnte sich der Erkenntnis verschließen: die Schlacht von Jena war nicht ein einmaliger Unglücksfall, sondern sie bedeutete die tragische Ouvertüre zu dem Leidensgang eines Staates, eines Volkes und seiner königlichen Familie. —

Kaiser Napoleon herrschte in Berlin. Seine Hofstaaten, ein Teil seiner Truppen hatten feste Winterquartiere in der Stadt bezogen. Sie glich der Hauptstadt einer französischen Provinz. Seine Majestät der Kaiser wählte allerlei Kunstwerke aus, die nach Paris zu schaffen waren, zum Beispiel persönliche Gebrauchsgegenstände Friedrichs des Großen und den Siegeswagen vom Brandenburger Tor.

Durch die Straßen von Berlin klang ein böses Liedchen, das begann:

Unser Demel

Ist in Memel.

Auf den Straßen von Berlin führten das große Wort jetzt alle jene, die bisher die Unzufriedenen im Lande Preußen gewesen, oder die sich als geborene Weltbürger fühlten. Lebte es sich nicht wunderschön jetzt in Berlin? Gewiß, der Kaiser bedrückte mit ungeheuren Kontributionen und Steuern. Aber er und sein Gefolge brachten auch Leben und neue Erwerbsmöglichkeiten. Rasch und gefällig hatte sich eine gewisse Bildungsschicht der Hauptstadt in das Neue gefunden, das ja für den Oberflächlichen, in welcher Gestalt es auch nahe, seine ewige Bezauberung besitzt. Auf das vorteilhafteste konnte man jetzt seine Weltbürgerideen zur Schau tragen. Wie stand es denn mit dem berühmten Vaterland und der vergötterten Armee! Sie hatten Pleite gemacht! Also hängt man geschäftstüchtig sein Mäntelchen nach dem Wind: Französisch war die Parole.

Berlin hatte kein 1789 erlebt, im Staate Preußen war keine Bastille zu stürmen, im Lande der Hohenzollern hatte es nicht die schreienden Kontraste der sozialen Ordnung gegeben, wie im Staate der Bourbonen. Der „Tiers-état“, der kleine Bürger, Bauer lebte vielleicht besser als der kleine Beamte, dem über Dürftigkeit und karge Aussichten der Stolz hinweghalf, dem König zu dienen.

Doch nun konnte jeder, der langsamer Entwicklung Feind gewesen, sich mächtig am Neuen freuen. Es brachte Ehre, über die alte Regierung zu schimpfen. Es war so interessant, sich mit Franzosen anzubiedern. Man fühlte die große Welt, wenn man einen Korporal oder gar einen Souslieutenant sprach. Man konnte erblicken, wie sich französische Generale in requiriertem Wein betranken, und sehen, wie viele durch Kontribution erpreßte Pfund Wachslichter ihre Nächte erhellten, ihre Freuden beleuch-

teten. Sie waren erfolgreich, sie waren Sieger, sie brachten der Welt die Befreiung und, mon Dieu, parbleu, wahrhaftig und wirklich, die Franzosen sprachen in wunderbarer Geläufigkeit die anbetungswürdig vornehme, unnachahmliche französische Sprache! Schon dieses Mirakel allein konnte bezaubern. Kaiser Napoleon veröffentlichte Schmähungen über die Königin. Hm, ja! Man besaß ein Seidenwarengeschäft in der Breiten Straße oder ein Chaisenverleihinstitut am Molkenmarkt und hatte nie bei Hofe verkehrt. Oder man war ein ehrgeiziger Makler, ein erfolgloser Schauspieler, ein verkrachter Advokat oder Literat, eine reiche Bankiersfrau, Gattin eines mehrfachen Hausbesitzers oder eine berühmte, geistvolle Weltdame, ließ Geburtsvorurteile nicht gelten und war nicht zu Hofe gekommen!

Die Anmut und die Klugheit der Königin beruhte sicherlich auf einem „on dit“, von Hofschranzen verbreitet.

Sollte der Kaiser nicht vielleicht doch besser wissen, wie es in Wahrheit um Luisens vielgepriesene Tugend stand?

Freilich, Pfarrer Erman „aus der Kolonie“ hatte den Mut gehabt, Napoleon dem Großen zu sagen, er rede die Unwahrheit über die Königin. Nun, Erman war ein Hugenottenabkömmling, dem lag es noch im Blute, das Leben zu riskieren. Vielleicht auch denen, die sich wie die Maulwürfe jetzt vergraben und aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatten, aber in ihren Häusern und bei geheimen Zusammenkünften lächerliche Royalistenpläne zur Errettung des Vaterlandes aus welscher Knechtschaft schmiedeten. Die ewig Gestrigen! Die Reaktionsäre. Die Jammervollen, die nach dem alten Fritzen seufzten, während man doch den neuen Cäsar, den großen Kaiser Napoleon in Berlin besaß. Gewiß, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren erst nur schöne Transparente, Ölpapiere mit Funzeln dahinter. Darum schwebte „Liberté, égalité, fraternité“ in der Luft. Aber

— man befand sich wie in Paris. Man atmete die Luft dieser unvergleichlichen Stadt, wenn man nur einen Korporalsrücken sah.

„Vive l'empereur! Unser Demel ist in Memel —“

Man verschwieg der Königin, so gut es ging, die ganze Wahrheit über die Zustände in Berlin. Sie mochte denken, daß man dort unter der Gewaltherrschaft Napoleons ebenso litt, wie die königliche Familie und die um sie versammelten Patrioten.

Luise mußte jeden Morgen wieder allen Mut aufbieten, um in einen neuen Tag zu gehen, gefaßt auf neue Unglücksbotschaften und bereit, der Beistand ihres in Gram und Mißmut versunkenen Gatten zu sein.

Er und die Kinder riefen sie immer wieder zur Wirklichkeit zurück.

Noch hatte sie den furchtbaren Sturz des Staates, den ungeheuren Wandel ihres Schicksals nicht erfaßt in aller Auswirkung. Noch klang in ihrem Ohr, in ihrem Herzen das Sturmlied, das Vernichtungsgetöse von der Kurischen Nehrung her. Sie begriff es noch nicht, daß sie aus diesem Chaos wieder hervorgegangen sein sollte.

Wozu? Zu welchem Zweck? Zu welcher Berufung?

Ihr Herz fragte sich dies. In den fürchterlichen Nächten auf der Kurischen Nehrung hatte sie ihre Seele Gott befohlen, bereit, sich dem allmächtigen Willen zu unterwerfen, wenn ihr Schicksal ein früher Tod sein mußte.

War sie am Leben geblieben, gesunder geworden, nur um ein halb nutzloses, halb beschäftigtes Dasein zu führen, das ihr vorkam wie das Unterkriechen Schiffbrüchiger in irgendwelche Verhältnisse?

Aber hinter dem allem stand die unermeßliche Not des Vaterlandes und die ewige Angst.

Ein Nichtbegreifen war in Luise.

Man erwartete hier den Frühling, um neue kriegsrische Versuche zu machen. Unter Napoleons Fahnen standen Darmstädter, Badenser gegen die Preußen. Wer vermochte diesen Bruderkampf zu verstehen?

Immer wieder richtete sich Luisens Hoffnung auf den Zaren. Sie sprach mit Hufeland davon, der sie in den Krankheiten und Kränklichkeiten behandelte, von denen sie wieder befallen wurde, als starrend von Frost und Schnee der Winter seine größte Gewalt erreichte.

Der Arzt stand am Fenster und blickte durch Eisblumen hinaus in den Schloßhof. Er kämpfte mit angeborener Schüchternheit, überwand sich und sprach ins Zimmer zurück:

„Eure Majestät setzen Hoffnung auf einen einzelnen Menschen. O gewiß, es gibt kein edleres, kein idealischeres Band als die Freundschaft, keine gottgeliebtere Tat als die Freundeshilfe. Doch was vermag in diesen bangen, verwirrten Zeiten der einzelne Mensch, und sei es der Beherrscher eines Weltreiches!“

Sie antwortete rasch und feurig:

„Der Beherrscher eines Weltreiches wird wohl etwas vermögen gegen den Usurpator, der sich erfreuen will, die alten Throne Europas umzustößen. Sie kennen den Zaren nicht, lieber Hufeland! In seinen Händen liegt Macht, in seinem Herzen lebt unerschütterlich rein und groß der Wille zum Guten. Napoleon repräsentiert das Böse, Alexander die Idee der Menschenbeglückung. Und wie am ersten Schöpfungstag Licht und Finsternis sich scheidete, so wird es auch hier sein — am Tag, auf den wir hoffen.“

Hufeland trat der Königin näher. Besorgnis lag in seinen etwas matten, verschleierten Augen.

„Eure Majestät führen mich selbst zu dem, was ich sagen wollte. Sie sprachen vom ersten Schöpfungstage. Teuerste Majestät, nicht Menschen scheideten das Licht von der Finsternis. Dies zu tun ist die Handlung des ewigen Gottes.“

Sie schwieg betroffen. Sie neigte das schöne Gesicht.

„Es ist nicht immer die Zeit der Wunder“, fuhr Hufeland fort. „Oder besser gesagt, das Menschenherz erwartet die Wunder als strahlende Ereignisse. Mir ward

es zum Wunder, wie Ihre Majestät die Schreckenstage der Flucht erlebten. Und für Ihre Majestät sind jene Zeiten gewesen wie ein banger Tod.“

Sie schauerte zusammen. „Ich begreife es ja auch noch nicht, daß ich noch lebe. Manchmal denke ich, als eine Fühllose sei ich hervorgegangen aus all der Not. Es gibt wieder schöne Dinge: daß der Freiherr vom Stein sich versöhnen ließ, daß Kolberg so tapfer verteidigt wurde von Gneisenau und Nettelbeck, daß der Hauptmann von Schill ein Freikorps gegründet hat und mit seinen Ideen die Jugend begeistert, all dies ist Hoffnung. Aber all dies scheint auch, als trüge man Sandkörner herbei, um eine Festung zu bauen. Mein Herz ist in rasender Ungeduld nach dem großen Ereignis — nach der Hilfe des Zaren. Ich habe die Kraft nicht mehr, nicht die Geduld, zu warten!“

Sie war erblaßt, ihre Hände zitterten. Der Arzt wußte wohl, was sie verschwieg: an der mürrischen Laune, an der Unfrische und Ergebung ihres Mannes zerrieb sich ihr Aufstrom.

Wieder begann Hufeland:

„Haben Eure Majestät nie bedacht, daß die großen Prüfungen, die Sie erdulden, nicht ein Zürnen des allmächtigen Gottes sind, sondern sein Liebeswille, der Sie, die Sie gläubig sind von Kindheit an, immer näher zu sich zu führen trachtet? Eure Majestät suchen Hilfe bei einem Kaiser. Auch er ist nur ein Geschöpf des Allmächtigen. Gott aber hat nur einen Mittler zwischen sich und den Menschen gesetzt. Hoffen Eure Majestät auf ihn, Jesus Christus, und mit jedem Schritt wird Ihre Seele stiller werden.“

Luise hob das schöne Gesicht. Sie erhob langsam die hohe Gestalt, sie reichte Hufeland beide Hände:

„Dachten Sie von mir, ich hätte nichts gelernt aus unserm Unglück, das doch erst ein Anfang ist? Aber Sie zeigten mir wohl: es fehlt mir noch viel, mich ganz dem Willen Gottes zu unterwerfen. Ich kann nicht anders,

ich sehe im Zaren sein auserwähltes Rüstzeug zu unserer Hilfe. Ist das denn unrecht von mir? Gott bedient sich doch menschlicher Werkzeuge. Er hat seine Lieblingskinder auf Erden, seine stolzen Bekenner. Wer, wie Alexander, für das Edle und Gute kämpft, darf uns doch als ein Werkzeug Gottes erscheinen?“

Hufeland verbeugte sich. Die Königin war dreißig Jahre alt. Durfte man es ihr verargen, daß ihr Glaube an Gott noch den rührenden Weg über den Menschen glauben ging?

An einem der stürmischen letzten Märztag erhielt die Königin eine Stafette ihres Gatten, der auf Truppenbesichtigungen war. Friedrich Wilhelm sandte ihr einen Brief des Zaren mit der Meldung seines baldigen Besuches.

Sie konnte wieder lächeln, sie stürmte zu ihren Kindern, brachte ihnen die Freudenbotschaft.

Sie saßen so still in einem kühlen, hohen Zimmer und machten Papparbeiten. Einen Wandschirm für Papa. Sie schnitten namenlos brav Tier- und Menschenfiguren aus alten Zeitschriften aus und klebten sie an die Papierfläche. Der Kronprinz hatte noch Unterricht, Wilhelm ging, ihn zu holen.

„Wir wollen ein Frühlingsfest, einen goldigen Märzentag feiern“, rief Luise in ihrem alten Überschwang. „Es müssen doch Veilchen blühen; habt ihr noch keine gefunden?“ „Unter dem Schnee?“ fragte der kleine Karl melancholisch. „Oder Weidenkätzchen; gewiß blühen die Weiden schon.“ „Ach Mama, über der Dange liegt doch die Eisdecke!“ Mein Gott, mein Gott, ja. Man war hier noch in den Wüsten des Winters. Eine Sekunde lang hatte Luise geträumt, sie sei zu Hause in der alten Heimat, in Darmstadt oder drüben am Rhein. An der Bergstraße mochten jetzt schon die Mandelbäumchen rosa überhaucht sein. Sie starrte ihre vernünftigen Kinder an. Ach, sie lebten ja im Elend. Und vielleicht hatte auch ihr Vater nie als Kind Märzenfeste gefeiert. Sie

drückte ein paar Blondköpfe an sich. „Als ich von Hildburghausen mit Großmama und Tante Ika nach Frankfurt fuhr, haben wir auch Veilchen auf einer alten Wiese gesucht. Und es blühten doch noch keine. Aber nachher — da sah ich zum erstenmal die blauen Augen von Papa —“

„Papas Augen sind doch grau; waren sie einmal anders?“ fragte Charlotte im Ton einer kleinen Dame. Nein, nicht immer war alles grau gewesen. Luisens Arme hoben sich voll drängender Sehnsucht: nicht immer sollte alles grau sein. Der Kronprinz stürzte herein, pausbäckig, nervös, der Enthusiast mit gutgepolstertem Körper. Er vernahm die Lage: „Wenn Mama ein Frühlingsfest wünscht, müssen auch Blumen da sein; Charlotte, Alexandrine, Karl, ihr werdet sofort Blumen suchen, ich befehle es.“

Luise griff in seine Lockentolle. „Sei etwas galanter, bitte. Du hast deinen Geschwistern nichts zu befehlen.“ Er wurde dunkelrot. Luise streichelte seine Wange. Sie wußte von sich selbst, wie schwer es sich lernt, Maß zu halten, wenn einem das Leichtaufflackernde im Blute umhertantzt.

„Der Zar kommt, Fritz. Weißt du noch, wie du in Paretz die Karnickel befreitest, weil Alexander die Leibeigenen befreit hatte?“

Dem Kronprinzen schien die Preisgabe seiner kindlichen Tat nicht angenehm. Er wurde noch röter und sprudelte heraus, daß er soeben mit Herrn Delbrück den ersten Kreuzzug durchgenommen habe.

Die Königin durfte sich keine Gelehrte nennen! Ihr Schulwissen war nie glänzend gewesen, ihr Unterricht so, daß er ins tiefe Dunkel der Vergangenheit Lichtstrahlen auf einige Begebnisse und Gestalten warf, die dem Hofprediger und dem Fräulein von Gélieu besonders teuer gewesen.

„Gottfried von Bouillon“, sagte Luise lächelnd. „Ja, nicht wahr, Mama, welch ein lächerlicher Name. Gottfried

von Fleischbrühe, Gottfried von Speisehaus, ich hätte mich zu Tode geniert, mit solchem Namen neben Robert von Flandern, Raimund von Toulouse, Robert von der Normandie ausziehen!“

Der bedächtige Wilhelm wandte ein:

„Gottfried von Bouillon war Duc de Basse-Lorraine.“ „Nun, sollen wir dich vielleicht Wilhelm von Pfannkuchen, Prinz von Preußen nennen?“ Der Kronprinz berührte mit den Pfannkuchen einen wunden Punkt, Wilhelm aß sie gar so gerne. „Wilhelm Fannkuchen“, krächte die kleine Alexandrine. Erlösendes Wort! „Können wir nicht Pfannkuchen zum Frühlingsfest backen lassen?“ fand Luise.

Die alte Gräfin Voß stand auf ihrem Posten. Kaum hatte sie das Rumoren, das Lachen, Laufen gehört, war sie schon an Ort und Stelle. Wie? Man buk Pfannkuchen? Wo man Butter, Mehl und Eier seit Monaten rationierte und sparte? Und die jüngere Kammerfrau war mit den Prinzessinnen zu einem Gärtner nach Blumen gelaufen. Der Prinz Wilhelm färbte mit Herrn Delbrücks roter Tinte Ostereier und richtete sich dabei erbärmlich zu? Und Ihre Majestät befanden sich drüben im Ankleidezimmer, sangen ein Liedchen, mon Dieu, ein Liedchen, das hieß: „Unsere Katz hat sieben Junge?“ Lächelnd sagte dies Lisinka Tauentzien. Die Oberhofmeisterin hob sich auf den Stöckelschuhen, die sie der Mode zum Trotz immer noch trug.

„Meine liebe Tauentzien, da haben Sie sich verhöhrt!“ Lisinka Tauentzien verbeugte sich gleitend.

„Sie vermuten, teuerste Exzellenz, daß man zu Ehren des Herrn Zaren eine andere Arie sänge? Zum Beispiel: „Nur wer die Sehnsucht kennt?“

Scharfe Antwort wollte kommen. Da raste und polterte es auf dem langen Korridor. Der Kronprinz tobte heran: hochrot das runde Gesicht, wirr das Lockenhaar. Er pustete, blieb sekundenlang stehen, schrie die Damen an: „Unsere Katz hat sieben Junge“, ist das nicht fein? Ein

Darmstädter Liedchen! Das sangen Ma und Pa, als sie jung waren. Hurra, heute ist Frühlingsfest!“ Er warf der Voß eine Kußhand zu, stürzte weiter, ein glühender, toller, wilder Bursch.

Lisinka Tauentzien, schmachkend und spöttisch, bog das aparte und leere Gesicht zu der alten Voß hin: „Nun?“

Die Voß stand pomphaft und steif, so recht die alte Garde.

„Liebe Tauentzien, die Königin kann nicht immer weinen.“

Die Königin fühlte, daß sie sich bei der Begegnung mit Alexander Zurückhaltung auferlegen mußte. Ihre Beziehung zu ihm war durch Napoleon der Welt in das höhnische Zwielficht der Verleumdung gerückt. Sie eilte nicht, wie sie wohl gewünscht hätte, dem in Memel Einziehenden entgegen. Sie blieb still in ihren Zimmern, unruhigen Herzens, niedergedrückt in dem Gefühl der Armut, des Elends, wohl auch veränderten Aussehens. Kam er so zurück, wie er sie in Potsdam an jenem unvergeßlichen vierten November von 1805 verlassen hatte? Ach, Unsägliches lag dazwischen. Man lebte ein armes, von tausend Einschränkungen beengtes Leben im letzten Städtchen des Landes: vertrieben, in Not, ungewisser Zukunft.

Würde nicht dieser Kontrast den Kaiser sehr beeindrucken? Sie wartete bebend, daß ihr Mann zurückkäme und ihr vom ersten Wiedersehen berichte. Und während sie so, flüchtigen Schrittes, fast fiebernd vor Erregung, ihre einfachen Zimmer durcheilte, fiel ihr plötzlich jenes Wort ein, das nun Friedrich Wilhelm sich zur Devise erwählt: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott.“

Sie lief zu ihrem kleinen Schreibtisch, umklammerte mit den Händen das Miniaturbild des Königs, sah in sein schönes, stilles, melancholisches Gesicht. Wußte: er, der Schüchterne, Zaghafte und unverbrüchlich Vornehme war es gewesen, der ihr Herz verhindert hatte, sich in schwei-

fenden Hoffnungen oder in grenzenlosem Hinfließen zu verlieren. Er war das Brot und das Erdreich ihres Lebens.

Seine Zeit, und damit auch ihre Zeit, ging in Unruhe. Ihrer beider Hoffnung war auf Gott gestellt. Aber Gott rechnet nicht mit den Menschen, wenn sie auch auf die hoffen, denen er Macht auf Erden gab. —

Tränen entstürzten ihren Augen, als sie Alexander erblickte. Sie konnte kaum ein Wort der Begrüßung hervorbringen.

Alexander, von neuem entzückt durch ihre Anmut, und erschüttert von dem so schmerzlich gewordenen Ausdruck ihres geliebten Angesichts, verfiel wieder ihrem Zauber.

„Was haben Sie gelitten, teuerste Freundin, und wie tief ist Ihnen mein Herz verpflichtet“, sagte er leise und lächelte. Dieses Lächeln, in seiner Wirkung dem Luisens verwandt, war seine größte Kraft. Es trug den Schimmer des Verstehens über alle Worte hinaus. Es begrub Herzeleid und Gram.

Dann sprach er hastig auf die Königin ein. Sie errötete vor Freude, er nahm sie ganz als Kameradin, als Bundesgenossin, als Machtfaktor. Sie habe recht, wenn sie auf Entfernung des verräterischen und heimtückischen Generals Zastrow dränge, sie habe doppelt recht mit ihrer Wertschätzung für Hardenberg und Stein.

Durch Alexanders Gegenwart kam freudige Bewegung über alle. Es war, als ginge eine Kraft von ihm aus, eine stärkere Lebensluft, in der man leichter atmete.

Der Ewigenruhige lud die königliche Familie zur Besichtigung seiner Garden ein, die in Kydullen standen, und reiste voraus.

Luise fieberte vor Erwartung. Friedrich Wilhelm wünschte, daß sie mit ausreiten möchte. Sie war sowohl eine elegante als eine ausdauernde Reiterin. Sie mußte lachen, wie genau sich der König über die Einzelheiten ihres Anzugs erkundigte. Natürlich, die verschnürte, pelzbesetzte Reitjacke, den schmalkrempigen, tief in die Stirn gedrückten Hut, gelbe, dänische Handschuhe. Und den

Reitstock mit der Elfenbeinkrücke. Friedrich Wilhelm war zärtlich, wie in Tagen, die lang verklungen geschienen.

Ein blasser Frühlingshimmel stand über dem Land. Aufatmen ging durch die Herzen. Luise freute sich, daß der König die Kabinettsräte in Memel gelassen hatte und nur mit Hardenberg verhandelte. Dies war das erstemal, soweit man denken konnte, daß die Kabinetts-geschäfte unmittelbar durch einen Minister erledigt wurden. Ein Zug von Frische lag darin, ein Versprechen, vieles würde anders werden.

Luise sah den Zaren inmitten seiner Garden. Sie sah, körperlich angeregt vom Ritt und im Gefühl eigener guter Wirkung, die stolzen Truppen vorüberziehen, die schier endlosen Truppen. Durfte sie nicht wieder Mut fassen? Diese Garden würden sich einsetzen für Preußens Freiheit!

Sie sah das bunte Feld, sah Waffenblitzen, Fahnen im Wind. Sie dachte nicht an die Schrecken des Kriegs, in ihrem Ohr klang nur das erhabene, das beseligende Wort: die Befreiung.

Der Zar sprengte heran, salutierte vor ihr, drängte sein Pferd an das des Königs und streckte Friedrich Wilhelm beide Arme entgegen. Schwärmerisch klang seine Stimme auf:

„Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen, oder keiner von beiden!“

Luises schier versunkene Schiffe hoben sich auf sonnenbeglänzten Wellen.

Sie mußte sich Zurückhaltung auferlegen. Sie reiste nach wenig Tagen, fuhr fort in dem beglückenden Bewußtsein, daß eine große politische Konferenz der Monarchen und Hardenbergs bevorstand.

Über entsetzliche Wege ging wieder die Reise. Aber sie ging zu Schwester Ika, die im Hause des Grafen Schlieben in Königsberg wohnte. Königsberg! Dort sammelten sich alle Patrioten. Bald würde auch Hardenberg da sein, als leitender Minister. Luise machte Pläne

Ich habe Gutes an den Göttern
gesehen, heißt' in einem Briefe d. Arke
dinst. Carl Müllers hat in dem Brief
und Gutes gesehen. Ich werde wohl glücklich
bey dem Ansehen. Wie ich schon
sagen wird sie Ihnen schreiben. Ich
habe mich auch, George d. Carl auch
wie es nicht ist, sondern das
ich nicht schreiben aber die Ursache
der Ursache — Wie ich
hat mich ja durch den Ort die
gewissen ist, heißt' Ihnen die Götter
für Ihre Götter, in der Briefe ist
in der Briefe für Ihre Götter.

Wenn die Götter auch nicht
nicht auch zu. Wie ich die Götter
nicht in der Briefe für Ihre Götter

Luisa.

Gott hat Ihnen den
besten Weg

während der mühseligen Reise. Sie war entschlossen, ihre ganze Kraft den Dingen des öffentlichen Lebens zuzuwenden. Ihre Seele beflügelten wieder Mut und Hoffnung.

XXI. Kapitel.

Die Schwestern gingen zum letztenmal durch den Schliebenschen Garten.

Er war nicht groß, aber er hatte sich herausgeputzt, so gut er konnte. Es blühte noch persischer Flieder, und von der Efeuwand leuchteten die weißen Sterne des Jasmins. Ein wenig Stiefmütterchen und Nelken faßten Rabatten ein.

„Im Reich ist es schon Sommer, Ika, und in Sanssouci —“

Luise brach ab. Ika lächelte, schob ihren Arm fester in den Luisens. „Sprich die alten Worte nur aus, mein Herz. Laß es uns zur Devise machen:

„Wo wir leben, ist Sanssouci.“ Denn Sanssouci heißt doch nicht nur ‚Ohne Sorge‘, es ist wohl gemeint, über der Sorge! Warst du es nicht hier, Luise?“ Die Königin antwortete ein wenig lehrhaft:

„Ich sehe diese schönen Tage von Königsberg nicht als Belohnung für vergangene, unglückliche Zeiten an, sondern als eine Quelle der Stärkung zu neuen Unglückslasten.“

Ika Solms hob das Rokokogesichtchen. Wie süß und spielerisch, wie mit unendlichem Erblühen geschmückt sah die noch nicht Dreißigjährige aus. „Werd’ nicht grämlich, Luise. Es kleidet dich nicht. Sieh, es gibt tausend oder hunderttausend oder millionen ernster, sorgenvoller Frauen im Lande. Es gibt viele gewissenhafte Fürstinnen. Was dich zu einer Einzigen macht, ist die Grazie deiner Seele. Ist das Beschwingte.“ Sie strich mit kinderhaft kleinen Luisens Haar von den stillen Schläfen zurück, sah ihr leuchtend in die blauen Augen:

„Flieg', meine weiße Taube, flieg' — —“

Sie ließ sich das Wort eingedenk sein. Sie kam wie eine Beschwingte nach Memel. „Ich habe euch nicht zum Unglück geboren“, dachte ihr Herz, als sie ihre Kinder umarmte. „Du mußt wieder die Stellung in der Welt erhalten, die dir gebührt“, war ihr Empfinden zum König.

Er kam zärtlich und voll Sehnsucht nach ihr. Tausend Dinge hatten sie einander zu erzählen. Alles, was der König vom Zaren berichtete, klang gut. Und der König sah so schön aus, er hatte endlich den Zopf abgelegt. Sie lachte vor Freude, wie hübsch ihm nun das kurze Haar stand. Und während sie die Nacht halb verwachten, in Zärtlichkeiten, in immer erneuten Erzählungen, träumte sie sich hinein in die Rückkehr nach Berlin.

Als der König endlich schlief, löste sie sich von dem Lager, glitt zu einem Fenster.

Am Himmel schwebte in einem blassen, fröstelnden, kränklichen Licht der Morgenstern. Angerührt in ihrer Seele wollte sie beten oder doch das alte Lied erfassen:

„Wie schön leucht' uns der Morgenstern —“
Warum zögerten ihre Lippen? Ach, sie war doch wohl nun sehr müde. —

Im Vorzimmer des Königs standen Meldereiter und eine Stafette aus Neustrelitz. Der diensttuende Offizier hieß sie warten. Ihre Majestäten hatten noch nicht geklingelt.

Der Meldereiter verließ den Raum, polterte über den Korridor, stieß mit der Gräfin Voß zusammen.

„Gute, alte Frau“, hob er an.

Die Voß stand bolzengerade. „Ich bin Ihre Exzellenz die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, Monsieur!“

Der Meldereiter verzog den Mund. „Gute, alte Frau habe ich gesagt, Euer Exzellenz. Gute, arme, alte Frau — Sie werden die Königin begleiten müssen. Ihre Majestät muß über die Grenze.“

„Wie? Ist Er verrückt?“ schrie die Voß.

Der Meldereiter stand vornübergebeugt: „Napoleon hat bei Friedland die Russen unter Bennigsen vernichtet. Alles ist total kaputt. Finis Borussiae. Sie haben recht, alte Frau, wer das weiß, wird wohl verrückt.“

Die Voß drängte den Meldereiter ins Vorzimmer zurück. Sie nahm der Stafette aus Neustrelitz einen Brief des Herzogs ab. Großer Gott, den sollte die Königin noch lesen, ehe sie das Unglück erfuhr — —

Hatte Luise nicht auf der Flucht über die Kurische Nehrung gedacht, dies sei das Entsetzlichste, nicht mehr zu Überbietende?

In der Stunde, da sie die Nachricht des Zusammenbruchs bei Friedland erhielt, wußte sie, daß der Mensch viele Tode sterben kann, ehe das Herz in Asche zerfällt.

Sie war wie eine Vernichtete und starrte den Gatten an. Er blieb in Haltung. Er hatte wenig gehofft und wenig verloren.

Unruhe umbrandete Luise. Ihre Umgebung beriet die Flucht nach Riga. Der König war stumm. Ein Tag floß hin wie in einem Sterbehaus, wo den Leidtragenden die Stunden wie zu Jahren werden, und sie nicht fassen, daß geschäftige Hände um sie schauerliche Zeremonien vorbereiten.

Da kam ein neuer Meldereiter. Er brachte für den König die Einladung des Zaren zu einer Zusammenkunft. War noch nicht alles verloren? Über Luisens Wangen flackerte ein krankes Rot, ihr Atem ging gequält — mein Gott, mein Gott, was sollte man noch glauben und hoffen?

Friedrich Wilhelm beugte sich über die Weinende.

„Schreibe deinem Vater, mein Herz, dies wird dir wohlthun. Du warst glücklich über seinen schönen Brief. Papa soll Nachricht nicht von fremder Hand haben. Beruhige ihn, das beruhigt auch dich.“

Gerührt über sein Zartgefühl und seine Weisheit des Herzens gehorchte Luise. Sie schrieb:

„Memel, den 17. Juni 1807.

Es ist wieder aufs neue ungeheures Unglück und Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen — vielleicht auf immer —; bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Trostgründe hab' ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des Schicksals, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dies stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Gott wird mir helfen, die trüben Augenblicke zu bestehen, wo ich über die Grenze meines Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich hefte meinen Blick gen Himmel, von da alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet und geschätzt von Nationen, und werden ewig und immer Freunde haben, weil wir es verdienen. Deshalb seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie, nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher mit Kronen und vom Glück geschmückt nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben.

Noch eins zu Ihrem Trost, nämlich, daß nie, nie etwas von unserer Seite geschehen wird, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was mit dem

Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Der König steht mitten im Unglück ehrwürdig und charaktergroß da. Das wird auch Sie trösten, wie alle, die uns angehören.

Ich bin auf ewig Ihre treuehormsamste, Sie innig liebende Tochter, und gottlob, daß ich es sagen darf, da mich Ihre Gnade dazu berechtigt, Ihre Freundin Luise.“

Der König reiste tags darauf ab.

Luise wartete in qualvollem Bangen. Ihre Erregung kannte keine Grenzen mehr, ihren überreizten Begriffen wurde der Urheber all des Unglücks, Napoleon, zur Verkörperung des Unrechts, ja des Teuflischen. Als ein warnendes, beunruhigendes Wetterleuchten war sein Name vor drei, vier Jahren aufgetreten. Wie ein Komet, der Krieg und Unglück kündigt, hatte er über dem dunklen Firmament von 1805 gestanden. Als der glühende Ausbruch eines Vulkans, der alles vernichtet, brach er bei Jena und Auerstädt herein.

Jetzt aber, da er noch den Verbündeten besiegt hatte, die königliche Familie aus ihrem Lande treiben wollte, sah sie in ihm die Ausgeburt höllischen Feuers. Ihre Nächte waren gepeinigt von quälenden Träumen — die erfahrene und gefürchtete Unglück in grotesken Formen und Verwirklichungen aufbauten. —

Es war ein Juninachmittag, wolkenlos und klar stand der Himmel. Die alte Gräfin Voß betrat das Zimmer Ihrer Majestät. Sie wollte fragen, ob nicht ein Spaziergang angenehm sei.

Die Gräfin Voß sah die Königin in sonderbarer Stellung über eine Chaiselongue hingestreckt. Sie trat näher, Ihre Majestät lag ja so unbequem. Die Voß zuckte zurück: um Gottes willen, wie sah die Königin aus? War sie — tot? Hatten die Briefe, die um sie verstreut lagen, eine mörderische Botschaft gebracht?

Es gelang nur mit unendlicher Mühe, die Königin aus der tiefen Ohnmacht zu wecken.



Karl August Fürst von Hardenberg
 Nach einem Stich von F. W. Bollinger



Freiherr vom und zum Stein
 Nach einer Zeichnung von Schnorr von Karolsfeld



*Schulhaus von Schwarzort
auf der Kurischen Nehrung, in dem Königin Luise auf ihrer
Flucht übernachtete*



Der Huben bei Königsberg

Sie erwachte, um die entsetzliche Nachricht zu begreifen:

Der Zar hatte, ohne den König zu fragen, Napoleon einen Waffenstillstand und eine Zusammenkunft angeboten. Er konnte nicht mehr anders, seine Generale weigerten sich, weiter für fremde, das heißt preußische Interessen zu kämpfen. Großfürst Konstantin forderte Frieden. Aufs dringendste riet Alexander dem König, sich durch ihn eine Begegnung mit Napoleon vermitteln zu lassen. Denn sonst: Finis Borussiae.

Ihr einziger Gedanke war, sie müsse an den König eine Zeile senden:

„Dein Brief, lieber Freund“, begann ihre zitternde Hand, „ist mir vor Schreck entfallen. Sein Inhalt muß die stärkste und festeste Seele zur Verzweiflung bringen. Dahin also sind wir gebracht worden nach ungeheueren Verlusten an Tapferen —“

Ihr Schreiben wurde von neuer Botschaft durchkreuzt.

Der König von Preußen war durch den Zaren — zugelassen worden zur zweiten Begegnung Alexanders mit Napoleon. Sie hatte sich nicht getäuscht in ihrer Angst: Friedrich Wilhelms schwerste Stunde war hereingebrochen.

Sie weinte in Fassungslosigkeit. Jammervoll war der Wunsch nach Schutz in ihr. Sie kritzelte auf ein Blatt an ihren Vater: „Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, wenn es sein muß, Brot und Salz essen — nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so wie ich von seinen Himmeln heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, oh, kein Mensch ergreift, genießt es so dankbar wie ich, aber hoffen kann ich nicht mehr —“

Die Voß trat ein. Sie wußte keine Worte mehr, sie wäre sich wie eine Gauklerin vorgekommen, hätte sie noch von Hoffnung oder von dem Segen der Trübsal gesprochen. Sie sah die Königin, diese holde und auch in ihren Schwächen oder Fehlern immer entwaffnende Frau, bleich, verweint, zerbrochen. Und die alte Voß

stammelte: „Die Kinder — die Kinder sind so bang und allein —“

Flüchtig blickte Luise auf:

„Ich komme zu den Kindern, so bald ich kann. Es ist auch für sie, daß ich an den Zaren schreiben muß.“

Sie war wieder allein, sann und sann. Und wußte doch: Sie war so ungelehrt, sie war nicht überragenden Verstandes. — Der Geist der großen Feindin Napoleons, der Esprit Frau von Staëls stand ihr nicht zu Gebote! Auch nicht die Klugheit der Herzogin von Weimar oder sonst einer bedeutenden Frau. Sie konnte nur mit ihrem Herzen denken. Und sie schrieb:

„Memel, den 25. Juni 1807.

Meine Seele ist erschüttert, mein lieber Vetter, und ich wäre ohne Hoffnung, wenn Sie nicht über unser Geschick entscheiden würden. Sie werden in diesem grausamen Augenblick nicht Ihren Freund und eine Sache verlassen wollen, die Ihrem Herzen immer teuer gewesen sind. Auf dieses Herz, dem alle Tugenden eigen sind, gründet sich meine Hoffnung für die Zukunft. Mein Gott, wie würde es ohne Sie sein, was würde aus dem König, aus meinen Kindern. Ich wäre die unglücklichste Frau und Mutter, ich würde diesen armen Geschöpfen das Leben gegeben haben, damit sie nur das Unglück kennenlernten. Ach, lieber Vetter, verlassen Sie uns nicht. Wenn Sie in mein Herz blicken könnten, wenn Sie dort all die Dankbarkeit für so viele schon erwiesene Wohltaten lesen würden, Sie wären gewiß gerührt, welche Hingebung, welch grenzenloses Vertrauen Sie für sich fänden.

Meine Gesundheit ist etwas gestört durch all diese Unruhen. Das ist gleichgültig, wenn nur Sie und der König allem widerstehen. Ich bin ein so unwichtiges Wesen. Mag ich erliegen, wenn nur der König gerettet wird, wenn nur meine Kinder ein Los, eine Zukunft haben. Wie glücklich wäre ich, für all das ein Opfer zu sein.

Leben Sie wohl, zweifeln Sie nicht an meiner Dankbarkeit, die nur mit meinem Leben aufhören wird. Bis dahin ganz die Ihre aus innerstem Herzen.

Luise.“

Sie siegelte den Brief, klingelte, befahl Stafetten für ihre Post. Dann ging sie zu ihren Kindern. —

Die alte Gräfin Voß stand Wache im Vorzimmer der Königin. Wartete, ob sie gerufen wurde.

Was waren für Nachrichten gekommen? Konnte es noch schlimmere, noch entsetzlichere geben als die geplante Zerstückelung des Landes?

Sollte das Haus Hohenzollern aufhören, zu regieren, und Preußen einen König aus dem napoleonischen Gnadenkreis erhalten? Murat oder Jérôme oder dergleichen? Großer Gott! In jäher Angst riß die Voß die Türe zu Luises Zimmer auf, rannte mit den automatenhaften Schritten des Alters auf die Königin zu.

Dann war es ihr, als versanken ihre Füße in unergründlichem Sand, als seien ihre Augen blöde geworden.

So hatte sie die Königin noch nie gesehen. Ihr Gesicht war kalt, ihr Mund in Hochmut erstarrt, ihre Augen blicklos.

„Teuerste Majestät —“

Die Königin stand auf. Sie schob langsam eine Hand vor, ließ sie wagrecht mit ausgebreiteten Fingern stehen, als taste sie in die Leere. Die Stimme klang fremd, entstellt:

„Liebe Voß, ich muß nach dem Dorfe Picktupöhnen reisen, wo der König ist. Ich werde im Pfarrhause wohnen, Sie, liebe Voß, die Taudentzen und Buch begleiten mich. Der Zar und der Kaiser der Franzosen sind in Tilsit. Auf den Wunsch des Königs und des Zaren soll ich persönlich den Kaiser der Franzosen um mildere Friedensbedingungen bitten.“

Die Voß starrte aus dunklen, bohrenden Augen Luise an.

„Allergnädigste, verzeihen, ich bin — vielleicht nicht bei Sinnen — ich habe meine teuerste Majestät nicht verstehen können —“

Luise hob das Gesicht eine Linie höher:

„Die Königin von Preußen ist ausersichen, den Kaiser Napoleon um bessere Friedensbedingungen für das Land zu bitten. Verstehen Sie, liebe Gräfin, die Königin von Preußen gilt — als sehr hübsch.“

Die Gräfin Voß stürzte auf ihre alten Knie und hob ihre armen, alten Hände hoch:

„Dies darf nicht wahr sein; Königin Luise.“

Die Königin blieb ganz ruhig. „Stehen Sie auf, liebe Voß. Dies ist keine Kirche, sondern ein Zimmer in Memel.“ Sie beugte die Hand zu der Knienden. Luisens Stimme klang wie aus weiter Ferne: „Es ist alles zerbrochen. Ich weiß, was ich soll, schon seit gestern Nacht. Mein Entschluß war in demselben Augenblick gefaßt. Ich habe Hardenberg gebeten, eine Rolle für mich vorzubereiten. Man fügt sich, nicht wahr. Der Kaiser Napoleon studierte seine Attitüden bei Talma, dem Schauspieler. Vielleicht hilft mir die schöne Lisinka Tauentzien zu meiner Toilette. Meine Anmut soll doch wirken, liebe Voß. Ich habe einen Mann und sieben Kinder, und meine Schönheit soll wirken auf den — Advokatensohn aus Ajaccio.“

„Ihro Majestät?“ Die Voß stand bolzengerade.

„Vergaß ich mich? Habe ich etwas Häßliches gesagt? Ich fahre dorthin, wo ich nicht begraben sein möchte. Liebe Voß, ich habe dies nicht so gewußt, daß man einmal nicht mehr weinen kann.“

Die Voß griff sich mit der zuckenden Hand ans Herz. Sie meinte zu vergehen in Angst vor dem Anblick und der schrecklichen Ruhe der Königin.

Wieder sprach Luise:

„Alle haben den König überzeugt, daß eine einzige Unterredung von mir mit Napoleon mehr bewirken kann, als all ihre Vorstellungen. Ich schmeichle mir

nichts. Ich wäre gerne für das Vaterland gestorben, wenn dies eine Rettung gewesen wäre. Nun muß ich bitten vor einem Mann, den ich verabscheue wie das Gemeine — ich habe mich selbst überlebt — ich bin erst dreißig Jahre — es ist mir, als ob ich in den Tod ginge — — Aber —“, ein Zug von kaltem Hochmut streckte das Gesicht der Königin, „gehen wir.“

XXII. Kapitel.

Der Wagen der Königin und ihrer Damen fuhr durch die grünen litauischen Ebenen. Ist die Landstraße wieder die Heimat? Die Damen starrten hinaus in die grüne Welt. Die Tauentzien wünschte sich weit weg. Der Fuß kroch das Elend bis ins innerste Mark.

Nach zehn Stunden Fahrt hielt der Wagen vor dem Pfarrhaus in Picktupöhnen. Es zeigte einen vorgebauten Windfang, sechs Fenster Front und ein hohes Strohdach. Der Pfarrer und die Pfarrerin zitterten, denn die Königin sagte, sie bäte um Verzeihung, daß sie ihnen Unbequemlichkeiten mache.

Luise suchte ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit niedrigen Stuben und fremdem Gerät, sie mochte nichts mehr denken, ehe der König kam.

Er ließ ein wenig warten. Es fiel ihm wohl leichter, in der Dämmerung seine Frau wiederzusehen. Als sein Wagen gegenüber am Schulhause, seinem Quartier, vorfuhr, kräuselte Spott die Lippen der alten Voß. Seine Majestät kamen mit Hardenberg. Mit einem Beistand.

Luise erschrak vor dem Gesicht ihres Mannes. Nie hatte sie so deutlich seine Willensschwäche ausgeprägt gesehen. Wohl, er kam von der demütigenden Begegnung mit Napoleon, und es war leichter gewesen, ihr zu schreiben, sie solle mit Napoleon sprechen, als es ihr zu sagen.

Tonlos stammelte Friedrich Wilhelm: „Ist mir äußerst fatal. Ist mir entsetzlich. Meinen alle, du allein

kannst Preußen davor retten, französische Provinz zu werden.“

Sein Aussehen, sein Ton erbarmte sie. Luise nahm Friedrich Wilhelms Gesicht in ihre Hände, versuchte zu lächeln:

„Wir armen, armen Leute!“

Nun wurde er auf seine Art beredt. Er dankte ihr für den Entschluß, ging dann aber gleich in Klagen über. „Bin aus allem gerissen, führe ein lächerliches Leben, muß in Tilsit antreten wie Ordonnanzoffizier, muß französische Korps, die bei Auerstädt standen, manövrieren sehen — muß mit anhören, wie der Zar auf Napoleons frivole Scherze eingeht, und sich aufs rascheste in seine Rolle gefunden hat. Und ich“, er tastete nach seinen Orden, „muß für die Zusammenkünfte das Kreuz der Höllegenion, der sogenannten Ehrenlegion, anlegen.“

Er hielt sich, wie immer, an Kleinigkeiten. Das lenkte über aufs Äußerliche. Diese ganze verzweifelte Angelegenheit der Begegnung der Königin mit Napoleon war nicht einmal nach höfischer Etikette vorbereitet!

Gelegentlich ihres wie zufälligen Aufenthaltes in Tilsit würde der Kaiser der Franzosen Notiz von ihr nehmen und ihr einen Besuch machen. Hohn flog über ihre Lippen:

„Ich werde mich kaum mehr wundern, wenn ich bei Napoleon um eine Audienz bitten soll.“ —

Hardenberg beruhigte. Er stand vor ihr, begrüßte sie in der ihm eigenen Eleganz und Herzenshöflichkeit, er war auch in dieser Stunde jedem Schicksal überlegen. Er kam als ein Verabschiedeter. Erst nach der Entfernung dieses Ministers wollte Napoleon mit dem König Frieden schließen. Sie hörte Hardenbergs gütige Worte. Er sprach nicht von sich, nur von dem Wohl des Staates. Von den Mitteln, wie er noch zu retten sei. Sie sah sein schönes Gesicht bewegt, er schien ihr das Bild wahrer Mannestugend. Dies wurde Wohltat für sie.

„Teuerste Majestät,“ antwortete er auf eine Be-

merkung von ihr, „Sie wollen zu Napoleon nicht de coeur, sondern par coeur sprechen. Sehr gut. Alles ist aufgezeichnet, was Eure Majestät vorbringen wollen.“

Sie bat ihn, den Abend mit ihr zu verbringen. Sie fürchtete ein Alleinsein mit Friedrich Wilhelm.

Hardenberg sagte der Königin, sie würde Anblicke in Tilsit haben, geeignet, wankend zu werden. Der Glanz des französischen Lagers, der Pomp, mit dem Napoleon umgeben war, die Liebedienerei vor dem Kaiser, all dies sei nur zu überstehen, wenn sie sich vornähme, darüber hinwegzublicken wie über ein Maskenspiel. Die entsetzlichen Friedensbedingungen, Abtretung der preußischen Lande links der Elbe und rechts der Memel, der Verlust von Magdeburg, vorläufige Besetzung der preußischen Festungen durch französische Truppen, könne allein sie noch mildern. Sie sei die letzte Hoffnung.

Luise flammte auf: „Und der Zar?“

Hardenberg sah an ihr vorüber, antwortete nach einer Pause: „Der Zar beteuert, er habe sein Äußerstes getan.“

Sie blickte auf Hardenbergs vornehmes Profil, sah den Zug des Grams um den schönen Mund und wußte: er ließe mich nicht gehen, wenn es nicht die Entscheidung um Sein oder Nichtsein wäre. Und als habe er ihre Gedanken erraten, blickte er ihr plötzlich voll ins Auge:

„Ich kenne Sie seit Ihren Kindertagen, Königin Luise. Das Schicksal hat Sie bestimmt, eine Krone zu tragen. Sie wurden umjubelt und gaben dem Land das Bild der Anmut und einer edlen Gesinnung. Jetzt aber, Eure Majestät, sind Sie erst wirklich die Königin geworden, denn Sie sind die erlauchte Frau, die am meisten um das Land leidet.“

Sie reichte ihm beide Hände und stämmelte mit tränenverdunkelter Stimme: „Dank — Dank — und meine Treue.“ —

Der König ging zur Nacht ins Schulhaus zurück. Luisens Gefühl für ihn war nur Mitleid. Der König von Preußen muß seine Frau als Bittstellerin ausschicken?

Es gab kein Beispiel dafür in der Geschichte der Hohenzollern. Beispiel? Warum suchte sie nach einem Beispiel? Mary Stuart mußte ihre Todfeindin Elizabeth Tudor um die Gnade des Daseins anflehen. Mary Stuart war eine Schuldvolle gewesen.

Trug sie, Luise, ein Verschulden?

Sie demüthigte sich und sann nach. Hatte sie zuviel getanzt und gelacht? Hatte sie sich zuwenig um die Dinge des öffentlichen Lebens gekümmert? Ein bitterer Zug ging um ihren Mund. Der König wußte ihr bisher jede Einmischung zu verbieten.

Großer Gott, wenn er ihr erlaubt hätte, öfter mit bedeutenden Männern wie Hardenberg zu sprechen, sie wäre nicht so unwissend geblieben. Sie hätte, wenn auch nicht große Gedanken, so doch große Einsichten bekommen können.

Sie starrte vor sich hin: War es zu spät? Konnte aus ihr, wenn sie alles dransetzte, nicht noch eine Frau von vertiefterem Wissen werden?

Sie schlief erst gegen den Morgen ein, erwachte von Pferdegetrappel und aufgeregten Schritten im engen Hause.

Als sie das Wohnzimmer betrat, stockte ihr für einen Augenblick der Herzschlag. Stürmischen Schrittes, umweht von seinem alten Zauber, eilte ihr Alexander entgegen.

Sie wollte kühl sein, und fühlte ihr Herz zittern.

Denn wie es uns geht bei teuersten Menschen: sie dürfen uns enttäuscht haben, und vor ihrem Anblick wird doch die alte Neigung, die alte Vertrautheit in neuem Glanze wach. Alexanders Lächeln umschmeichelte sie wie einst. Er sollte der Freund des Korsen sein? Nein, nur unentrinnbares Verhängnis konnte ihn zwingen, wider Willen mit dem Ungeheuer zu paktieren. Wärme floß um Luise. Und ihr Herz hob sich in einer Zuversicht: Alexander war gekommen, zu sagen, daß er ihr den fürchterlichen Schritt abnehmen würde! Was

ihr Mann nicht konnte, was der aufs äußerste bedrängte König von Preußen nicht vermochte, würde der mächtige Zar, der große Freund tun: ihr diesen Demuts- gang zu einem Verhaßten ersparen!

Sie sprach: „Ich bin hier, um den bittersten Weg meines Lebens gehen zu sollen. Ich weiß nicht, wie ich es vermag —“

Da lächelte der Zar, küßte ihre Hand und antwortete:

„Teuerste Freundin, Sie sind doch so reizend! Ihre Anmut wird selbst den Zorn Napoleons bannen. Und überdies, erinnern Sie sich an das Wort des weltmännischen Henri quatre: Paris vaut une messe — Sie, teuerste Freundin, machen einen guten Frieden mit un peu de tête und mit Ihrem Scharm.“

Ihr Blick wurde leer und gläsern. Eine eisige Hand hatte den Hauch von der kostbarsten Blüte ihrer Seele gestreift. Ein tändelndes Wort zerriß eine teuerste Illusion: sie war in dem Traum gegangen, das Geheimnis einer Sternenfreundschaft verbande sie mit Alexander. Eine einzigartige Beziehung, eine erhabene Zärtlichkeit vereine sie im Geiste. Sie sank aus ihrem Traum, eine Angebetete zu sein.

Eine Angebetete war sie nicht für Friedrich Wilhelm. Sondern die Mutter seiner Kinder, seine Frau. Sie hatte es ihm längst verziehen, daß er in seiner Not sie rief, Haus und Heimat zu vertreten.

Alexander, der ihr von einer heiligen Allianz der Freundschaft gesprochen, mahnte diese Alliierte in scherzenden Worten, durch ihren „Scharm“ auf ihren Todfeind einzuwirken?

Genug, genug.

Nach kurzer Pause stellte die Königin mit kühler, hochmütiger Stimme dem Zaren die konventionelle Frage nach dem Befinden der kaiserlichen Damen. —

Und nun kam Luisens bitterster Weg.

Die Königin fuhr mit ihren Damen schon um vier

Uhr aus Picketpöhlen ab, geleitet von einer Abteilung Garde du Corps. Die Fahrt war auf eine Stunde berechnet. Man passierte ein Kosakenlager, dann war der ganze Weg von französischen Truppen umgeben. Luise schloß die Augen, sich den Anblick zu ersparen. An der Fähre empfing sie Marschall Kalckreuth und überschüttete sie mit Belehrungen. Sie wehrte unwillig ab und bestieg den Hofwagen.

Ihr Herz stand unter dem eigenen Befehl, sich auf diesem Wege keine Gedanken, keine Betrachtungen mehr zu gestatten. Sie wollte kalt, ganz kalt sein, kein Mensch mehr, der sich selbst rührt und sein Herz weich macht, sie wollte nichts sein als eine Funktion.

Sie stieg eine steile Treppe hinauf zur Wohnung des Königs. Als sie in sein Zimmer eintrat, war der Zar im Gespräch mit Friedrich Wilhelm. Der Zar, er schien ihr kleiner als sonst, verbarg Beschämung und Nervenschwäche unter lebhaften Worten:

„Die Angelegenheiten des Staates stehen schlecht, unsere ganze Hoffnung steht auf Ihnen, retten Sie den Staat.“

Theaterszene, dachte sie flüchtig, hörte die leise Stimme der Tauentzien, sah sie eine Türe öffnen, ging mechanisch in ein Nebengemach. Die Gräfin bat: „Ich darf doch Eurer Majestät die Frisur ordnen, an der Schläfe hat der Wind eine Locke gelöst.“ Sie fühlte kühle Finger an ihrer Stirn, blickte lässig in den hohen Wandspiegel; sie trug ein weißes, silberdurchwirktes Kreppkleid, das Perlendiadem im Haar. Die Tauentzien flüsterte: „Eure Majestät haben einen ausgezeichneten Tag. Wie schlank sind Eure Majestät wieder geworden. Eure Majestät sehen anbetungswürdig aus.“

Luise schloß sekundenlang die so schwermütig gewordenen Augen:

„Mein Gott, Lisinka, soll mich dies trösten?“

Die Tauentzien machte eine hochfahrende Bewegung.

„Majestät, dies ist kein Trost, sondern auf Ehre eine neidvolle Wahrheit.“

Diese Geste werd' ich dir später danken, dachte Luise.

Die Annäherung Napoleons wurde gemeldet. Der Zar, bebend in nervöser Schwäche, stürzte ans Fenster, rief halblaut: „Er hat Murat, Berthier, Talleyrand, sämtliche Marschälle bei sich — mon Dieu, eilen wir —“

Aufruhr, Rennen, Laufen. Die Chargen und Statisten der Szene eilten an ihre Plätze, Friedrich Wilhelm und sein Gefolge zur Haustüre, der Zar in den Flur, die Hofdamen an den Treppenaufgang.

Die Königin hatte, der Hofsitte gemäß, ihren „Gast“ allein am Endpunkt der Treppe zu begrüßen.

Sie war nun ganz ruhig. Ihr Herz schlief irgendwo, fern. Sie dachte, ich bin nichts mehr als die Figur eines Spiels. Hochmut floß über sie hin. Sie würde die Formeln herunterplappern. Für ewig lächerlich würde ihr das Wort Sire sein, nachdem es zu einem Parvenü gesprochen. Sie hörte Stimmen, fühlte sich eiskalt werden, vernahm einen raschen Schritt, dann ein Stolpern auf der Treppe. Und ehe sie noch die Wirklichkeit begriff, stand im grünen Rock, untersetzt, so, daß ihr Blick auf sein dunkles Haar fiel, Napoleon vor ihr.

Sie hatte für die Festigkeit ihrer Stimme gefürchtet. Sie erlebte eine Überraschung: ganz ruhig, ganz einfach hörte sie sich sagen, sie bedauere, daß Seine Majestät eine so unbequeme Treppe steigen müsse. Rasch kam die Antwort.

„Auf dem Wege zu einem solchen Ziele darf man vor keinem Hindernis zurückschrecken.“

Sie wandte frappiert das Gesicht. Es war ein eleganter Satz — und das Lächeln, mit dem Napoleon seine Worte begleitete, umschwebte einen feinen, schön geschnittenen Mund.

Rasch wurde eine Vorstellung des Gefolges bewirkt, das Vorzimmer durchschritten.

Und dann standen sich Luise und Napoleon in einem kleinen Salon allein gegenüber.

Sie senkte den Blick auf den Gehäßen, staunte,

wurde irritiert: was sie von seiner Häßlichkeit gehört, war zu dieser Stunde nicht vorhanden. Sie sah einen kleinen, außerordentlich fein gebildeten Kopf, sah Züge, die den Denker und den Herrscher verrieten, und sah ein Lächeln, in dem vielleicht eine Spur von Verlegenheit schwebte.

Dieses kleine, seltsame Lächeln gab der Königin ihre ganze Fassung zurück. Sie erhob sich über ihr Unglück. Sie war ganz die große Dame von Geburt, die große Dame in einer Weltstellung. Ihre Stimme klang kühl:

„Ich lerne Eure Majestät in einem für mich höchst schwierigen Augenblick kennen. Ich sollte vielleicht nicht über die Interessen meines Landes mit Ihnen sprechen, da Sie mir öffentlich den unbegründeten Vorwurf machten, daß ich mich zuviel mit Politik abgegeben habe.“

Napoleon verbeugte sich leicht. „Seien Eure Majestät überzeugt, daß ich niemals das alles geglaubt habe, was man während unserer politischen Zerwürfnisse so indiskret verbreitet hat.“

Sie staunte. Besaß dieser Mann so viel Frechheit oder so viel Takt, Tatsachen auf diese Weise zu wandeln?

Rasch fuhr sie fort: „Wie immer es sei, ich würde es mir nie vergeben, wenn ich diesen Augenblick nicht benutzte, freimütig mit Ihnen zu sprechen. Wir haben einen unglücklichen Krieg geführt. Sie sind der Sieger. Aber muß ich annehmen, daß Sie Ihren Sieg mißbrauchen werden?“

Er ging einen Schritt auf sie zu. Ein Widerspiel heftiger Erregung überflackerte sein Gesicht. Temperament brach aus.

„Wie konnten Sie Krieg mit mir führen?“

„Sire, der Ruhm Friedrichs des Großen hat uns über unsere Mittel getäuscht.“

Ein kurzer Ausruf entfuhr ihm. Seine Augen blitzten zu ihr hin. Er schien eine Sekunde lang wie ein freimütiger Duellant, den Respekt erfaßt vor einer guten Parade.

Durch ihr Herz zuckte jählings ein Ahnen, daß sie dem Außergewöhnlichen gegenüberstand.

Napoleon wandte sich etwas zur Seite, stützte die Hand auf die Marmorplatte eines Tisches.

„Warum haben Sie mich gezwungen, die Dinge aufs Äußerste zu treiben? Wie oft bot ich Ihnen den Frieden an! Österreich wies vernünftige Bedingungen nicht zurück. Sie aber haben nach Auerstädt jedes freundschaftliche Abkommen verweigert. Und meine Botschaften nach der Schlacht von Eylau wollte man kaum anhören.“

Sie wollte aufflammen vor diesen Lügen. Sie wollte vom Stolze einer Nation sprechen — und erinnerte sich, wie sehr Hardenberg sie gebeten, nur als Frau, als Mutter aufzutreten:

Ihre dunkle Stimme durchschwang ein Beben:

„Was die ersten Verhandlungen nach der Schlacht von Auerstädt betrifft, so war es gewiß nicht der König, der sie abbrach — und in letzter Zeit — Sire, Sie wissen dies ja besser als ich — hing es nicht mehr von uns ab, in Sonderverhandlungen einzutreten. Doch ich wage nicht, meine Ansichten über die großen politischen Angelegenheiten zu formulieren. Ich bin nur eine Frau. Ich denke an meine Heimat, meine Familie. Sie haben selbst bei jeder Gelegenheit bewiesen, wie sehr Ihnen das Schicksal der Ihrigen am Herzen liegt. Müssen Ihnen nicht dann auch die Sorgen einer Mutter gerechtfertigt und achtungswert erscheinen? Die Ruhe und die Selbstständigkeit eines Landes bedeuten die Wohlfahrt seiner Bewohner.“

Napoleon wandte sich ihr mit einer lebhaften Bewegung zu.

„Aber Eure Majestät glauben doch nicht etwa, daß von einer Vernichtung Preußens die Rede ist.“

Er starrte sie an. Das gelbe Gesicht des Achtunddreißigjährigen überflog für Sekunden ein wärmerer Ton.

„Würden Sie erfreut sein, nach Berlin zurückkehren zu können?“

Sie antwortete in Affekt: „Ja, Sire, aber nicht unter jeder Bedingung. Es hängt von Eurer Majestät ab, uns diese Rückkehr zu erleichtern.“

Er schien geschmeichelt, lächelte. „Madame, ich werde sicher darüber sehr glücklich sein. Ah, Sie tragen da ein schönes Kleid. Wo ist es gemacht?“

„Bei uns, Sire!“ „In Breslau?“ „Nein, in Berlin.“ „Wird Krepp in Ihren Fabriken hergestellt?“ „Wahrscheinlich, Sire. Aber ich kann jetzt nicht an Krepp und Toiletten denken. Eure Majestät wissen, welche Interessen mich in dem Augenblick beschäftigen, wo ich durch Eure Majestät eine bessere Existenz für alle, die mir teuer sind, erhoffe. Ich weiß, daß wir Opfer bringen müssen, aber wenigstens trenne man nicht Provinzen von Preußen, die ihm seit Jahrhunderten angehören. Ich glaube mir nichts zu vergeben, wenn ich den grausamen Schmerz des Königs betone, falls er einige der ältesten Provinzen seines Hauses abtreten müßte. Er hängt an keiner Provinz so sehr wie an Magdeburg. Trotzdem Sie mir einen Vorwurf wegen Verlängerung des Krieges gemacht haben, kann ich mir doch nicht denken, daß Standhaftigkeit im Unglück in Ihren Augen ein Unrecht ist. Aber Sie lassen mich immer allein sprechen, Sire! Ist Rache dessen würdig, der sie widerstandslos ausüben kann? Eine Frau darf Ihnen sagen, was einem Manne wohl nicht anstehen würde. Erwerben Sie sich Rechte auf unsere Dankbarkeit —“ sie stockte, quälte die Worte heraus — „und Ihre Siege werden Ihnen doppelt Ehre machen.“

Er lächelte. Ein Blick aufflammenden Interesses traf sie. Sie wußte es plötzlich, daß diese Augen ungeheuerer Horizonte besaßen, sie empfand erschauernd eine Ahnung seiner Genialität.

„Es kostet Sie doch nur ein Wort, Sire, uns einen erträglichen Frieden zu geben. Ich kann nicht glauben, daß Sie unempfindlich sind gegen all die Leiden, die auf uns lasten.“

„Madame“, begann er mit veränderter Stimme.

Da trat im denkbar unglücklichsten Augenblick Friedrich Wilhelm ein. — Das Gespräch war zerrissen.

Napoleon atmete auf, verbeugte sich vor Luise, vor dem König. „Sie werden bei mir dinieren, ich freue mich — auf Wiedersehen!“

Die Königin fuhr in veränderter Stimmung zu diesem Festmahl. Napoleons Anblick hatte ihr das Grauen vor seiner Person genommen. Hoffnung flammte auf, sie könne wirklich etwas bei ihm erreicht haben. Diese Idee befeuerte sie. Sie hatte sich einen Barbaren vorgestellt. Sie war auf die äußerste Formlosigkeit gefaßt gewesen.

Einem Herrscher, den sie erblickt hatte, fühlte sie sich gewachsen — wenn sie es über sich gewann, Gram und Verzweiflung vieler Jahre, die er über sie gebracht hatte, in der innersten Herzenskammer zu verschließen. Ihr Entschluß war gefaßt. Gehen wir zu der Komödie. Nur der barmherzige Gott wendet seine Augen nicht von den Unglücklichen. Nur er wird die Mühseligen und Beladenen erquicken.

Der Sieger von Marengo, Auerstädt und Jena läßt sich nicht die Trostlosigkeit zu Tisch.

Luise saß zwischen Napoleon und Alexander. Und sie spielte, was sie einst gewesen: die Frau mit der anmutigen Geste, der beschwingten Rede. Sie kam sich vor wie jemand, der auf schwankendem, untergehendem Schiff noch versucht, der Gefahr zu lächeln.

Napoleon sagte ihr viele Schmeicheleien, und sie durfte wohl denken, daß die große Unterredung mit ihm einflußreich gewesen sei.

Als der Wagen des Königspaares abgefahren war, wandte sich der Zar zu dem neuen Freund:

„Nun, Sire, habe ich zuviel von der Königin gesagt?“

Napoleon prüfte mit der Hand die Glätte seines Kinns, ließ es dann in der Faust versinken:

„Sie sprach mit Takt und Zartgefühl, so daß ich

unmöglich beleidigt sein konnte. Sie besitzt Haltung und Gewandtheit.“

Alexander lächelte. „Sire, man darf sie nicht im Unglück lassen. Sie ist zur Freude geboren. Sie stammt aus einem heiteren Himmelsstrich, und ihre Seele ist dem Erhabenen zugeneigt. Welch ein Unglück für sie, einem nüchternen und erfolglosen, wenn auch so rechtlichen Mann verbunden zu sein.“

Napoleon antwortete gefällig:

„Die Königin ist eine reizende Frau. Ihre Seele entspricht ihrer Gestalt. Auf Ehre, anstatt ihr eine Krone zu nehmen, möchte man versucht sein, ihr eine zu Füßen zu legen.“

Er sah träumerisch vor sich hin, vielleicht war er für Sekunden wieder der junge General, der einst vor Josephine erblaßte.

Napoleon arbeitete noch lange in der Nacht. Als gegen ein Uhr Marschall Berthier bei ihm eintrat, fiel sein Blick auf die Niederschriften des Friedensvertrags. Raschen Auges sah er darin Streichungen.

„Wie gefiel Ihnen die Königin?“ fragte der Kaiser. Der Marschall verbarg ein Lächeln. Er tat, als wisse er im Moment nicht, von wem die Rede sei. Dann sagte er gleichmütig: „Eure Majestät sprechen von der raffinierten Schauspielerin, die ihre schönen Augen gebrauchte? Nun ja, une femme! Man braucht sie zuweilen. Man bezahlt sie. Aber doch wohl nicht mit eroberten Provinzen, wie diese Intrigantin hofft?“

Der Kaiser machte eine Gebärde des Zornes. Berthier, geschmeidig, jedem Augenblick angepaßt, fuhr flüsternd fort: „Diese deutschen Frauen jammern unablässig über das Los ihrer Kinder und hoffen, damit auf Tränendrüsen zu wirken. Sogar ihre Liebhaber gewinnen sie damit. Vermutlich glaubt die schöne Luise diese Nacht, sie habe sich Provinzen und Festungen erweint. Nun ja, im Krieg und in der Liebe sind alle Waffen erlaubt. Aber daß der Sieger von Marengo auch die Mission haben soll,

Gattinnen zu trösten, eine solche Hoffnung kann nur einem germanischen Hirn entspringen.“

Der Kaiser starrte in die Flammen eines Armleuchters, erwiderte scharf: „Sie hat sich gedemüthigt.“

„Das tun Bettler immer“, antwortete Herr von Talleyrand, aus dem Dunkel einer Zimmerecke hervortretend. Er nickte Berthier zu. Der Marschall hatte die befohlenen Sätze gut vorgebracht. Das Weitere fand sich. —

Die Königin war nach Pickupöhnern zurückgekehrt. Die Königin hatte sich beruhigt. Sie war auch voll Hoffnung. Das Licht der großen Welt, der Schein dieser europäischen Abendgesellschaft warf doch Strahlen. Nicht die eines ewigen Trostes. Nicht die einer Beruhigung der Seele. Aber Luise hatte den Feind auf dem Boden des Respekts gefunden. Dies gab ihr das tausendmal verletzte äußere Selbstgefühl zurück. Sie ermunterte den König — sie wagte zu hoffen, eine Wendung zum Erträglichen wurde herbeigeführt. —

Luise saß zu später Frühstücksstunde mit dem König in der Pfarrhausstube. Sie machte Friedrich Wilhelm das Brot zurecht, wie er es liebte, sie hatte die kleinen fraulichen Freundlichkeiten der gnädigen Frau von Paretz.

Da ließ sich Graf von der Goltz melden. Und während er sprach, wurde aus dem freundlichen Zimmer der öde Schauplatz für neue Verzweiflung.

Goltz kam direkt von Napoleon und brachte die Aussprüche des Kaisers:

„Alles, was ich der Königin gesagt habe, sind nur höfliche Redensarten gewesen, die mich zu nichts verpflichten, denn ich bin fest entschlossen, dem König von Preußen die Elbe als westliche Grenze zuzuweisen. Es ist keine Rede davon, noch zu unterhandeln. Ich habe bereits alles heute mit Kaiser Alexander verabredet. Der König von Preußen hat seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen zu danken. Ohne seine Fürsprache wäre mein Bruder Jérôme König von Preußen geworden und die jetzige Dynastie abgesetzt. In zwei

Tagen muß der Friedensschluß, so wie ich ihn befehle, erledigt sein.“

Die Königin hatte kaum Worte mehr. Ihr war es, als umgäbe sie ein luftleerer Raum, in dem kein Ton mehr klingen kann. Erst als der Mittag eine Einladung Napoleons brachte, und ein Schreiben Alexanders, sie solle unter allen Umständen dieses dritte Zusammensein bewirken, brach ihr Temperament aus.

Sie weigerte sich — um endlich vor Friedrich Wilhelms Gesicht nachzugeben. Der König ward in Tilsit gewünscht, er fuhr eilends ab. Sie wagte ihm nicht den Trost zu versagen, daß sie nachkäme.

Als sie in Tilsit anlangte, fand sie den König am Rande seiner Nervenkraft, mit Tränen kämpfend. Er hatte einen Wutausbruch Napoleons miterlebt, war mit Geringschätzung behandelt worden, hatte mitleidlose Eröffnungen erhalten.

Dennoch bestand der König darauf, daß sie mit ihm zu dem Festmahl ginge.

Es wurde ein entsetzlicher Abend.

Der große Herrscher, den Luise gestern erblickt, war in einen schlechtgelaunten, heftigen kleinen Mann mit tückischen und boshaften Zügen verwandelt. Er begrüßte die Königin mit lässiger und ironischer Höflichkeit. Er war erhitzt, unberechenbarer Laune, und über der Tischgesellschaft lag eine angstvolle Stimmung. Leeres Gespräch schleppte sich hin. Mit Schrecken hörte die Königin plötzlich ihren Gatten auf eine halblaute Frage Napoleons antworten:

„Eure Majestät wissen nicht, wie schmerzlich es ist, Gebiete zu verlieren, die sich eine lange Reihe von Jahren hindurch vererbt haben, und in der Tat die Wiege des Geschlechtes sind.“

Napoleon rief lachend: „Was Wiege! Wenn der Junge erwachsen ist, vergißt er die Wiege.“ Der König fuhr rasch fort: „Aber die Ab- und Anstammung kann man nicht vergessen.“ Mein Gott, warum mußte er den

Kaiser darauf hinweisen, daß er keine Erblande besaß? Geistesgegenwärtig, rasch, lebhaft warf Luise ein:

„Das Mutterherz ist die dauerhafteste Wiege“, und sie fragte nach Madame mère, nach Laetitia Bonaparte. Höflich wandte sich der Kaiser ihr zu. Luises Hoffnung flackerte noch einmal auf, als er nach Tisch sie allein in ein Nebenzimmer bat. Sie fühlte, dies ist der letzte Augenblick, in dem sie wirksam sein kann. Sie dachte an ihre Kinder, an das Vaterland. Und überwand ihren Stolz, noch einmal zu bitten. Um Magdeburg!

Napoleon wandte sich brüsk: „Wollen Sie mir zum Abschied noch etwas abpressen? Sie vergessen, Madame, daß es an Ihnen liegt, meine Bedingungen anzunehmen oder abzulehnen.“

Sie wich zurück. Ihr Auge suchte die Türe. Aber noch einmal überwand sie ihren Stolz, es ging ja hier nicht um ihre Person, es ging um das Vaterland.

„Ist es möglich, daß der Held des Jahrhunderts und der Geschichte, dem ich gegenüberstehe, mir nicht die Freude erweist, ihm bezeugen zu können, daß er mich für das Leben verpflichtet hat?“

Ihre Stimme klang ihr selbst so fremd, klang dunkel und wie aus weiter Ferne.

„Ich beklage es, Majestät, es ist eine Wirkung meines bösen Sterns.“

Ihr Blick umfaßte noch einmal seine Gestalt.

Sie antwortete nicht mehr. —

Die Königin war allein in Pickupöhlen. Friedrich Wilhelm mußte zugegen sein, als Napoleon und Alexander zu Tilsit das Schicksal Preußens besiegelten. Luise irrte durch einen abendlichen Garten. Da standen, eine Bank zwischen sich lassend, zwei alte mächtige Linden. Der Duft ihrer Blüten, schwer von Süße, erfüllte die Luft. Luise wartete auf Nachricht. Um sie verglühete der Tag.

Luise saß auf der Bank zwischen den Linden. Erntezeit begann im Lande. Im fernen Land der Kinderheimat.

Hier waren zerstampfte Felder. Hier lagerten fremde Soldaten. Der Anblick jedes einzelnen bekundete Preußens Ohnmacht. Und drüben, zu Tilsit, ward der Friede geschlossen. Hat je ein holdes Wort einen so entsetzlichen Klang gehabt wie dieser Friede, dieser Gewaltstreich, dieses ohnmächtige Unterliegen?

Sie hörte plötzlich auf ein fernes Wagenrollen, raffte sich zusammen. Verjüngte sich. Wenn so rasch Botschaft kam, war es vielleicht doch eine gute?

Sie durcheilte den Garten. Sah den Grafen von der Goltz einfahren, erblickte sein Gesicht — und wußte, jede Hoffnung war vorüber.

Graf von der Goltz stand der Königin in der kleinen Pfarrstube von Picktupöhn gegenüber.

Luise bat: „Ich möchte die ganze Wahrheit auf einmal erfahren.“

Goltz stand steif: „Preußen hat den Friedensvertrag unterzeichnet. Abtretung der linkselbischen Gebiete, mit Magdeburg. Die polnischen Distrikte sind verloren. Über die Räumung des Landes und die Zahlung der Kriegskosten waren im Friedensvertrag keine festen Bedingungen zu erzielen. Wir müssen gewärtigen, den Feind noch lange im Lande zu behalten, wir müssen darauf gefaßt sein, daß Kontributionen ohne Beispiel gefordert werden.

Aber die Souveränität Seiner Majestät über die verbleibenden Provinzen ist gerettet.

Seine Majestät der König wird diesen Abend noch einer Einladung der beiden Kaiser folgen und in Tilsit bleiben.“

Der Graf schwieg. Die Königin antwortete automatisch: „Ich danke Ihnen.“ Und sie bot letzte Beherrschung auf, reichte ihm die bebende Hand zum Zeichen der Entlassung. Der Graf beugte sich tief über die arme Hand. Er hätte gehen müssen. Aber er durchbrach die Etikette. Er sagte:

„Was von Deutschland noch lebt, deutscher Idealismus, deutscher Geist und deutsches Gemüt, hat den

Machthabern Napoleon und Alexander eine einzige und dem Vaterland ewig unvergeßliche Verkörperung gegenübergestellt in der Idealgestalt unserer teuersten Königin. Eure Majestät wollen allernächtigst verzeihen, daß ich wage, dies auszusprechen.“

Luise war wieder im Garten des Pfarrhauses von Pickupöhlen. Sie hatte ihre Damen gebeten, sie allein zu lassen.

Sternenschein lag über dem Lande. Die Königin saß auf der einsamen Bank unter den alten Linden und starrte in die Nacht hinaus.

Verloren war alles, was sie erhofft. Vergeblich war die Demütigung gewesen. Preußen lag zertrümmert. Süd-deutsche Truppen, die Rheinbündler, hatten jubelnd mitgeholfen zum Sieg der Franzosen über den Staat Friedrichs des Einzigen.

Wo lag Germanien? Blieb es nur noch ein Begriff des Herzens, ein Traum, ein Phantom?

Luise verkrampfte ihre Hände ineinander. War sie eine Närrin, eine Törin, wenn sie an dieses Germanien glauben wollte bis zum letzten Hauch? Galt ihr Name nun dem Gespött der Sieger, dem Gelächter der Unterdrücker?

Hilflose Sehnsucht überfiel sie, sich an einem Mutterherzen auszuweinen, sie, die nie die Mutter gekannt.

In den Lindenkronen rauschte der Nachtwind. Die ewigen Bäume Germaniens sandten den Duft des Sommers zu der Einsamen.

„Dies ist nicht der Linde Rauschen,
Dies ist meiner Mutter Stimme.“

Wo klang das einst? Am Rhein? In der Heimat? Alte, liebe Bäume. Luise hob die Hand nach der schmerzenden Stirn, strich wirres Haar von hellen Schläfen zurück. Und sie beugte ihre Gestalt, beugte die Hände zu den Knien, das Gesicht zu den Knien. So saß sie, ganz verlassen, hingekauert in schmerzvoller

weiblicher Ohnmacht. Sie kämpfte den Kampf einer tiefsten Entsagung.

Sie hatte auf Menschen vertraut: Hatte gewohnt unter dem Schutz eines Gatten, sie hatte sich in tiefster Seele der Freundschaft eines Erlesenen geschmeichelt.

Und nun wußte sie in bängster Stille, daß Menschen uns immer nur begleiten bis zu der letzten Tür.

So saß sie, unter Lindenkronen und den Sternen der Sommernacht, und ihr Herz rang, über alles Zertrümmerte hinaus wieder zu dem Gefühl zu kommen, daß sie noch lebe. Silberlicht der Gestirne verschwebte über dunklem Land, Tau feuchtete das Erdreich. Und, kaum es wissend, stammelte Luise das Wort letzter menschlicher Hoffnung:

„Gott — dir — ergeb' ich mich.“

XXIII. Kapitel.

Das Land war zerstückelt, das Land war verwüstet. Niedergebrannte Dörfer, Ruinen von Edelsitzen, gebrandschatzte Städte, durch Lasten und Steuern schier erdrückte Einwohner gaben Zeugnis von der Lage des Staates. Französische Truppen hielten die Festungen, die großen Städte besetzt, trieben die ungeheuerlichen Kontributionen ein. Bettlerscharen durchzogen die Dörfer, Armut und tiefste Einschränkung war das Los der Provinzen, die unter preußischer Herrschaft geblieben.

Luise ging einem neuen Winter in dem harten Klima von Memel entgegen. Ihre tieferschütterte Gesundheit hätte einen Aufenthalt im Süden verlangt. Aber wie konnte sie an eine Entfernung vom König denken? Er brauchte ihre Nähe, ihren Trost. Sein Schicksal war das ihre.

Alles, was Luise in den Jahren von 1804 bis 1806 erlebt hatte, fand seine Wiederholung: Unruhe und Angst, ständige Bedrohung.

Damals aber ging die große Bewegungslinie durch diese Dinge. Jetzt lagen sie in der Niederung des Ge-

fügten. Einst war Unglück das Ereignis, jetzt war es das tägliche Brot geworden.

Verbannt nach Memel! Verbannt in Enge und Armut und ewige Unruhe, denn auch dieses Los konnte einem noch elenderen Platz machen!

Sie wußte, woher all der Jammer kam. Jenes bewegliche Instrument, genannt der Friede von Tilsit, gab Napoleon Recht und Macht zu immer neuen Forderungen und Bedrohungen.

Wohl war Friedrich Wilhelm III. souverän geblieben über die Hälfte seiner Erbstaaten. Aber er mußte sich aus Paris vorschreiben lassen, welche Minister er nehmen durfte, welche äußere Haltung seiner Regierung zustand. Der König, durch die furchtbaren Erlebnisse matt und arm geworden, wußte keine Auswege.

Luise hatte lange die Augen geschlossen vor seinen Unzulänglichkeiten. Als eine rechte Frau schonte sie seine Schwächen. Sie gehörte ihm an, war seine Gattin, er stand ihr hoch über aller Kritik.

Aber das furchtbare Erlebnis des Krieges und des Zusammenbruchs hatte sie verwandelt. Sie konnte und durfte nicht wieder zurücktreten in die einstige Ruhe häuslichen Genügens. Sie hatte die Augen Europas auf sich gerichtet gesehen bei der Begegnung mit Napoleon. Sie war durch die Tragödie des Zusammenbruchs gegangen. Und die tief in ihr Herz verankerte Liebe zum Vaterland verlangte Betätigung. Was sollte werden?

Ein fieberhaftes Verantwortungsgefühl hatte Luisens Seele ergriffen. Sie bemühte sich, die Notwendigkeiten der Zeit zu begreifen und zu erfassen. Ihr Ohr war hellhörig geworden. Mit dem Instinkt der Frau und mit dem Geist der Idealistin begriff sie, daß diese Totenstarre, die über dem Lande zu liegen schien, wie die Ohnmacht war, die einen Körper niederwerfen kann. Oder daß sie der kalten Ruhe von Eisdecken über Flüssen glich, unter denen die Wasser sich sammeln. In unsäglicher Bitternis wußte sie: dem König hatte es sein

Schicksal nicht geschenkt, aus tiefster Not sich aufzuraffen zur Führerschaft über sein Volk. Und nach Führerschaft riefen alle im Lande, in deren Herzen das Gefühl der Schmach brannte über die Knechtschaft, über die Abhängigkeit.

Sie wußte, es gab einen Mann, der befähigt war, auch an eine verloren scheinende Sache sein Herz und seine Kraft zu setzen. Es war der Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein. Die Sache Deutschlands betrachtete er als den Sinn seines Lebens. Er vertrat sein Ideal von einer deutschen Nation nicht weich und gefühlsselig. In seinem Wesen lagen unerbittliche Härten, sein Verkehrston war streng, unerreichbar fern lag ihm die Verbindlichkeit und geistige Eleganz Hardenbergs.

Dieses letzte stand als eine Klippe in Luisens Plan. Aber es mußte glücken. Lange innere und äußere Kämpfe gingen voraus, bis die Königin alles vorbereitet hatte zu der zweiten, stilleren Großtat ihres Lebens: die Rückberufung Steins an die Spitze der Geschäfte vom König zu erzwingen.

Wieder stand sie bittend vor Friedrich Wilhelm:

„Darf ich nicht durch Frau von Berg an Stein schreiben lassen?“ fragte sie.

Der König wandte spöttisch ein, Stein sei kein Jurist, kein Fachmann, sondern jemand, der den Bergbau studiert hätte.

Sie rief ungeduldig: „Wohin haben uns denn die Fachleute geführt? Eine Reform kann immer nur der Mensch mit unbefangenen Blick machen! Der Fachmann baut ewig weiter an seinem Fach. Er vertraut der unveränderlichen Gültigkeit der Fundamente. Nur der Unbefangene mit dem freien Blick hat die Kraft, auch ein Fundament zu kassieren, wenn er es für schlecht erkennt.“

Der König stand mißmutig am Fenster, langsam formten sich seine Worte: „Haben ungewissen Frieden. Ersticken in Gelderpressungen. Können kaum Atem

schöpfen, notdürftig zu existieren. Stein redet von Reformen, ist in Wahrheit ein Revolutionär —“

Sie trat dem König näher. Sie legte die Hände auf seine Schultern.

„Jedes große Gefühl ist seiner Natur nach revolutionär“, sagte sie, ohne Wissen ein Wort Louis Ferdinands wiederholend. „Und eine große Vaterlandsliebe mag wohl auch einmal geheiligt scheinende Tradition zerbrechen, wenn sie fürchtet, unter der Last der alten vermag eine neue Jugend nicht mehr zu atmen! Höre mich doch —“ sie nahm die Hand des Königs und streichelte seine schmalen Finger — „wir selbst, als wir so jung an den Hof kamen, litten unter hundert Dingen, die uns alt, unnütz, eine erstarrte Etikette waren, und wie wir damals, so leidet noch heute das Volk unter hundert veralteten Einrichtungen, Lasten, Beschränkungen. Stein will erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums schaffen. Und ist der Wunsch nach einem Stück Land oder einem Garten nicht ein so tief begreiflicher für alle?“ Sie lächelte dem König zu: „Weißt du noch, wie wir nach Paretz flohen in die kleine einfache Freiheit?“ Sie nahm seine Hand an ihre Lippen, stammelte, von Erinnerungen überwältigt: „Ach, weißt du noch?“

Friedrich Wilhelm sah sie still an: „Sprich die alten Namen nicht mehr aus, Luise. Laß uns hoffen, daß wir die Orte unseres Glückes wiedersehen. Wenn es dir so viel bedeutet, so will ich deinen Wunsch erfüllen —“

Sie war am Ziel und begriff gleich: um zwischen Stein und dem König ein gutes Einvernehmen herzustellen, würde viel Takt und Klugheit aufgewendet werden müssen. Sie dachte an seine schroffe, unbiegsame und unhöfische Art. Der König aber gab unendlich viel auf die geschmeidigen Formen des 18. Jahrhunderts, unter denen er aufgewachsen. Die Kabinettsräte hielten sie automatisch fest, Hardenberg waren sie Natur.

Die Ankunft Steins zögerte sich hin. Das Warten wurde quälend. Denn die politische Lage spitzte sich

immer mehr zu. In schreckensvoller Häufung kamen neue Botschaften von Bedrückung, Gewalttat, Willkür; eine Flut grauenhafter Einzelheiten des französischen Regiments. Und alles, was an Unterdrückung geschah, bestand scheinbar zu Recht auf Grund des beweglichen Instruments, genannt der Friede von Tilsit.

Die Räumung des Landes blieb abhängig von der Zahlung der Kontributionen. Die Höhe dieser Schuld war aber nicht in festen Zahlen ausgedrückt. Sie sollte nach und nach durch Abrechnungen der französischen Marschälle und Bevollmächtigten festgestellt werden.

Inzwischen waren die öffentlichen Kassen beschlagnahmt, die Steuern zogen napoleonische Beamte ein. Man befand sich völlig ohne Hilfsquellen, als Daru, der Machthaber in Berlin, geruhte, eine Aufstellung zu machen; die von dem zerstückelten preußischen Staat eine sofortige Zahlung von 150 Millionen Franken forderte.

Luise starrte das Wort an: Einhundertfünfzig Millionen Franken!

Was bedeutete diese Zahl? Konnte sie aufgebracht werden, wenn jeder preußische Untertan nichts für sein weiteres Fortkommen behielt als Bett und Tisch? Oder war diese Schuld überhaupt nicht zu tilgen, bedeutete die Nennung der Summe nur ein Hohnwort, das man Ohnmächtigen zuwarf, um ihnen zu sagen, ihr seid verloren?

Sie flüchtete in ihre Zimmer. Mißbefinden überwältigte sie. Sie war wieder guter Hoffnung. Im vierten Monat. Diesem armen unglücklichen Haus sollte wieder ein Kind geboren werden. Sie krampfte die Hände zusammen. Großer Gott, sie wollte die Hoffnung nicht auf Menschen setzen. Aber Gott bediente sich doch der Menschen als Werkzeuge. Wenn nur Stein endlich käme. Sie verzweifelte ja sonst.

Schluchzen stieg ihr hoch, erschütterte ihren Körper. Nein, nein — nicht so haltlos weinen. Das schadete dem Kleinen unter ihrem Herzen. Das war schlecht gegen das Kommende. Sie riß sich zusammen, trocknete die

brennenden Augen, ging zu ihrem Schreibtisch. Vielleicht fand sie in Büchern Worte der Aufrichtung, der Ermunterung.

Und sie las: aber was sie zur Hand nahm, waren im Druck erschienene Predigten, gehalten in den Kirchen der abgetrennten Landesteile, der verlorenen, teuren Provinzen. Abschiedsdank an das Haus Hohenzollern! —

Der Freiherr vom Stein stand vor der Königin. Sein Gesicht machte sie für Sekunden erschrecken. Ungleiche dunkle Brauen hoben sich in hochmütigem Schwung über großen, gleichgültig blickenden Augen, die lange, starke Nase senkte sich gegen den Mund, um den keine Verbindlichkeit lag. Knapp war die Verbeugung.

Luise sprach Dankesworte für das Kommen des Freiherrn. Sie merkte im ersten Augenblick, daß sie hier nicht durch Anmut siegte, daß ihm ein Frauenwort nicht viel galt.

„Sie treffen uns in unglücklicher Lage“, nahm sie das Gespräch wieder auf. „Eben erfahren wir das Gerücht von der Flucht der königlichen Familie aus Neapel übers Meer.“

Stein unterbrach sie brüsk: „Seine Majestät hat Abdankungspläne. Ihre Verwirklichung würde heißen, daß Preußen zur französischen Provinz erklärt wird. Das darf nicht sein. Der russische Gesandte, Graf Tolstoi, der eben mit mir bei Seiner Majestät war, wird in Paris sich im Auftrag seines Souveräns nachdrücklich für Preußen verwenden. Er wird einen kurzen Aufschub der Schuldzahlungen erreichen. Meine Aufgabe ist es nun, neue Geldquellen zu erschließen. Aber —“ Stein hob das volle Gesicht mit dem Doppelkinn aus der weißen Halsbinde — „Ich kann nicht arbeiten, solange diese Kabinettsräte am Ruder sind. Ich muß unmittelbar mit Seiner Majestät verhandeln. Ich verlange die Entlassung von Beyme.“

Sie erschrak, fragte hastig: „Hat der König dareingewilligt?“ Stein zuckte die Schultern. Sie bat: „Haben

Sie Geduld. Nur kurze Zeit Geduld. Der König kann nicht so leicht sein ganzes bisheriges System aufgeben.“

Die Stimme Steins wurde schneidend:

„Und wohin hat Seine Majestät dies System geführt?“

Mein Gott, dachte sie, und wie soll Friedrich Wilhelm diesen Ton ertragen? Seit er König ist, haben ihm seine Räte alles gefällig und untertänig nahegebracht — er wird mir sagen, Stein diktiert, wie Napoleon diktiert!

„Lassen Sie dem König ein wenig Zeit, Exzellenz. Lassen Sie sich nicht abstoßen durch ersten Widerstand. Ich beschwöre Sie um König und Vaterland, um meiner Kinder, um meiner selbst willen um Geduld.“

Sie überbot sich: „Es ist meine Sache, Exzellenz, daß ich den König dazu bewege, mit Ihnen direkt zu verhandeln und Beyme zu entlassen. Aber auch hierin muß ich um Geduld bitten — der König kann nicht rasche Entschlüsse fassen, es liegt dies nicht in seiner Art.“

Sie sah auf, als erwarte sie Anerkennung. Doch Stein verbeugte sich nur. Seine gedrungene Gestalt, sein unfreundlicher Ausdruck erschienen ihr wie ein steinerner Protest gegen alles, was er hier fand. Schienen ihr wie ein Befehl, sich zu ändern, zu steigern, zu wandeln. Und wie unter einem Zwang rief sie: „Was soll ich noch, Exzellenz? So sprechen Sie doch. Sie finden mich zu allem bereit, was in meinen Kräften steht. Mein Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ist bisher nur der geringste gewesen. Der König wünschte ihn nicht. Und“ — fügte sie mit einem weichen Lächeln hinzu — „ich bin Mutter vieler Kinder. Ich bin oft nicht gesund gewesen. Doch was ich tun kann, soll geschehen. Vielleicht kann sich der Mensch auch über seine scheinbaren Möglichkeiten erheben. Ich bin zu jedem Opfer bereit. Auch zu dem, selbst nach Paris zu gehen, und Napoleon noch einmal um Mäßigung zu ersuchen.“

Sie dachte, sie habe ihr Äußerstes angeboten. Aber der, den sie doch als Retter des Staates ersehnt, blieb verschlossen.

„Das würde eine kostspielige Reise sein; Ihre Majestät. Das oberste Gesetz in diesem Lande heißt jetzt: Sparen, sparen. Nur wenn der Hof darin mit eklatantem Beispiel vorangeht, kann man von Volk und Bürgerschaft das gleiche fordern. Und es muß gefordert werden.“

Sie dachte flüchtig an all die Entbehrungen, die sie erlitten, in denen sie lebte. Ihr wollte es scheinen, als wäre der Titel Königin vielleicht noch der einzige Luxus, den sie führte. Sie enthielt sich einer Klage. Und in der unerschütterlichen Anmut ihres Herzens fragte sie: „Sonst nichts, Eure Exzellenz? Sparen ist Resignation. Und Resignation kann immer nur die halbe Leistung unseres Charakters und unserer Lebenskraft sein. Ich hoffe von Ihnen, Exzellenz, daß Sie mir sagen, wie ich erwerben kann! Ich bin nur eine Frau. Aber ich bin von der Vorsehung auf einen hohen und verantwortlichen Platz gestellt. Sagen Sie mir, wie ich wachsen kann, um diesen Platz wirkungsvoller zu vertreten, als ich es bisher getan habe.“

Da geschah Unerwartetes:

Der Freiherr vom Stein schob seine gedrungene Gestalt der Königin näher, tastete nach ihrer Hand. Sie gab sie ihm mit rascher Bewegung, er küßte sie: „Die Worte Eurer Majestät geben mir schönste Hoffnungen.“ —

Unruhe, Unruhe lag um Luise. Sie hatte ihr Wort gegeben, die Verabschiedung des Kabinettsrats Beyme durchzusetzen. Das hieß nun, sie mußte sich häuslichen Unfrieden antun, und ihren Gatten peinigen und quälen, daß er dieses Wort einlöse. Beyme selbst war es, der sie aus dieser Not befreite, er bat freiwillig den König um seine Entlassung, und Friedrich Wilhelm entschloß sich, den ihm so werthen Beamten zum Präsidenten des Kammergerichts zu bestimmen.

Luise atmete auf. Sie war entzückt, als Stein nach wenig Wochen seiner Wirksamkeit das Edikt über erleichterten Besitz des Grundeigentums erscheinen ließ. Es war der erste Auftakt zu dem großen Reform-

plan, das Volk zur Teilnahme an den Interessen des Staates heranzuziehen, die bisher unfreien Stände aus unzeitgemäßen Lasten und Fesseln zu befreien, und sie zu denkenden Staatsbürgern heranzubilden. Aus dumpfem Schlaf aufrütteln wollte er den kleinen Bürger, den Landmann, aus einem Schlaf, der fast zur Agonie geworden.

Bei aller Freude über die Steinsche Tat begriff Luise ihre ganze Bedeutung doch erst durch ein Gespräch mit einem Widersacher des Ministers. Der brave Köckritz ließ fallen: „Nun ist wohl auch bei uns Revolution? So gegen die Hälfte der preußischen Untertanen, die Kleinbauern, Kossäten, Söldner soll man wohl plötzlich Herren titulieren? Können ihre Lausejungen vielleicht Offiziere werden? Nette Geschichte!“

Sie flammte auf. Eine glühende Bewunderung für Stein erfüllte ihr Herz. „Die Befreiung von tausenden Mühseligen und Beladenen! Großer Gott, daß wir dies erreicht haben, läßt viel Tauriges vergessen.“ Köckritz antwortete trocken: „Die bedingte Hörigkeit eines Teils der Untertanen war eine gute, alte Sache aus der guten, alten Zeit, Eure Majestät. Hätten wir nur die gute, alte Zeit noch!“ Freilich, sie wurde oft zurückgewünscht.

Wieder kamen Schreckensbotschaften aus Berlin. Napoleons Bevollmächtigter drängte zur Zahlung der Kontributionsschulden und verlangte die Krondomänen zwischen Elbe und Oder als Eigentum für Napoleon. Dies war eine letzte Deutlichkeit. Wenn der Kronbesitz eines Landes einem fremden Souverän gehörte, wurde die Krone selbst zum Phantom, zum Schattenbegriff.

Luise empfing die Nachricht im Krankenzimmer durch die Voß. Sie überreichte der Königin das Billett Steins mit der Bitte, er müsse sie schleunigst sprechen. Auch solle herausgelegt werden, was sie an Schmuck und Kleinodien zu eiligem Verkauf in Rußland geben wolle. Es handele sich nun um die letzten Aufgebote, durch Geldzahlungen die Besitzergreifung der Domänen zu ver-

hindern. Mußte der König sie aufgeben, so hieße das, auch der Krone zu entsagen.

Die Königin war unpäßlich, erkältet, von Neuralgien geplagt. Nach solchen Dingen fragte der Minister nicht.

Die Königin fiel weinend in die Kissen zurück, schluchzte: „Will man uns verjagen, so quäle man uns wenigstens nicht mit einem langen Todeskampf. Ich kann nicht mehr!“

Die Voß stand zitternd. „Und ich kann es nicht mehr ansehen, wie man Eure Majestät quält.“

Doch Luise saß schon auf dem Bettrand, versuchte, sich die Strümpfe überzuziehen. Sie taumelte beim Aufstehen. Jammernd leistete die Voß Kammerfrauenhilfe.

Draußen im Salon verbreitete ein Kaminfeuer geringe Wärme. Die Königin fröstelte. Stein beachtete ihr Mißbefinden nicht. Der Fünzigjährige sprudelte heraus: „Die Agenten Napoleons wollen das preußische Volk zum Abfall von seinem Königshaus bringen. Da dies immerhin auf Schwierigkeiten stößt, wird die Abgabe der Krondomänen verlangt. Die Verwirklichung dieses Projektes würde den Untergang der Dynastie bedeuten. Wir müssen um jeden Preis andere Zahlungsmittel schaffen.“

Luise sah Verzweiflung auf Steins Gesicht. „Ich bin krank, Exzellenz, aber ich kann dennoch nach Paris fahren, wenn es sein muß.“

Der Minister senkte das Gesicht. Und Luise sah sich schon als eine Opfernde, die, wie Gestalten des Altertums alles, was sie an Gütern und Kostbarkeiten besaß, zu einem unersättlichen Moloch herbeischleppte. „Nein“, diktierte Stein. „Aber Eure Majestät müssen an Napoleon schreiben. Die Reise wird Seine Königliche Hoheit der Prinz Wilhelm machen. Doch Eure Majestät sollen an Napoleon und die Kaiserin Josephine schreiben, sie hat selbst viel Schreckliches erlebt.“

Luise bestätigte matt: „Wir müssen das übrige Gott befehlen. Die Menschen und ihre Wahrscheinlichkeiten sind nichts gegenüber Napoleon, il ne ressemble à rien.“

Stein warf ihr einen raschen Blick zu. „Sie halten ihn für außermenschlich? Nun, wir werden sehen. Wollen Eure Majestät bitte gleich jetzt den Brief an Napoleon entwerfen?“ Und er drängte ihr eine Feder in die Hand. Sie nahm sie mit der Gebärde des Widerwillens. Malte in steilen Zügen das Wort: „Sire“ — hielt inne, fragte: „Und der König? Hat Ihnen der König gesagt, was er zu tun gedenkt?“

Es war ein Augenblick geringschätzigen Schweigens von seiten des Ministers. Dann antwortete er kurz: „Es wird gut sein, wollten Ihre Majestät sich beeilen.“ —

Der Allerseelentag breitete seine Schwermut über das Land. Die Novemberstürme setzten ein. In diesen grau verhangenen Tagen war das Warten auf Nachrichten zur drückendsten Last. Luise schleppte sich durch die Zeit. Sie glaubte an den Freiherrn vom Stein. Sie tat willig alles, was er anordnete. Aber sie war liebenswürdigere Formen gewohnt. Mit unerbittlicher Strenge führte Stein alle erdenklichen Vereinfachungen im Hofhalt durch. Er verlangte die Einschmelzung der Tafelgeschirre aus Edelmetall, und er beorderte auf das zurückbleibende Porzellan die sparsamsten Gerichte. „Wir haben kaum zu essen“, entfuhr es Luise beim Anblick des ersten Diners nach Steinschem Sparsystem.

Nicht der Brief an Napoleon, nicht Prinz Wilhelm, nicht die Kaiserin Josephine schufen eine Wendung, sie kam zu Luisens unaussprechlicher Freude von Alexander. Briefe trafen von ihm ein, die von seiner Freundschaft Zeugnis gaben: der Zar hatte in Paris ein Nachlassen der überspannten Forderungen erwirkt. Die Domänenfrage trat in den Hintergrund. Freilich um den Preis, daß der König sich herbeiliess, an der Kontinentalsperre gegen England mitzuwirken. In die Besatzungstruppen kam einige Bewegung. Marschall Soult räumte das rechte Weichselufer.

Ein Gedanke durchblitzte Luise: Sie erriet, daß Napo-

leon seine Truppen für neue Ehrgeizpläne sammelte. Vielleicht zu einer Landung in England? Ihr Lebensbewußtsein erwachte wieder stärker. Und sie fand in Stein einen Verbündeten für ihren Wunsch, daß der König die Hofhaltung nach Königsberg verlegen möchte. Königsberg, die alte Krönungsstadt, zu bewohnen, war für das Ansehen des Monarchen besser, als in Memel in der Verbannung zu leben. Für sich selbst ersehnte Luise einen Klimawechsel und die Möglichkeit besserer Beihilfe für ihre bevorstehende Entbindung. Dieses Argument besiegte endlich das Zaudern des Königs.

Sein Ergehen war Luisens ständige Sorge. Sie sah, daß er in kein wirkliches Verhältnis zu seinem Minister gelangte. Sie wußte nur zu genau, er hatte am liebsten die Mittelmäßigkeit um sich, und in seinem ganzen Wesen lag eine unerschütterliche Abneigung gegen alles, was Genie oder dem Genie verwandt war. Doch Luise fühlte wieder die Hand Alexanders in der Führung ihres Geschickes. Und was ihr Herz so gerne glaubte, durfte sie sich dem nicht hingeben in den Februarwochen, die der Geburt ihrer Tochter Luise folgten?

Ach, eine kurze Zeit konnte sie wieder nur Mutter sein, nur Gattin, nur Freundin! Frau von Berg war herbeigeeilt, der Königin Gesellschaft zu leisten. Und nun, als wieder eine schönggeistige Atmosphäre um sie war, als statt der gräßlichen Begriffe: Kriegsschuld, Kontribution, Napoleon, Daru, Soult, wieder alte, teure Namen: Goethe, Schiller, Jean Paul an ihr Ohr drangen, war sie fast glücklich. Konnte sie doch mit einer Verstehenden alles besprechen, was sie bewegte. Sie konnte auch endlich jemand im allertiefsten Vertrauen lächelnd mitteilen, daß sie sich oft entsetzlich geniere, wenn ihre Gäste gar so jammervolle Mahlzeiten erhielten.

Eines Apriltages trat die Gräfin Voß vor die Königin und erklärte, sie wolle auf einen Teil ihres Gehaltes verzichten. Luise kamen die Tränen.

„Liebe Voto, so weit ist es doch noch nicht mit uns —“

Doch die Voß beharrte, erklärte: „Alle Offiziere, die hier durchkommen, sind auf halben Sold gesetzt, und es gibt viele, die auch nicht das allergeringste an Sold mehr nehmen. Man weiß, daß manche dieser treuen, armen Offiziere Holz hauen, um ihr Brot zu verdienen, andere bei den Bauern in der Wirtschaft und auf dem Felde arbeiten, nur um leben zu können. Da habe ich, Eurer Majestät treueste und älteste Garde, es denn doch tausendmal besser.“

Die alte Voß, wohl begreifend, wie schwer Luisens freigebiger Hand es fallen würde, die Gehälter ihrer nächsten Umgebung zu beschneiden, sagte listig:

„Teuerste Majestät, untertänig, untertänig, aber ich meine, das Taschengeld für den Herrn Kronprinzen dürfte gerne ein wenig größer sein.“

Luise kam ein halbes Lächeln. Zu all ihren Sorgen war in letzter Zeit eine allernächste, häusliche getreten. Der Erzieher des Kronprinzen schien seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen, und der Kronprinz setzte der Absicht seiner Eltern, ihm einen anderen Gouverneur zu geben, leidenschaftliche Auflehnung entgegen. Der Dreizehnjährige, weit über seine Jahre reif, stürmischen und schwärmerischen Temperaments, war zeitweilig sich und seiner Umgebung eine Qual. Er zeigte Trotz, Hochmut und Herrschsucht, mußte strengste Verweise erhalten, und war durchaus nicht auf dem Wege der Vernunft zu lenken. Rührte man an sein Herz, so konnte er sein Mißbetragen mit erschreckenden Tränenströmen bereuen.

„Herr Delbrück soll noch bleiben, bis wir nach Berlin zurückkehren können, der König hat dareingewilligt, und Fritz wird jetzt wieder ruhiger werden. Sie meinen, liebste Gräfin, ein größeres Taschengeld beruhigt eine flackernde Seele?“

Die Voß erwiderte das Lächeln der Königin:

„Untertänig, untertänig, ja. In Seiner königlichen

Hoheit regt sich jetzt der junge Herr. Untertänig, wie bei jedem Jungchen, wenn es die Kinderschuhe ausgetreten hat. Da braucht man nicht, wie die klugen Pädagogen es tun, nach Dämonen suchen, die ihn antreiben, Geschwister und Verwandte zu plagen und zu quälen, die ihn unausstehlich ungezogen machen und ihm detestable Manieren geben, wie, untertänig, untätig, sie der Kronprinz gerade beliebt. Es will eben aus dem Jungchen das Herrchen werden. Meine teuerste Majestät werden bald erblicken, wenn der Kronprinz jede Woche ein paar Taler in seiner Schatulle findet, wird das manche Benehmenskatastrophe in galanteste Liebenswürdigkeit auflösen. Es müßte nicht der Sohn seiner allerbildreichsten Mutter sein, wenn er nicht einen noblen Charakter hätte.“

„Ein unerwartetes Plaidoyer von meiner gestrengen Oberhofmeisterin“, lachte Luise und fühlte sich beruhigter. Es war doch in diesem Frühling manches überstanden. Es war auch manches aufgeblüht: Auch in Ruinen wachsen wieder Blumen. Patriotische Männer hatten den Tugendbund gegründet, einen Orden zum Schutz des Vaterlandes und des Königs Hauses. Freikorps bildeten sich in der Stille. Prediger von Bedeutung traten an die Spitze einer nationalen Erneuerung. In Luisens Herz war ein wenig Stille gekommen. Sie hatte den großen Wunsch, ihrem Vater die Sorge um ihr Schicksal zu nehmen. So schrieb sie ihm:

„Königsberg, April 1808.

Bester Vater!

Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbare neue Weltzustände ein, und es soll eine

andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das siehet niemand klarer ein als der König.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit; und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird... Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen hat, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist; vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Verlobten zu sehen. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wiederliebe und wir so miteinander eins sind, daß der Wille des einen auch der Wille des

andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist es am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Ich spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußeren hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude. Sie hat etwas Vornehmes in ihrem Wesen. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll; Alexandrine, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschniegend und kindlich. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen, möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen Luise von Oranien, der Gemahlin des Großen Kurfürsten, ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist einmal eine in ihre Kinder verliebte Mutter! Nun, sie haben.

wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, sowie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennenlernen.

Geliebter Vater, ich empfehle Ihrem freundlichen Andenken meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter

Luise.“

XXIV. Kapitel.

Die geistige Atmosphäre von Königsberg begann auf Luise zu wirken. Ein Hofleben ohne Feste bot Raum und Zeit für stillen Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten. Luise lernte Männer kennen, die für ihre Charakterentwicklung belangvoll wurden. Der Kriegsrat Scheffner, lange schon Ika Solms befreundet, wagte der Königin zu sagen, es sei ihre Pflicht, den Reichtum ihres Verstandes und Herzens freier anwenden zu lernen. Sie, die immer von Bildungsstreben Beseelte, ergriff die Gelegenheit, Süverns historische Vorlesungen zu studieren. Sie war nicht zu stolz, Unwissenheit einzugestehen. Sie hätte am liebsten den Geschichtsunterricht des Kronprinzen geteilt, wäre das nicht ein Angriff auf die mütterliche Autorität gewesen. Nun merkte sie bald: das Gefühl eines, wenn auch noch kleinen geschichtlichen Wissens machte sie viel sicherer im Gespräch. Und Gesprächspartner gab es nun viele. Denn Königsberg war der Sammelplatz patriotisch gesinnter Offiziere und Staatsmänner geworden. Scharnhorst und Gneisenau begannen von hier aus die Reformen des Heeres, arbeiteten in engem Anschluß an Steins innerpolitischen Neugestaltungen.

Den Minister riefen Geschäfte nach Berlin. Die Königin bat ihn vor seiner Abreise, daß er ihr einen Sommeraufenthalt zubillige. Um die große Sparsamkeit,

die er befahl, ertragen zu können, mußte sie manchmal ein wenig darüber scherzen. „Dürfen wir ein bißchen Landluft genießen, Exzellenz?“ fragte sie in bescheidenem Ton.

Stein, der phantastische Reisepläne erwarten mochte, zog eine bittere Miene und sprach vom Luxus der Modebäder und den großen Kosten.

„Ich meinte, Eure Exzellenz, ob es uns die Verhältnisse gestatten, daß wir für den Sommer vor die Tore von Königsberg ziehen, in Hippels Garten ‚Auf den Huben‘.“

Sie sah den Minister mit großem Ernst an. „Ich werde zwei Zimmer haben, der König eins, die Kammerdiener und meine Frauen je eins, und eines kann im Notfall zum Speisen benutzt werden. Die älteren Kinder können täglich zu Fuß herauskommen, und ich werde Pyrmonter Brunnen trinken und im Garten spazieren gehen. Sagen mir Eure Exzellenz, sind das zu ausschweifende Wünsche?“

Sie mußte in Gedanken noch manchmal lächeln über das Gesicht, das der Minister zu diesem unerwartet bescheidenen Plan gemacht.

Nun war das Königspaar um die Zeit der Lindenblüte in diesen wunderlichen Landaufenthalt übergesiedelt. Bürgerlicher und einfacher konnten sie ihr Leben wohl kaum mehr gestalten. Luise genoß die Stille des großen Gartens, und bevölkerte ihn mit den Gestalten ihrer Lektüre, den Punischen Kriegen, dem Leben des großen Karl.

Plötzlich kamen die Nachrichten von österreichischen Rüstungen, von der siegreichen Erhebung Spaniens gegen Napoleon. Scharnhorst und Gneisenau eilten zum Königspaar, diese wichtigen Veränderungen der europäischen Lage zu besprechen. Friedrich Wilhelm blieb teilnahmslos, die Königin ahnte, daß neue Möglichkeiten heraufzogen.

Unruhe erfüllte sie. Endlich einmal Unruhe, in der nicht Angst, sondern Hoffnung lag. Wenn sich eine

Wendung in der Welt vorbereitete? Wenn der Vernichtungsstrom, der sich über ihr Land, über ihr Geschick ergossen, abgelenkt würde, oder wenn Gott der Herr in unaussprechlicher Gnade seine Hände reichen würde, daß Versinkende vermöchten über den Wassern zu schreiten? —

Stein stand vor der Königin. Er traf sie allein. Sie las auf Steins Gesicht, daß er ihr Wichtiges zu sagen habe. Sie führte ihn aus dem engen Hause unter das Zelt im Garten. „Was bringen Eure Exzellenz?“

Er sah sie mit seinen gebietenden Augen streng und eifervoll an. „Dinge, die lange in der Luft liegen, und die sich nun zusammenballen“, antwortete er. „Es kann Eurer Majestät nicht entgangen sein, wie überall die Zeichen sich melden, daß die führenden Kräfte der Nation die Schmach der Unterdrückung nicht länger tragen wollen. Die Gründung von Freikorps, des Tugendbundes waren der erste Auftakt. Nun“, er dämpfte seine Stimme, „sind Scharnhorst und Gneisenau so weit, daß sie planmäßig eine Volkserhebung gegen die Fremdherrschaft vorbereiten.“

Sie starrte ihn an, sie fragte mit bebenden Lippen: „Krieg? Krieg gegen Napoleon?“

Der Minister nickte. „Alles andere wirkte ja nicht. Ich arbeite nun fast ein Jahr daran, die französischen Forderungen zu befriedigen. Wir leisteten das Erdenkliche. Aber die Anmaßung, die Willkür Napoleons geht unerbittlich weiter. Eure Majestät wissen, daß die Entsendung des Prinzen Wilhelm wenig Erfolg hat. Eure Majestät kennen die unablässig beunruhigenden neuen Forderungen Napoleons. Es gibt nichts mehr, als eine bewaffnete Abwehr vorzubereiten. Wir müssen uns selbst für eine Landesverteidigung rüsten, und müssen Verbündete suchen.“

„Und der König?“ fragte Luise bangen Herzens.

„Scharnhorst, Gneisenau und ich hoffen, ihn doch auf unsere Seite zu gewinnen.“ —

Der Freiherr vom Stein hatte die Königin richtig erkannt. Ihr Herz mußte bei den Mutigen sein. Ihr Temperament mußte entflammen für Pläne zur Tat. Dahin war die stille Zeit des Nachdenkens, der Lektüre. Luise wandte sich an die österreichische Kaiserin, an Alexander, an seine Mutter, seine Gattin. Die Erkenntnis, Preußen und Österreich, Nord- und Süddeutschland mußten sich zusammenschließen gegen den fremden Bedrucker, befeuerte ihre Seele.

Es war wie ein Traum: Die Befreiung sollte kommen? All das Unerträgliche würde abgeschüttelt werden, die verlorenen Provinzen zurückgewonnen!

O seliger Gedanke!

Sie fühlte den Strom neuen Lebens. Sie sah vor sich, daß sich Männer und Jünglinge erheben würden, die Schmach von Jena und Auerstädt auszulöschen.

Der Sommer verebbte. Schon waren die Schwalben fortgezogen, schon lagen die Felder in Öde. Konnte dieser Herbst noch den Auftakt zu neuen Ereignissen bringen? Oder mußte man noch einmal das Herz zusammenpressen, und noch einen Winter des martervollen Wartens an der Grenze des Landes ertragen?

Die Königin spielte mit ihren Kindern im Garten. Da kam der König. In seiner eckigen, steifen Weise schob er den Arm unter den Luises, führte sie weg. „Wird dir unerwarteter sein als mir“, sagte Friedrich Wilhelm mit vergrämter Stimme. „Haben eben nichts mehr zu hoffen. Der Zar reist nach Erfurt, sich freundschaftlich mit Napoleon zu treffen!“

Sie hatte den Zaren seit Tilsit nicht wiedergesehen. Und nun kam er, auf dem Weg zum Zusammensein mit dem großen Feind. Sie las den Anmeldebrief und war wieder hingerissen vom Zauber seiner Worte — wog sie ab gegen seine enttäuschende, gleitende Haltung in Tilsit. Durfte sie ihm noch einmal vertrauen? Kann ein gläubiges Herz nicht endlich zum törichten Herzen werden?

Als Alexander kam, verebbte alles zur Konvention. Er blieb nur flüchtig, war zurückhaltend, fast verlegen. Das gab Luise eine ernste Haltung. Da der Zar es dem König ablehnte, einen Bund mit Preußen und Österreich gegen Napoleon zu schließen, mußte sich Luise beschränken, Alexander um Fürsprache in Erfurt zu bitten. Sie quälte diese Worte heraus, schamvoll, müde und ohne Kraft. Sie dachte, lieber ewig leiden als ewig bitten.

Der Abgott ihrer alten Träume hörte verbindlich zu. Er ging unter einem Schwall von Freundschaftsbeteuerungen.

Das Königspaar hatte ihn im offenen Wagen einige Stunden weit begleitet. Nun fuhren sie durch den Herbstabend zurück. Die Gestirne waren heraufgezogen, in schmerzlicher Pracht stand der Mond am Himmel.

Luise tastete nach der Hand ihres Gatten. Sie fühlte ihn wieder so deutlich als ihren unverbrüchlichen Halt. Ach, auch dann noch, wenn ihr Temperament, ihr Wille zu Taten beschwingt waren und in Ungeduld hinausstrebten aus dem Drückenden der Zeit in eine freiere Zukunft.

Der kühle, glitzernde Herbsthimmel stand in seiner Ruhe.

Sie schlief nicht in der Nacht. Eine kleine Lampe brannte im Raume. Luise betrachtete das Gesicht Friedrich Wilhelms. Es war so besonders schön, wenn der Schlaf alles Kleinliche, Mürrische, Pedantische von seinen Zügen wischte. Über seinen schöngebildeten Formen lag dann nur die Güte und Vornehmheit seines Wesens. So jung sah er aus im Schlafe. Und er mußte so viel erdulden.

Plötzlich war Geräusch vor der Türe. Stimmen erklangen. Der König sprang auf, fuhr in seine Uniform, eilte ins Nebenzimmer. Was war geschehen? Die Königin kleidete sich hastig an.

In einem ausgekühlten Raum, der von ein paar Wachskerzen gespenstisch beleuchtet war, fand sie den König allein, am Tische sitzend, über den Bericht aus

Paris gebeugt. „Wilhelm meldet,“ sagte der König mit bebender Stimme, „Napoleon stellte ihn vor die Alternative, ein Traktat zu unterschreiben oder die Kriegserklärung zu erhalten. Man hat einen Brief des Freiherrn vom Stein an den Fürsten Wittgenstein aufgefangen, in dem mein Minister unverhohlen von den Dingen spricht, die er mit Scharnhorst und Gneisenau — unter deiner Billigung — vorbereitet.“

Ihr war, als stünde ihr das Herz still.

„Habe nicht umsonst gewarnt“, fuhr Friedrich Wilhelm fort. „Dieser Mann, der nach seinen eigenen Worten Aufregung und Gärung bringen muß, ist ein Unvorsichtiger. Er will uns erlösen, und stürzt uns in neues Unglück. Ist ihm ja auch gleich, ob ich König von Preußen bleibe oder nicht.“

„Er will das Wohl des Landes, und damit unser Wohl!“ rief sie leidenschaftlich. „Kann er für den unseligen Zufall, daß einer seiner Briefe in Napoleons Hände fiel?“

Friedrich Wilhelm stand auf. Seine vornehme Haltung blieb ihm zu jeder Stunde. „Mein Bruder mußte einen Vertrag unterschreiben, der fast die Räumung des Landes verspricht, aber die Kriegsschulden in der Höhe von einhundertvierzig Millionen Franken anerkennt. Stettin, Küstrin und Glogau bleiben besetzt, die Stärke des preußischen Heeres wird in den nächsten zehn Jahren nach französischem Gutachten normiert werden. Und wir müssen für einen Krieg Frankreichs gegen Österreich ein Hilfskorps stellen. Dies alles danken wir Steins Unvorsichtigkeit.“

Sie wollte aufflammen. Aber das erstarrte Gesicht des Königs, die fröstelnde Kühle der Nacht, der unheimlich beleuchtete Raum, all diese Sinneswahrnehmungen legten sich wie ein quälender Druck über ihr Herz.

Fern erstarb im Unfaßlichen, wie ein nie gelebtes Märchen, das Jubelwort: die Befreiung.

Lebensangst fiel in Luises Seele.

Was nun, was nun? Stein forderte seine Entlassung. Der König war großmütig genug, sie in diesem Augenblick nicht zu bewilligen. Bange Tage schleppten sich weiter. Graf Goltz kam aus Erfurt an. Er hatte sofort nach Kenntnis von dem Pariser Traktat die nutzlosen Verhandlungen abgebrochen.

Welche Nachrichten er mitbrachte, erfuhr die Königin durch Stein.

Er kam bleich und erregt. Statt die Königin zu beruhigen, warf er ihr mit heftigen Worten vor, welchen politischen Fehler sie beginge, daß sie immer wieder ihre Hoffnung auf den Zaren setze und seinen Schmeichelreden glaube.

„Wie werden sich Exzellenz dazu stellen, wenn der Zar bei seinem baldigen Eintreffen hier dem König erneut die Verständigung mit Napoleon ans Herz legt?“ In ihrer Frage klang Angst. Sie wollte Rat. Sie erhoffte noch von Stein übermenschliche Weisheit.

Doch der Minister war schlechtesten Laune, gallig und bitter. „Es sind hübsche Nachrichten da“, stieß er heraus. „Seine französische Majestät hatte Lust, das Schlachtfeld von Jena wieder zu besichtigen. Seine russische Majestät war entzückt. Der neue Großherzog von Sachsen und von Napoleons Gnaden . . . ebenfalls. Eiligst wurde ein Prunkzelt auf dem Schlachtfeld errichtet. Und damit die bonapartistische Majestät doch auch ein Amusement hatte, veranstaltete man eine fröhliche Hasenjagd auf dem Boden, der rot ist vom Blute von Preußens Söhnen. Ja, so nett und gefällig ist der herrliche Rousseausche Mensch, der Herr Zar. Was erhoffen Eure Majestät noch von ihm?“

Die Königin beendete die Audienz. —

Es kam, wie Luise vorhergesehen. Der Zar traf ein, hingerissen von den schönen Tagen in Erfurt, bezaubert von Napoleons Genie, von mancher Gestalt seiner Umgebung, wie dem Fürsten Talleyrand. Wie einst in Tilsit beteuerte er, sein möglichstes getan zu haben. Wenn der

König von Preußen in eine ruhigere Zeit für Land und Volk eingehen wolle, müsse er sich in das russisch-französische System fügen. An eine Erhebung gegen Napoleon unter den jetzigen Verhältnissen sei nicht zu denken. Was den Freiherrn vom Stein anbelange, nun, in jenem Pariser Traktat war doch unterschrieben, daß der König von Preußen keine Untertanen aus den abgetretenen Provinzen in seine Dienste nehmen dürfe. Stein schalte automatisch aus. Auch würde ja seine Politik unmöglich, sobald Friedrich Wilhelm in die Verständigung mit Napoleon willige.

Der Zar blickte auf die Königin. Rührende Gestalt. Rührendes Angesicht. Man sah, wie das Blut zu ihrem Herzen floß. Man sah, wie diese leidgewohnten Züge immer noch die Kraft zu neuem Erschrecken besaßen.

Er wandte sich lächelnd zu ihr: „Ich sprach mit Napoleon von Hardenberg, meine teuerste Freundin. Er sagte mir, welche Idee, er wolle der Königin einen ihr so angenehmen Mann doch nicht entziehen. Kurz, er will sich nicht erinnern, daß seine Regierung einst auf Hardenbergs Rücktritt bestand.“

Sie lächelte und dachte gequält, sollen wir denn alles aus fremder Hand empfangen?

Alexander erwartete Dank. Er liebte enthusiastischen Dank. Als er ausblieb, zog er sein hübsches Gesicht, das immer noch fast knabenhaft jung schien, in Falten. „Überhaupt bin ich böse“, sagte er. „Ich war unzählige Male hier Gast, und Sie kamen nie zu mir.“ Er umarmte den König, zog Luises Hände an sein Herz. „Wer mich ganz kennen will, muß mich in meiner Heimat sehen, in meinem Petersburg, in meinem Reich. Zu Potsdam wurde mir der Besuch Eurer Majestäten versprochen. Nun bin ich zum letzten Male hier und fordere die Einlösung dieses Versprechens. Sie bei mir zu sehen, wird mich unaussprechlich glücklich machen.“ —

Es waren viele Bedenken gegen diese Reise über die Grenze. Sie mochte den Patrioten als eine Vergnügungs-

fahrt des Königspaares erscheinen, und sie würde auch viel Geld kosten. Dies wandte Stein ein, er mißbilligte die Sache absolut, und sie wurde der letzte Anstoß zu seinem Abschied. Der König, der nie ein inneres Verhältniß zu seinem Minister bekommen hatte, war gleichgültig. Die Königin wußte, wenn der Zar auch nur noch ein halbes Herz für Preußen besaß, so blieb er doch der einzige Machtfaktor, die einzige Stimme für den armen, verwundeten preußischen Staat.

Dies sagte ihr auch Hardenberg. Er war herbeigeeilt, er wurde ihr von neuem Trost und Hoffnung. — —

Novemberstürme rasten über das Land. Die Gemächer im alten Schloß zu Königsberg blieben trotz aller Kaminfeuer schauernd kühl. Aber es ging wieder Leben durch diese Räume. Prinzeß Radziwill und Frau von Berg, die leidenschaftlichen Seelen, drängten Luise zur Petersburger Reise. Stein nahm Abschied, und Luise mußte den tausendmal Ersehnten in kühler Haltung gehen lassen. Gespensterhaft erschien ihr diese letzte Audienz. War es ein Unglück, daß er ging? Oder erlöste er damit von unerfüllbaren Forderungen? Sollte sie weinen, sollte sie aufatmen?

Lebensangst ergriff sie. Wenn sie nun das Land verließen, um über schier unermessliche Wege nach Petersburg zu fahren — würde sie die Heimat wiedersehen? Und wenn sie Alexander erblickte, umgeben von schimmerndem Glanz und halb asiatischer Pracht, mußte sie nicht dann verzweifeln über die Armut, die über ihren Mann, ihr Land hereingebrochen?

Und wenn sie Alexander sah, umgeben von den beiden Kaiserinnen, von hundert fremden Gestalten und auch von seiner neuen Seelenfreundin Frau von Krüdener, wurde es dann nicht zum Gespenst, daß er sie einst seine einzige, seine einmalige Freundin genannt? Sie fürchtete. Sie hoffte. Aber aus der Lebensangst wurde wieder ein Gefühl des Lebens. Die Totenstarre, die trotz aller Tätigkeit seit Tilsit über ihr gelegen, löste sich.

Sie sah Tränen in Hardenbergs Augen. Und an der Art dieser Tränen wußte sie zum erstenmal: es gibt auch Tränen der Hoffnung. Sie wußte, er glaubte noch an ihre Sterne. „Betreten Sie einmal wieder die große Welt,“ sagte er, „und Sie werden erfahren, daß nicht alles an unserem Handeln, an unserer Kraft liegt. Wir werden auch getragen von der ewigen Bewegung aller Dinge. Wir können nie ganz außerhalb des Welt-schicksals sein. Jede Welle, deren Flut die Menschheit hebt, zittert auch durch das Unbewußte unseres Herzens und formt an unserem Leben.“

Sie sann nach. Und fühlte sich wieder getragen von dem großen Strom alles Lebens.

Sie wollte nichts mehr für sich. Und das machte sie stolz und stark, für ihrer Kinder Land einen großen Weg zu gehen.

XXV. Kapitel.

Von Prag her fuhr durch die Waldeinöden des sächsischen Erzgebirges ein vornehmer Herr mit eigener Reisekutsche. Er wollte zur Nacht noch Dresden erreichen. Aber der Wagen sank immer tiefer in Schneewehen, kroch mühselig und wie hoffnungslos dahin. Der vornehme Herr war beunruhigt. Wald, undurchdringlicher Wald war um den Weg. Bald würde das letzte Licht des Februartages erloschen sein. Es sollte noch Wölfe im Erzgebirge geben. Wer hat Lust darauf, von Wölfen zerrissen zu werden? Der Kutscher ließ mutlos seine Peitsche sinken und gestand, man war nicht mehr auf der Straße nach Dresden. In dieser erbärmlichen und fluchwürdigen Lage ging Trost und Beruhigung aus von einer Gestalt, die in normaler Situation auf den vornehmen Herrn den Eindruck eines Landstreichers gemacht hätte. Worte vor sich her stoßend, mit den Armen gestikulierend, überholte ein mäßig großer, in unförmige Kleider gehüllter Mann das Gefährt.

„Wer Ihr auch seid, lieber Fremder,“ rief der vor-

nehme Herr, „sagt dem Kutscher den Weg zu Eurer Herberge und kommt zu mir in den Wagen.“

Der Wanderer stand still. Er wandte ein rundes, sorgenvolles Knabengesicht, in dem die Augen eines Niedergestillten brannten, dem vornehmen Herrn zu und antwortete in kühlem, preußischem Akzent:

„Wer Ihr auch seid, Fremder, ich steige zu Euch. Es ist noch ein harter Weg ins alte Forsthaus, wo Ihr ein Nachtlager findet.“

Er trat zu den Pferden, streichelte sie auf eine sonderbar gute Weise, beschrieb dem Kutscher die Richtung, und bestieg dann den vornehmen Wagen.

An der Art einer Verbeugung und des Niedersitzens erkannte der Insasse, daß er sich keinen Landstreicher eingeladen. Er wechselte die Sprache und fragte auf französisch, mit wem er die Ehre habe.

„Mit einem Menschen, wie ich es von Ihnen hoffe. Darf man das Glück der Namenlosigkeit nicht für eine Stunde im wilden Wald bewahren?“

So kann nur ein Deutscher sprechen, dachte der vornehme Herr, und gewährte mit lässiger Handbewegung.

Als aber das Ziel erreicht war, und der Reisende sich bewußt wurde, daß er dem Fremden ein Dach überm Kopf und ein leidliches Bett verdankte, lud er ihn ein, doch mit ihm noch einen Trunk zu tun in der Kaminhalle dieses Forsthauses, das auch eine Herberge war.

„Unter dem Schutz der Namenlosigkeit können sich Menschen vielleicht die besten Dinge sagen“, warf er aufmunternd hin. „Es ist sonderbar: weiß von Ihnen jemand, wo Sie diese Nacht verbringen? Von mir weiß es keiner. Wir könnten beide tot sein — und niemand grämte dies, ehe ihm ein Bote die Nachricht brächte.“

In den Augen des jüngeren Mannes glomm ein Lächeln auf: „Ja, erst wenn der Bote die Nachricht bringt — dann glaubt man uns vielleicht, daß unsere Traurigkeit eine höhere, festgewurzelte und unheilbare war.“

Erschreckt, gefesselt sah der vornehme Herr auf.



Königin Luise von Preußen
Nach einem Ölgemälde von Vigée-Lebrun



Friedrich Wilhelm III.

Nach einem Gemälde von F. Gérard a. d. Jahre 1814

Wagten noch andere von unheilbaren Traurigkeiten zu reden? Sollte man auch dies letzte Lebensschicksal nicht einmalig besitzen?

„Sprechen Sie von der Trauer um Ihr Vaterland?“ fragte er rasch, goß Wein aus der Flasche in zwei Gläser. „Sie wird keine unheilbare sein. Tun Sie mir Bescheid. Dies Glas —“ Sekundenlange Pause.

„Der Königin“, sagte feierlich der andere.

Er nahm den roten Wein, wie man den Kelch nimmt. Dann fühlte er die laß werdende Hand umklammert.

„Was wissen Sie denn von der Königin? Haben Sie sie schon erblickt, seit sie aus Petersburg zurück ist? Man fürchtet für ihre Gesundheit. Großer Gott, ist es wahr, daß sie jung sterben soll?“

Der Namenlose sah ruhig in das Gesicht des Erregten. „Jung? Die Königin ist meines Alters. Ist man da noch jung? Sie hat Unsägliches erlitten. Sie hat eine wundervolle Entwicklung durchschritten.“

Der Namenlose umklammerte eine Stuhllehne, bog das Gesicht tief herab in den Feuerschein des Kamins: „Sie nehmen Anteil an der Königin, ich fühle es, Herr. Ich weiß manches von ihr, denn eine ihrer Freundinnen kenne ich gut.“

„Erzählen Sie“, drängte der andere.

„Nun, ihr Leben liegt offen vor der Welt. Außer der Königin ist sie eine preußische Offiziersfrau; was das heißt, weiß man zu Berlin und Potsdam. Es ist nichts Leichtes, bei Gott nicht, wenn man preußischen Offiziersgehorsam mit Phantasie, mit Blumenleichtigkeit, mit ein wenig Verschwendungssucht und Lebenslust und dem unstillbaren Drang nach Expansion vereinigen soll. Tragödie genug für ein Leben. Aber“ — der Namenlose lächelte zart — „die Königin wurde zum tapferen Menschen. Sie hat eine schönste Menschlichkeit als Mitgift der Natur bekommen: das weiche Gemüt und Vogelgrazie. Eine Schwalbe möchte man sie nennen. Wandervogel war sie vielleicht von Natur. Ein süddeutsches Herz, immer

bereit, sich auszuströmen, und mit einer ewigen Kraft, zu lieben, wo andere nur karg zustimmen. Wann ihre Stunde war, da sie einsah, sie könne nicht nur ein Naturwesen bleiben, weiß ich nicht. Vielleicht, als Louis Ferdinand vor ihr erblaßte, sie durch ihn eine Ahnung des Geistigen empfing. Sie hat sich über sich selbst erhoben. Sie hat um das Große gerungen. Sie hat, und dies ist viel, das Sentimentale, das Weinerliche selbst und die Dutzendmoral, mit der sie behaftet gewesen, in sich besiegt. Und zwar mit anscheinend ganz unzulänglichen geistigen Mitteln. Auf sie paßt das Wort, das Schillers Witwe über den Charakter ihres großen Toten sagte: Sein Beispiel lehrt, wieviel der Mensch über sich vermag. Es ist wundervoll, daß diese Frau — zum Menschen erstanden durch die Kraft des Gemüts — infolge ihres Königinnenschicksals vor aller Augen gerückt wird. Ihr Weg der Selbsterziehung war kostbar, ihr Weg der Läuterung wird zum Symbol eines Volkes. Sie fragten vorhin, ob sie jung sterben soll? Wir glühen in dem Wunsch, sie möchte Deutschlands Befreiung erleben. Vielleicht bringt sie die Jahre hin. Sie war oft krank. Sie hat überstanden, was vieler Menschen Tod gewesen wäre. Aber was sind Jahre? Vielleicht fühlt ihr Herz schon die schauernde Frage: Wann, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein —?“

Der vornehme Herr starrte seinen sonderbaren Gast an. Doch der verließ seinen Platz am Feuer, trat ans Fenster, öffnete es weit und sagte: „Der Mond ist aufgegangen. Ich mag nicht schlafen. Ich gehe durch die schöne Nacht — Leben Sie wohl.“

Brüsk stand der vornehme Herr auf, vertrat dem andern den Ausgang.

„Sie machen sich ja krank — Sie sehen so seltsam müde aus; ich bitte Sie, fahren Sie morgen mit mir.“

„Ich muß durch die Nacht gehen,“ klang es spielerisch — „Phöbus zu, wenn Sie das verstehen —“

Der Erschrockene lief dem Enteilenden nach. Rief in

den Schnee hinaus Bitten um Verbleib. Der Schnee nahm lautlos die Schritte des Wanderers auf.

„Wer war dieser Herr?“ fragte der Reichsgraf von Medem die alte Frau im Forsthaus.

„Ich hätte dem Herrn von Kleist gern umsonst ein Bett angeboten,“ kam es aus einer großen Kattunhaube, „aber er ist so stolz.“ — —

Der Reichsgraf von Medem fuhr viele, viele Tage lang. Februarstürme tobten um das alte Schloß von Königsberg.

Luise saß am Spinett, als Medem ihr gemeldet wurde. Sie spielte, wie so oft, die ihr gewidmeten Kompositionen Louis Ferdinands. Und dachte dabei, daß sie einmal zu seinem Gedächtnis die Eroika von Beethoven hören solle. Sie hatte es immer verschoben. Medem? Für Sekunden war es Luise, als wehte der scheue, kleine Frühling von Frankfurt zu ihr herüber. In lebhafter Bewegung erhob sie sich.

Unter der Flügeltür erschien ein alter Mann. Wahnsinn der Zeit. War es denn so furchtbar lange her, daß man ihn gekannt als einen von Leidenschaft Umwitterten? Ein schräger Spiegelblick: sie selbst schien noch jung.

„Sie kommen, Medem?“ Sie reichte ihm beide Hände.

„Ich möchte unsere teuerste Majestät noch einmal sehen dürfen, ehe ich heim nach Kurland gehe.“

Es waren einfache Worte, und doch klangen sie so tödlich müde und wie aus weiter Ferne. Rasch begann die Königin ein Gespräch. Ob er Berlin passiert habe, wie dort die Stimmung sei? Er ginge heim nach Kurland, ach, wann käme sie wieder in das Herz ihres Landes zurück? Medem gab höflich Antwort. Aber seine Augen taten ihr weh. Sie waren voll Respekt und voll unendlichen Mitleids. Wußte er, daß sie von all den rauschenden Festen Petersburgs als eine Tiefermüdete zurückgekehrt, und daß die Reise keine politischen Früchte getragen? Wußte er von ihrer Enttäuschung um Alexander: Er war ihr veräußerlicht worden inmitten der kalten

Pracht seiner Umgebung, veräußerlicht durch den Einblick in viele seiner Neigungen, die er früher zu verhüllen verstand. Die Königin fürchtete, Medem möchte von diesem geliebten Schatten sprechen. Er tat es nicht.

Der Graf starrte die Königin an, als wolle er seine Augen festsaugen an ihrem Bild. Es waren Augen, vor denen sie erschrak, sie glühten wie letzte Funken aus der Asche seines versinkenden Seins.

„Ich möchte, wenn dies möglich wäre, noch einmal ein Lied von Eurer Majestät hören. Vielleicht ist diese Bitte einem erlaubt, der Eure Majestät in der Frühzeit gekannt hat.“

Als er ihr zum Spinett folgte, streiften seine Hände die Handschriften Louis Ferdinands.

„Hat der Prinz einst Abschied von Eurer Majestät genommen?“

„Ja“, antwortete sie still. „Und er ging schön, wie er einst aufgegangen im Glanze seiner Jugend.“ Sie wandte das Gesicht ab, beugte sich über ihre Noten. „Ich werde Ihnen Tiedges Lied ‚An die Hoffnung‘ singen“, sagte sie im Bewußtsein einer Höflichkeit. Tiedge galt doch soviel bei den Verwandten des Grafen.

Sie begleitete sich selbst die Beethovensche Komposition.

„Die du so gern in heil’gen Nächten feierst
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält —
O Hoffnung! Laß, durch dich emporgehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Tränen zählt!

Wenn, längst verhallt, geliebte Stimmen schweigen,
Wenn unter ausgestorbnen Zweigen
Verödet die Erinnerung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.“

Welch eine fürchterliche „Hoffnung“ ist dies, dachte Medem, und war doch den Tränen nahe durch Luisens

Stimme. Sie hatte an Kraft verloren, aber der gebrochene Klang darin machte sie noch herzbeweglicher.

Luisens Hände griffen rasch nach anderen Blättern.

„Hier ist ein neues Manuskript, das mir mein Bruder verschaffte, ein soeben entstandenes Beethovenlied.“

Und Luise sang dem Mann, der heim nach Kurland ging, um dort zu sterben, ewige Worte der Sehnsucht: „Kennst du das Land, das Land — dahin geht unser Weg —“

Sie wandte sich. Sie wollte hundert Dinge, die ihr auf der Seele brannten, mit Medem besprechen. Und verstummte vor dem Ausdruck seiner Augen.

„Darf ich im Klang dieses Liedes gehen, teuerste Majestät?“ sagte der Graf in letzter Fassung. „Erlassen Sie es mir, Ihnen auf ewig Lebewohl zu sagen. Mein letztes Lebewohl, unendlich Geliebte, sage ich Ihnen mit meinem letzten Atemzug.“

Sie erblaßte — reichte ihm ihre Hände. Und ihr zuckender Mund stammelte: „Gott behüte Sie, lieber Freund!“

XXVI. Kapitel.

Und wieder reiste ein Reisender zu Luise.

Er wußte weniger von ihr, als der Reichsgraf von Medem, und er wußte mehr. Wußte alles, was Luise seit der Petersburger Reise wieder zu ertragen gehabt. Ganz Petersburg und seine Feste waren wie Pein und Strafe, drückte sie manche Enttäuschung im Rückblick aus. Gewiß, sie hatte dort die Freundschaft von Alexanders Mutter gewonnen — aber das war nicht ein ganzer Trost für eine Entzauberung. Politische Sorgen kamen mit neuer Wucht:

Der Aufstand Österreichs, die Tiroler Erhebung, Andreas Hofers Geschick, Schills Untergang, die Niederlage Österreichs.

Bruder George besaß Briefe von Luise, die hoffnungslos waren. „Gott weiß, wo ich begraben werde, schwer-

lich in preußischer Erde. Österreich singt sein Schwanenlied, und dann fahr' wohl, Germanien.“ So schrieb sie, die alle Kraft an Preußens Wiedergeburt setzte, sie, die an den Mann gefesselt war, dessen politische Klugheit in dem Lieblingswort „biaiser“, sich hindurchwinden, gipfelte.

Der Erbprinz von Mecklenburg starrte in den müden Herbsttag hinaus. Er war voll Reue. Er selbst hatte Luise noch mit einem Zerwürfnis gequält, und zwar zu einer Zeit, wo die Thronentsagung des Königs fast Beschluß geworden, und wo Luise wieder ein Kind trug. Den kleinen Albrecht, der nun zu Königsberg getauft werden sollte. In Gegenwart Ikas und Bruder Karls. Mein Gott, seit 1806 würde man endlich wieder beisammen sein. Ob er die Lieblingsschwester nicht gar zu verändert fand? Die Ärzte hatten Angst um sie. Aber ihr Herz konnte doch nicht krank sein, wie ließe sich das mit ihrer immerwährenden Tätigkeit vereinen? Sie hatte soeben noch nach Pestalozzischem Vorbild eine Erziehungsanstalt gegründet, sie empfing Pädagogen und Theologen, korrespondierte mit Humboldt über Bildungsfragen, war in ewiger Bemühung um den Kronprinzen und all ihre Kinder. Es durfte ihr doch nicht so schlecht gehen! Großer Gott, sie durfte nicht im Elend sterben.

Plötzlich näherte sich ein herrschaftlicher Wagen. Der Prinz sprang auf, hob die Lorgnette, sah eine weiße Gestalt neben einem Offizier sitzen — und preßte die Hände auf sein Herz. Dies — konnte Luise nicht sein, flehte er, während er wußte, ach, sie ist es doch. Starrend und sprachlos, mit verkrampften Händen stand er da — bis ein Winken kam.

Der Prinz stieß einen Schrei aus, entstürzte dem Wagen, flog über die Landstraße, umarmte die Schwester. Ein Weinender, ein Fassungsloser. Ihm war, als müsse er eine schon Verklärte zurückrufen in die Wärme des Lebens.

Als er endlich aufblickte, war er wieder gefaßt, bereit, vor dieser Rührenden, Verklärten ein guter, froher

Weltmann zu sein, der verbergen kann, wie sehr seine Seele erschüttert ist.

„Wir sind viele Schritte weiter als am Tage von Jena“, sagte er abends, im Alleinsein mit Luise. „Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben, seine dunkelste Biegung hast du überschritten. Sag', Luise, war es sehr hart?“ Er faßte ihre Hände, sah sie aufleuchtend an. „Du bist doch unser Stolz, du bist unser Herz. Sag' mir das Härteste, was du trugst, und leg' es damit auf mich.“

Und ihm war, als würde sie vor seinen Augen ganz klein, kinderklein. Er hörte ihre Stimme, die klang wie Kinderweinen:

„Das Härteste, mein George — das waren die Träume. In den Träumen bin ich in Charlottenburg, in Berlin, auf der Pfaueninsel, in Sanssouci und ach, in Paretz gewesen und am Rhein —

Und dann wacht' ich auf und wußte: nie mehr, nie mehr. George, das wäre genug gewesen, daran zu sterben.“

Der Prinz stürzte der Schwester zu Füßen. — —

Eines fahlen Wintermorgens trat die Königin bei ihren Geschwistern ein. Ihre Schritte waren wie ein Taumeln. Ihr Mund leuchtete in fieberhaftem Rot aus dem blassen Gesicht. Einer Traumwandlerin gleich schritt sie vorwärts, unnahbar, entrückt.

Ika Solms überflog ein Schauer, Georges Herz zog sich zusammen. Um Gottes willen, war neue, fürchterliche Botschaft? Die Königin öffnete die Lippen.

„Ika, George, hört ihr mich? Ich bin dreiunddreißig Jahre alt, nicht wahr? Und du hast ein blaues Kleid an, Ika, und diesen Ring an meiner Hand hat mir Friedrich Wilhelm in Frankfurt gegeben. Und zwei Schwestern Friedrichs des Großen waren Markgräfinnen in den Hohenzollernschen Stammlanden: Wilhelmine in Bayreuth und Friederike Luise in Ansbach —“

„Luise, ja doch, natürlich, Ansbach-Bayreuth — es quält dich, ach sprich nicht mehr davon —“

„Ihr müßt mich nicht unterbrechen — oder doch, sagt mir, ich weiß alles richtig, nicht wahr? Du bist in Rom und Paris gewesen, George, nicht wahr?“

Er trat ihr bebend näher. „Luise“, bettelte seine Stimme. Sie lächelte. Sie hob das weiße Gesicht.

„Nicht wahr, ich bin bei Verstand? Ja, denkt euch, ich sage etwas Wirkliches, Wahres: der König und ich und die Kinder — und ihr alle, wir werden, schon bald — nach Berlin zurückkehren. Ich bin nicht vorher gestorben! Ich werde unser Palais und das Brandenburger Tor wiedersehen — und Charlottenburg, und die Pfaueninsel — und Sanssouci — und ich — wirklich ich, eure Luise, werde wieder in Paretz sein — im Paradies —“

Der Prinz verbarg sein Gesicht in den Händen. Ika Solms stürzte auf die Schwester zu, nahm die Wankende an ihr Herz, lachte: „Und ich darf mit dem Schulzen von Paretz tanzen, das erlaubst du doch, gnädige Frau von Paretz?“

Es war Wirklichkeit. Es war kein Traum mehr, aus dem man zu schrecklicher Enttäuschung erwachte:

Der Reiseweg ging Berlin zu.

Bruder George war vorausgeeilt. Er wollte die Stimmung der Stadt kennenlernen, in der vor drei Jahren das schlimme Liedchen geklungen: Unser Demel ist in Memel.

Der Prinz fand die Stadt verwandelt. Napoleon selbst hatte dafür gesorgt, daß jene Preußen, die so freudig sich als Weltbürger gefühlt, ihre Enttäuschungen erhielten. Drei Jahre Besatzung, die endlosen Gelderpressungen hatten genügt, den Traum von Brüderlichkeit zu zerstören. Berlin jubelte seinem Königspaar entgegen.

Der 23. Dezember zog herauf, ein strahlender Wintersommertag. Ein von der Stadt geschenkter Galawagen, mit lila Samt ausgeschlagen, fuhr der Königin bis Weißensee entgegen. Es war ein kostbares Geschenk, aufgebracht

von Verarmten. Und Luise dachte: Sie lieben mich noch? Sie mußte letzte Fassung herbeizwingen, um nicht in Tränen zu vergehen; sie mußte letzte Furcht verscheuchen. Konnte es denn möglich sein, daß sie alles widersah, was tausendmal ersehnt in brennendem Heimweh?

Und dann kam es: das Königspaar zog in Berlin ein. Friedrich Wilhelm zu Pferd neben dem Wagen Luisens, der Kronprinz und Prinz Wilhelm mit ihrem Regiment. Durch unermessliche Menschenmassen, durch Jubelrufe ging der Weg.

Sie, die in dunkler Nacht aus Berlin hatte fliehen müssen, fliehen, um Jahre unsäglichen Leids an der Grenze des Landes zu verbringen, war wieder hier, war wieder umjubelt und von Huldigung umgeben?

Eine ungeheure Welle der Bewegung hob ihr Herz. Vor ihren Augen verflimmerten Linien und Farben. War's nicht, als höben sich die Viktorien vom Zeughaus lebendig, beflügelt in das mystische Blau dieses Winterhimmels? War's nicht, als seien alle Menschen Brüder geworden? Sie war wieder hier, in dieser geliebten, geliebten Stadt — sie betrat wieder die Schwelle des Hauses, das sie vermeint hatte, nicht wiedersehen zu dürfen.

Das Vestibül tat sich auf, die stolze Treppe winkte. Hundert Gestalten, im Glanz von Uniformen, in seidenrauschenden Gewändern, in höfischer Haltung, und doch durchzittert vom Gefühl der Stunde, verbeugten sich vor ihr, die keine Worte fand, nur hilflose Gebärden.

Denn ihr war, als müsse sie versinken.

Sie sah ihren Bruder, der lachte, breitete die Arme aus:

„Berlin hat wieder zu seinem Herzen gefunden. Ich fand mein Herz überall“, stammelte er.

Luisens alter Vater streckte ihr zitternde Hände entgegen. Halb ohnmächtig vor Freude und Schwäche sank sie an sein Herz.

Heimkehr! Holdestes Wort! Es klang ihr in seiner

einfachsten Form, es klang ihr in seiner ewigen Verheißung: einmal kommen wir alle heim. —

Luise erlebte jeden Tag wie ein Wunder! Alles, was um sie war, beseligte sie: die alten Gemächer, die alten Gesichter, der Klang der Glocken vom Dom, die Luft von Berlin. Es drängte sie zu tausend Wiedersehen. Wenn es die Kälte nur irgend gestattete, fuhr sie aus, durch den Tiergarten, die Straßen nach Bellevue und Charlottenburg, in die Friedrichstadt, die Dorotheenstadt, zu den alten Kirchen. Jedes Stück von Berlin war ihr wie ein Geschenk, jeder Platz eine Begebenheit. Sie verfiel in Rührung, wenn sie alte Ladenschilder wiedererkannte, sie hatte Lust, jeden Soldaten mit Enthusiasmus zu begrüßen, ihr bebte das Herz, wenn festen Tritts die Wache aufzog, wenn Regimenter im Klang der alten Märsche antraten.

Berlin! Berlin! Schneelicht zitterte über seinen Kuppeln und Dächern. Das alte Preußenschloß mit seinen schier unendlichen Zimmerfluchten und Erinnerungen war ihr wieder zugänglich. Über der Spree taumelten wirren Flugs die weißen Möwen. Schloß Monbijou zauberte ihr allen Scharm des Jahrhunderts vor, in dem sie geboren. O wie wunderschön war Berlin. Wie tausendmal geliebt war diese teure Stadt! In einem atemlosen Aufruhr eilte Luise, alles zu begrüßen.

Friedrich Wilhelm aber saß — ach fast, als sei nichts geschehen — wieder still in seinem Arbeitskabinett, erledigte die Eingänge, konferierte mit seinen Ministern. Ganz wie einst. Und ganz wie einst hatte das Hofleben wieder eingesetzt. Großer Neujahrsempfang, Bälle um Bälle, Fest des Roten Adlerordens, Audienzen, Paraden, Truppenbesichtigungen.

Sollte — o unbegreifliches Geschehen — nach alledem, was man erlebt — die alte Zeit neu auferstehen? —

Nur zu bald wurde sie eines anderen belehrt:

Preußen konnte jene hundert Millionen Franken, die Napoleon nun befristet forderte, nicht aufbringen. Ein

Gesandter reiste nach Paris und brachte am 9. März die bange Botschaft zurück: wenn nicht sofortige Zahlung, so die Abtretung von Schlesien.

Die Königin war schon angekleidet zum großen Hofball, als ihr Friedrich Wilhelm das nicht mehr zu Verhehlende mitteilte. Wie mit Asche bestäubt schien sein Gesicht, in tiefem Mißmut lag seine Haltung.

„Ministerium sagt, es gibt keinen Ausweg. Können das Geld nicht schaffen, können nicht Krieg machen. Müssen Schlesien opfern.“

Sie sah ihren Mann an, als rede er irre. Es ging um Schlesien, das Schlesien Friedrichs des Großen, dieses teuerste, mit unsäglichen Opfern wiedererrungene Land, dessen Name ewigen Ruhm an die preußischen Fahnen geheftet.

„Du willst —“ die Stimme brach ihr.

Der König wiederholte eintönig: „Kann nicht mehr anders.“ Eine Zornwelle flutete durch Luises Herz, Purpurglut stieg in ihre Wangen. Sie stand in sekundenlangem Schweigen — und in tödlicher Einsamkeit. So weit entfernt von ihrem Gatten, wie in diesem Augenblick, war sie nicht einmal vor dem aufgezwungenen Gang zu Napoleon gewesen!

„Schlesien aufgeben? Nie! Und wenn ich den Soldaten die Fahne vorantragen müßte! Schlesien lassen? Nie, nie!“

Ihre halb gebrochene Stimme schrillte. Ihr ganzes Wesen war glühender Protest.

Die Nachricht traf sie unvorbereitet. Sie trieb ihr das Blut zum Herzen, sie ließ alles Elementare in Luise fessellos auffluten. Empörung war in ihren Augen, Zorn in der Gebärde.

Sie konnte sich nicht mehr zurückhalten: ihre Einsicht, ihr gesunder Verstand wußten, wenn dies geschah, gab der König der Welt den Beweis hoffnungsloser Schwäche, letzter Unfähigkeit.

Dies — durfte nicht sein! Dies mußte verhindert werden.

Sie schonte nichts mehr, sie zerriß Schleier der Güte und Nachsicht.

„Ich müßte glauben, ich hätte dich nie gekannt, wenn du dieses tätest.“

Der König wich zurück. Durch seine Augen flackerte Entsetzen. Er hatte sie nie das Maß verlieren sehen, er hatte sie nie von Zorn überflammt gesehen seiner Person gegenüber.

Sie starrten einander an. Es war der einmalige Augenblick ihres Lebens, da sie wie Kämpfer voreinander standen. Dunkel wußte Friedrich Wilhelm, als sie einst für Ansbach-Bayreuth das Unmögliche wollte, hatte sie vor ihm — gekniet. Stunde, die er mühselig aus seinem Erinnern vertrieben!

Jetzt glühte ihm eine Gegnerin entgegen!

Der geliebte Raum mit seinen Lichtern und Spiegeln erlosch. Wurde wie eine Totengruft.

Luise maß den Mann, der ihr Schicksal und der auch ihre Liebe war, in aufgepeitschtem Hochmut einer kühnen Frau. Was stand er hier, wie aus Holz, ein Automat, ein Mensch des ewigen Gehenlassens. Sie stieß ein letztes Wort heraus:

„So gib mir deinen Degen, Friedrich Wilhelm.“

Sie konnte das unerhörte Wort nicht mehr zurückrufen. Es war gesprochen. Es war das Furchtbarste, was der König je aus eines Menschen Mund vernommen.

Friedrich Wilhelm erzitterte.

Und wußte jäh, was sie litt.

Die unverbrüchliche Vornehmheit seines Wesens hob sich zu der einzigen Entgegnung, die Luisens Wort auszulöschen vermochte.

„Du bist krank, liebes Herz.“

Sie war ernüchtert. Sie war getroffen!

Großer Gott, sie hatte die Grenzen überschritten, hatte den Mann, den sie doch liebte mit der ganzen Zärtlichkeit ihres Herzens, beleidigt. Ihre Seele floß hin in Mitleid.

Schluchzend warf sie sich in seine Arme:

„Fritz, mein Fritz, verzeih! Ich glaube es ja mit meiner ganzen Seele, du bist nur deiner nicht mehr mächtig vor dieser fürchterlichen Nachricht —“ ihre Lippen drängten nach seinem Mund, ihre Hände umklammerten sein Gesicht — „ich weiß, wie es der große Friedrich von dir wußte: Du wirst dir Schlesien nicht nehmen lassen.“

Sie rief die Worte wie eine letzte Beschwörung. Ihr blondes Haupt lag an Friedrich Wilhelms Herzen, ihre Stimme hastete Worte zu flatternden Gedanken.

„Wir müssen jetzt tanzen, Fritz, ich bin doch so leichtsinnig, ich muß immer wieder tanzen. Aber da auf dem Ball ist der Fürst Wittgenstein — er ist früher selbst Teilhaber eines Kreditinstituts in Kassel gewesen, er kennt alle Finanzierungsmöglichkeiten — ich habe schon mehrmals mit ihm geredet — ich will den letzten Schmuck opfern, den ich habe — die Berliner Bankiers werden Kredite geben — die Bürger werden sich bereit finden lassen, in eine Zwangsanleihe auf ihr Vermögen zu willigen — Wittgenstein hat mir schon gesagt, er hält es nicht für unmöglich, auf diese Weise die Kriegsschuld aufzutreiben — und Hardenberg“ — ihre Stimme verdämmerte in ein Erinnern — „du mußt Hardenberg rufen, er weiß doch alles besser als ich —“

„Du glaubst, Fürst Wittgenstein —?“ zaghaft fragte der König. Sie erhob ihr erblaßtes Gesicht, matt, wie nach einer Liebesstunde, vom Schicksal gezeichnet mit den Spuren des Grams und des letzten Aufgebots.

„Ich werde tanzen — und von Schlesien sprechen. Ich will keine glückliche Stunde mehr erleben, wenn ich nicht diesen Abend dir eine Hoffnung bringe.“

Vom Lustgarten dröhnte der Salut der Kanonen, vom Dom der Klang der Glocken. Die Musik der Berliner, Potsdamer Regimenter spielte der Königin das Morgenständchen. Friedrich Wilhelm saß auf ihrem Bettrand, hielt ihre lieben Hände. Sie war so bleich. Sie schien so

matt. Und doch glühte in ihren Augen die Hoffnung. Der Fürst Wittgenstein hatte ihr auf dem Ball versprochen, das Äußerste zu tun, mit den Berliner Bankhäusern zu konferieren, Geld von den Bürgern als Nationalschuld zur Errettung Schlesiens aufzutreiben. Ihre Majestät wolle sich beruhigen: dürfe der Appell für Schlesien in ihrem Namen sein: er wage, sein Wort zu geben für das Gelingen.

Der König streichelte Luises Hände.

„Nun bist du es, die für Schlesien kämpft und siegt.“ —

Der Hof war versammelt. Alles wie einst.

Die Wogen weißer Federbüsche von Generalshüten, der Glanz von Uniformen und Orden. Gesandte aller Länder, europäischer Prunk im preußischen Palais.

Die Königin nahm die Glückwünsche entgegen. Wie es sein mußte, der Rangordnung nach.

Sie hatte schon viele Stunden gestanden, tausend liebenswürdige Worte gesagt, Hunderte von Malen die Hand zum Kuß gereicht. Nun endlich konnten sich noch die Vertrauten ihres Herzens nähern, die Damen und Herren des engeren Zirkels. Sie sah mit verschwommenen Augen auf die Freundin von Berg, sie lächelte Ika und dem Bruder zu, die sich in Herzensfreundlichkeit Marie von Kleist und dem Dichter Heinrich von Kleist beigesellt. Ach, Luise wußte, der Seltsame sehnte sich in geordnete Verhältnisse zurück. Wäre nur der König nicht so unerbittlich gegen einen Offizier, der „entlaufen“ war, freiwillig gegangen.

Sie winkte mit dem Fächer, Kleist trat heran. Und mit stockender Stimme sprach Heinrich von Kleist:

„Erwäg' ich, wie, in jenen Schreckenstagen,
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen,

Wie von des Kriegs zerrißnem Schlachtenwagen
Selbst oft die Schar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Anmut endlos niederregnen —
Wie groß Du warst, das ahneten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert,
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!“

Luisens Augen entstürzten Tränen.

Fassungslos reichte sie dem Dichter die blassen Hände.

XXVII. Kapitel.

Luise fühlte sich umgeben von der Liebe, ja der Anbetung ihres Volkes. Ihre Vertrauten feierten ihr Wirken für Schlesien als die dritte Großtat ihres Lebens, als eine Tat, nicht minder mutig und belangvoll, wie die Unterredung mit Napoleon, die Berufung Steins. Sie hätte zufrieden sein, sich Ruhe gönnen dürfen.

In der Natur erwachte der scheue, kleine Frühling. Ach, hinausilen, hinaus an die alten, geliebten Orte, wie sehr wünschte die Königin dies.

Aber sie saß mit heißer Stirn, in Zusammenraffung all ihrer Verstandeskräfte, die nicht leicht, und fern von genialischer Offenbarung flossen, vielmehr einer Natur abgerungen wurden, deren Weisheitsquelle das Herz war.

Doch Luise konnte sich sagen, daß ihr großes Bemühen, den Geist der Geschichte zu erfassen, ihren Horizont, ihre Einsichten erweitert hatte. So ging sie daran, eine politische Denkschrift zu verfassen.

„Ich gehe von dem Grundsatz aus, daß der Mensch, der sich dem Gedanken überläßt — ‚Preußen ist doch verloren‘ — zu gar keinen größeren Vorkehrungen mehr taugt.

Ein wahrer Staatsdiener muß von dem Geist be-seelt sein, alle Mittel erstlich aufzufinden und zweitens in Gang zu bringen, um allen Forderungen, die dem Staat obliegen, Genüge zu leisten, damit aller Vorwand schwinde, der einen gewaltsamen Schritt des Feindes

rechtfertigen könnte. Er muß von dem großen und einzig wahren Standpunkt ausgehen, daß vor allen Dingen die Nationalität gerettet werden muß.“

So fühlte sie, so schrieb sie. Sie vermittelte zwischen den Staatsräten und den Ministern. Konnten sich auch die Wittgensteinschen Pläne nicht ganz verwirklichen, sie zogen doch neue nach sich und erweckten in Paris Mäßigung. Vielleicht trug dazu auch ein von Ancillon für die Königin entworfenes Glückwunschsreiben zu Napoleons Vermählung mit Marie Luise bei. Der neue Erzieher des Kronprinzen regte die Königin zu allerlei Lektüre an — sie fand Zeit, unter tausend Geschäften Chateaubriands „Génie du Christianisme“ zu lesen, während ihr Herz bebend auf Nachricht aus Paris wartete.

Sie durfte überzeugt sein, daß ihrem Eingreifen die Erhaltung Schlesiens zu danken war. Nun aber hatte sie noch einen anderen Wunsch: die Rückkehr Hardenbergs. Ein Vertrauter war in Paris, Napoleons Billigung zu erreichen.

Denn jenes Alexanderwort zu Königsberg brauchte noch die offizielle Bestätigung.

Warten, wieder warten!

Die Königin war in Potsdam. Sie empfing Ancillon, den neuen Erzieher des Kronprinzen. Sie sagte ihm, sie sähe ihren Sohn als das Eigentum und das Kind des Staates an. Sie würde unglücklich sein, wenn er nur durch seinen Rang, nicht durch Verdienst und Würdigkeit einst wirke.

Und sie empfing an dem feierlichen Karfreitagsmorgen auch den Propst Ribbeck von der Nikolaikirche. Als er eintrat, kam ihr ins Gedächtnis, daß dies dasselbe Zimmer war, in dem ihr einst Alexander von ihrer heiligen Allianz im Geiste gesprochen hatte. Verrauschte Zeit. Verwehtes Erglühen. Wie fern war dieser gläubige Aufstrom der Jugend dem Glauben, der heute ihr das Herz stillte!

„Ich möchte“, so begann sie, „zum Osterfest aus Ihren Händen das Abendmahl empfangen. Wie ich es zum erstenmal empfang im Leben, in der lutherischen Form. Ich darf doch darin meinem Gefühl folgen? Es ist mir nicht nur ein großes Symbol, es ist mir die Nähe des Herrn.“

Sie sah still auf ihre Hände. Von den Geheimnissen ihres Glaubens zu reden, war ihr eine Sache der Verletzlichkeit.

Aber entschlossen fuhr sie fort: „Unsere Kirche kennt nicht die Beichte in der Form einer persönlichsten Aussprache mit dem Priester. Und doch möchten wir manchmal ein persönliches Wort der Aufrichtung von einem Diener Gottes. Mein Leben hat mir ein hohes Maß von Glück gebracht, von einem Glück als Frau, als Mutter, als Tochter und Freundin und Schwester, das auch in den Zeiten schwerster Trübsal nie erlosch. Ich will nichts mehr für mich. Ich habe allen meinen Feinden verziehen. Aber wenn mein Herz in Unruhe ist um den König, um meine Kinder, um das Vaterland — wenn meine Gebete immer wieder den Himmel bestürmen wollen, er soll uns seine hilfreiche Gnade wieder zuwenden, fehlt es mir dann nicht noch an der Demut, die sich in alles ergibt? Denn ich bitte ja für das, was ich liebe — aber Gott weiß es, ich hasse niemand mehr, der mir Leid zugefügt hat.“

Sie war blaß, und in ihren Augen lag die stille Klarheit der großen Entsagung.

„Was bin ich vor Ihnen?“ stammelte der Propst. —

Die Königin erkrankte nach dem Osterfest. Es war wohl wieder zuviel Anstrengung gewesen. Sie mochte niemand, der sie wiedersehen wollte, ihre Tür verschließen. So hatte sie vielleicht zuviel gesprochen, sich auch zuviel mit den Kindern in den noch so feuchten Gärten bewegt.

Die Ärzte sprachen von der Notwendigkeit einer Bade-reise. Doch die Königin wehrte ab. Die Rückgewinnung

von Hardenberg als leitenden Minister stand im Brennpunkt ihres Interesses.

Der König verhielt sich unentschlossen, wie immer. Doch er mochte Luise nicht widersprechen.

Geheimnisvoll, als gälte es ein Zusammentreffen von bangen Liebenden, wurde dieses Wiedersehen auf der Pfaueninsel vorbereitet. Die Königin empfing die Nachricht von Hardenbergs Ankunft auf der Terrasse von Sanssouci. Die königlichen Gärten lagen schon im Schmuck jungen Grüns.

Über Luisens Wangen flackerte es wie Morgenröte. War nicht alles wie einst? Von Sanssouci aus fuhr man über die rätselhaften Havelspiegel nach dem verträumten Eiland mit den Bäumen der Jugend — mit den unverwelklichen Erinnerungen.

Sie saß im Kahn, den Blick rückwärts auf die Türme und Kuppeln von Potsdam gerichtet. All ihre Liebe war Gegenwart.

An der Lände der Pfaueninsel stand August Wilhelm von Hardenberg. Das schöne, würdevolle Gesicht war vom Hauch der Freude überspielt. Er küßte Luisens Hände, und sie stammelte: „Hier ist es gewesen, wo Prinz Louis Ferdinand einst zu mir sagte, daß Sie unsere Hoffnung sind.“

Der König schwieg. Er blieb zurück, ging langsam, steif, die Wege hinter den beiden: sie waren wohl zwangloser ohne ihn.

„Ich verehere Sie, wie ich meinen Vater verehere“, begann die Königin in jugendlicher Lebhaftigkeit. „In Ihren Händen liegt unsere Rettung. Denn Sie haben begriffen, was Preußen, was Deutschland, was die Heimat für uns ist. Der Erde, aus der wir wurden, der Erde, die uns wieder aufnimmt, gehören wir an. Und wir haben doch ein gottgeliebtes Vaterland: immer wieder sind ihm Menschen erstanden, in denen die alte Germanentreue zur Heimat wohnt. Die wissen: nicht umsonst lieben wir unser Land, unsere Hügel und Ströme

und die stillen Ebenen, die Städte, gegründet in tiefer Vorzeit. Wir setzen die ewige Botschaft Deutschlands fort: das Herz ist größer als alle Vernunft, und nur durch das Herz kommen wir einst zu Gott.“

Hardenberg sah sie besorgt an. Sie sprach im Überschwang und sah krank aus. Wohin trieb ihr Leben? Er entwickelte ihr sein Programm: die äußeren Ziele seiner Politik, die notgedrungen eine Art sittlichen Waffenstillstandes mit Frankreich erhalten mußten, die inneren Reformen im Sinne einer liberalen Zeit. Sie hörte zu, erwog, ergänzte und ward jäh betroffen, als Hardenberg auch die Emanzipation der Juden erwähnte. Sie sollten Freizügigkeit bekommen und feste Namen. Die Juden? Fern erinnerte sie sich der Patriarchengestalten und der jungen Rebekkas und Mirjams, die sie am Einzugstage in Berlin begrüßt. „Sind sie unterdrückt?“ fragte sie rasch. Hardenberg lächelte.

„Ich will ja nur die Menschenrechte für sie“, sagte er knapp.

„Menschenrechte? Sie hatten sie bisher nicht — nicht Mendelssohn — nicht die Rahel?“ Luise preßte die Hände zusammen, stammelte das Goethewort:

„Nicht gewußt — oder nicht bedacht.“

Der Minister war erschüttert. Wie ihre Stimme bebte in diesem „nicht gewußt oder nicht bedacht“.

Würde die Königin eine bessere Zeit des Vaterlandes noch erleben? Er sah das flackernde Rot über ihren Wangen, das jählings erschreckender Blässe wich, sah durchsichtig zarte Hände, hörte ihren Atem so mühselig gehen und dachte: Man darf ihr Hoffnungen machen, man darf ihr eine weite Ferne zeigen, als wäre sie nah.

Sie saßen auf einer Bank vor der Ruine nieder. Ulmen ließen ihre Schatten ins üppige Gras fallen.

Hardenberg sah blicklos über die Landschaft hin. Und sprach: „Sie selbst, Königin Luise, haben Ihrem Feind Napoleon verziehen. Aus Ihrer frommen Seele heraus und in der Erkenntnis, daß sich eine neue Zeit

entfaltet, an deren Gestaltung er auf eine freilich furchtbare Weise bildet. Wir müssen mit ihm als einem größten Machtfaktor rechnen. Wir dürfen aber auch annehmen, je mehr Preußen sich auf sich selbst besinnt, desto mehr Achtung wird es wieder erringen, auch bei Napoleon. Er, der in schonungsloser Willkür handelte, wird durch die Zeit erfahren, daß man auf Stammes- und Sprachgemeinschaft gegründete Staaten nicht für die Dauer auseinanderreißen kann. Sie gaben mir das schöne Wort, Königin Luise, daß Sie mir vertrauen wie Ihrem erhabenen Vater. So nehmen Sie es als ein Vaterwort, wenn ich Ihnen die Hoffnung auf Preußens Wiederherstellung gebe!“

Sie tastete nach seinen Händen. In ihre Seele kam eine tiefe Ruhe. —

Die Königin lag wieder krank. Sie sollte nach Pyrmont. Doch dort befanden sich die Könige von Holland und Westfalen, Louis und Jérôme, Napoleons Brüder. Sie schreckte davor zurück, ihnen begegnen zu müssen, es wäre dies auch nicht ohne einen Aufwand an äußerer Repräsentation gegangen, deren Kosten unerschwinglich schienen. Sie bat den König, mit ihr einen Aufenthalt in Paretz zu nehmen, sobald sie wieder wohl sei.

An einem der ersten Junitage konnte endlich diese langersehnte Fahrt angetreten werden. Die Königin war wieder fieberfrei. Sie wünschte, daß alle ihre Kinder mitgehen durften. Die stattliche Schar fuhr voraus. Sie standen auf der Rampe des Hauses und nahmen Luisens Wiederkehr die Wehmut.

Hatte sie nicht einst geglaubt, als sie fern war im kalten Memel, als sie durch die Eiswüsten Rußlands fuhr, und als kein Hoffnungsstern mehr an ihrem Himmel hing: sie wolle tausend Jahre des Grams durchleben, wenn sie nur einmal noch das Paradies ihres ehelichen Glückes, das geliebte Paretz, wieder betreten könne. Und nun war es gekommen. :

Abendschatten weiteten die Räume. Begegneten ihrem flüchtigen Schritt nicht alle alten Gestalten des Einst?

Doch sie war nicht lang allein. Der König suchte sie. Er war fröhlich, wie sie ihn seit vielen Jahren nicht gesehen. Er legte den Arm um ihre Schultern, führte sie durch eine weiße Tür hinaus über die dämmernden Wiesenflächen nach dem Park. Sie schluchzte auf.

Sie war über so viele Ebenen gezogen, sie hatte so viele Horizonte gesehen, sie hatte Meere rauschen hören und die alten Linden im Pfarrgarten von Picktupöhnen. Über Schwellen des Unglücks und Schwellen des Prunks war ihr Fuß gegangen — über unendliche Dächer und Kuppeln ihr Blick geschweift.

Diese Landschaft aber, diese Wiesen und Bäume, diese weißen Türen, die Lüfte, die sie atmete, bedeuteten ewige Dinge. Vom Dorf herüber klang das Getön einer Harmonika, klang späte Einfahrt ländlicher Wagen. Und am Himmel tönten die Sterne. —

Sie wollte nicht wieder fort von Paretz. Ihr war, als sei hier alles Leid versunken. Es gab tausend unermeßliche Freuden: den Weg zum Wasser, den Weg zur Schäferei, den Gang durch das Dorf, die Blumen in den Gärten, die Amseln, die über die Beete rannten. Ach, ihre Kinder mußten das alles lieb haben. Sie saß mit ihnen im Freien und erzählte Geschichten. Unermüdliche Geschichten von den Vögeln. Von den Wandervögeln, die von Heimat zu Heimat flogen — die Schwalben, die Kraniche, die wilden Schwäne. Von den bunten Vögeln, die Urmelodien der Welt fassen zum Lied, die zur Winterszeit die Dornbüsche mit Farbe erfüllen, mit köstlichem Rot und edlem Grau und schwarzen Käppchen darüber, und die Dompfaffen heißen.

„Und wißt ihr die blauen Vögel, die ganz vornehmen, kostbar blauen Halkyonen? Die Stürme schweigen, wenn sie ihr Nest bauen — ach, auch uns schweigen jetzt ein wenig die Stürme.“

„Erzähle weiter, Mama, kennst du alle Vögel? Kannst du die Nachtigall und die Lerche unterscheiden?“ fragte Charlottchen.

Luise lächelte. „Du wirst auch einmal wissen, ob es die Nachtigall oder die Lerche ist. Die Vögel gehen mit durch unser Leben. Denn sie tragen unsere ewige Sehnsucht nach dem Flug über Niederungen, nach dem Flug zu fernem Unbegriffenen — und wenn wir einst unser Schwanenlied singen —“

„Was ist ein Schwanenlied?“ fragte der kleine Karl. Sie sah ziellos vor sich hin und schwieg. —

Sie wollte nicht wieder fort von Paretz. Doch der König drängte nach Charlottenburg. Er hatte Hardenberg zum Staatskanzler ernannt, wollte ihn gebührend begrüßen.

„Komm mit nach Charlottenburg, Luise, werde dir dort was Wunderschönes schenken!“

Sie lächelte ihn fröhlich an. Das war so seine Art, nun sollte sie raten! Aber gewiß nicht gleich das Richtige. Wenn Friedrich Wilhelm einen kleinen Einfall hatte, mußte er lange vorhalten. Fast wie Kriegsration! Einen neuen Fächer? Nein. Einen neuen Strohhut? Nein.

„Dann schenkst du mir sicherlich ein neues Bild von dir?“ Und sie streichelte sein Gesicht. „So gut und vornehm wie du sieht niemand aus.“

Der König wagte einen Scherz: „Hatte nicht einmal Alexander das schönste Gesicht, Liebste?“

Sie antwortete ruhig: „Das größte Menschentum glaubt' ich bei ihm, Fritz. Sei still, es ist vorüber.“

Er sah gütig in ihre Augen. Sie errötete nicht unter dem Blick. Sie streichelte leise sein braunblondes Haar, sah ihn von Herzen an und fragte weiter:

„Sollte es ein neues Spinett sein, das in Charlottenburg auf mich wartet?“

Der König war entzückt, daß sie so fehl riet.

Die Wagen standen schon bereit: die Königin ging allein noch einmal durch den lichten, hellgrünen Park von Paretz. Zum Herbst kam man wieder, zum Erntefest? Unter Ährenkränzen sollte man tanzen. Ja doch, ja doch. Und Fritz, ihr wilder, ungebärdiger Fritz, sollte

auch tanzen dürfen. Ja doch, ja doch. Wie lag das weit. Die Dorfmusik würde tönen, — heiße Nacken sich beugen, alles wie einst.

Irgendwo hatte die Balalaika geklungen, und irgendwo schrillten die Clairons. Und sie war doch nach Paretz zurückgekehrt. Ihre Füße gingen über die alte geliebte Erde. Sie nahm kühle, lichtgrüne Blätter an ihren Mund, der so sonderbar brannte. Sie wollte doch nicht weinen. Sie wollte rasch noch zu dem kleinen Aussichtshügel gehen, wo man hinaussah über die Felder, hinüber bis zum Moorgrund mit den Weiden. Und sie mußte noch dem Birkenhain Lebewohl sagen, ja Lebewohl —

Ihr flüchtiger Fuß durcheilte den Park. —

Und unbewußt wohl, wandre ich einst allein
Zum letztenmal noch, träumend von Wiederkehr
Die Heimatpfade, eins geworden,
Lang mit der Seele, dem Geist der Zeiten.

XXVIII. Kapitel.

Die Königin lief beflügelten Schrittes durch die dunkle Fichtenallee im Park von Charlottenburg. Sie war wie außer sich vor freudiger Erregung. Auf ihren Wangen lag trügerisch die Röte blühender Gesundheit, ihre blassen Hände bebten, ihr Atem flog.

Sie mußte es dem Park erzählen, was ihr der König, ihr goldiger, einziger Fritz geschenkt:

Die tausendmal ersehnte Reise, heim nach Hohenzieritz!

Das Glück der Gewährung wollte ihr fast die Brust zersprengen. Sie mußte es dem Vater mitteilen, daß sie kommen durfte.

Während sie mit zitternden Händen Papier aus der Mappe nahm, unter Kielfedern wählte, stieß sie die Streusandbüchse um, bekam vom schnellen Eintauchen einen Tintenfinger, mußte lachen, sie war ja rein verdreht, wie einst die kleine Luvitze in Darmstadt. Und jener Heimat

und der Großmutter gedenkend, verfiel sie in den alten Dialekt, der sich in hemmungsloser Schreibweise ausdrückte:

„Bester Pöp, ich bin tull und varucky. Im Augenblick hat mir der gute König die Erlaubnis gegeben, zu Ihnen zu kommen, bester Vater. Ich bin ganz Toll, noch ein mahl ich komme. Den Montag komme ich — ohne Sang und Klang, nur als ergebene Tochter möcht' ich empfangen werden —“

Sie siegelte den Brief, ließ in der Eile Lack auf die Hand tropfen, merkte es kaum. Alles an ihr bebte und fieberte vor Glück. Nur ein Tag trennte sie noch von der Abreise. Sie strahlte in Heiterkeit bei dem großen Tee im Charlottenburger Schloß. Ihr war's, als liebte sie alle Menschen, und es fiel ihr ein, sie möchte jedem etwas schenken. Sie entfernte sich, eilte in ihre Privatgemächer, kam aus Gewohnheit in ihr früheres Schlafzimmer, das sie doch nicht mehr betreten, seit Napoleon es benützt hatte. Sie hastete von dieser bösen Erinnerung fort, ging suchend zu ihren Schränken, und raffte eine Menge kleiner Gebrauchsgegenstände zusammen, Spitzentücher, Miniaturen, Bücher. Die Gäste wurden betreten, als die Königin diese Dinge wie Erinnerungsgegenstände austeilte. Doch sie war so heiter und strahlend, daß man die auffällige Handlungsweise bald nur als gute Laune nahm. Nach dem Tee ging Luise noch mit dem ganzen Hof auf der Schloßterrasse hin und her. Sie trug schon ihren neuen Reisestrohhut, und der König flüsterte ihr zu, er kleide sie allerliebste, und nie sei sie schöner gewesen als heute. Dies zu hören, tat wohl. Der Spiegel hatte ihr in den letzten Zeiten zu oft erschreckenden Verfall, eingesunkene Wangen, matte Augen, eine kranke Blässe gezeigt. Wie gut, wenn sich Vater, Großmutter, Geschwister bei ihrem Anblick nicht erschrecken.

Aufbruch! Aufbruch! Süßes Wort!

Luise schlief kaum in der Nacht. Es war ihr wie in Kindertagen, wo man ein Fest, eine Reise nicht mehr

erwarten kann. Als der Morgen graute, lief sie von Bett zu Bett der Kinder, kuschelte ihr Gesicht an die heißen Wangen der Schläfer, streichelte Blondhaar, sagte hundertmal Lebewohl.

Der König wollte ihr nachfahren, ihr die erste Wiedersehensfreude allein überlassen.

So verließ sie Charlottenburg.

Die Räder mahlten durch märkischen Sand. Eine sengende Hitze herrschte. Die Sonne strahlte aus endloser Bläue. Und Luise dachte auf dieser glückseligen Fahrt wie ferner, banger Träume der furchtbaren Straßen, die sie nach dem Schicksalstag von Jena und Auerstädt gezogen war — in der besinnungslosen Angst, sie würde weitergetrieben werden über die preußische Grenze.

Die preußische Grenze? Schlagbäume und Zollbeamte kündeten an, daß man sie jetzt überschritt!

Luise erblaßte, legte die Hand auf das rascher pochende Herz. Warum quälte sie das Erinnern?

Sie ging doch ins Vaterhaus! —

Sie kamen ihr entgegen: der Vater, Ika, George. Sie holten sie festlich-triumphierend ein.

Und am Schloßportal von Neu-Strelitz stand als Überraschung Frau von Berg neben der Großmutter. Daß es sie noch gibt, großer Gott, daß sie noch lebt! Luise umfing die teure, ach, so hinfällige Gestalt, sah die ganze Tragödie hohen Alters in den rührend und entsagungsvoll gewordenen Zügen, stammelte „Mutter, Mutter“. Warum weinte die alte Fürstin? Sie war vorbereitet von George und Ika, daß Luise krank aussähe, eine Badekur nötig habe — — Dem Leben der alten Fürstin waren viele Gesichter, die sie im Glanze von Jugend gekannt, erblaßt und versunken. Sie täuschte nichts mehr. Was sie da sah, war der Ausdruck von Luisens Mutter vor ihrem frühen Tod.

„Großmāme,“ bettelte Luise im alten Pfälzer Dialekt, „ich komme ohne meine Kinder; ich bild’ mir ein, ich bin selber noch ein Kind, und Ika und George und ich

machen der Großmāme recht viel zu schaffen. Ganz klein will ich bei euch sein, rasend toll vor Freude bin ich. Nur die Rätin Goethe können wir nicht mehr besuchen.“

Die alte Fürstin sagte rasch: „Dann eßt ihr bei mir Specksalat und Eierkuchen. Aber du bekommst noch etwas anderes von Goethes. Doch das gibt dir George, ich darf es nicht verraten.“

Der Erbprinz entschleierte sein Geheimnis bald. Am nächsten Tag, nach der Hoftafel, bat er die Schwestern, ihm durch den Park nach der Koppel zu folgen. Sie gingen, am schon gedeckten Teetisch unter den Eichen vorbei, über eine weite Rasenfläche zu einem höher gelegenen Gartenhaus. Der Prinz schleppte Kissen heran, und man lagerte auf der besonnten, flachen Steintreppe. George hob mit feierlicher Stimme an:

„Luise, ich bringe dir Goethes Faust.“

Rot färbte Luisens Wangen. Sie war beglückt, daß der Bruder ihr ein Verständnis für diese so lange von Deutschland erwartete Dichtung zutraute.

„Lies, lies, mein George.“

Und der Erbprinz begann die „Zueignung“.

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten —

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungenen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.“

Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten —“

Sie hörte zu, überflutet von Wehmut, die überging in Erwartung. Schauernd vernahm sie Fausts Ringen, seinen Entschluß zum freien Tod — die Wendung im Klang der Osterglocken.

Der Prinz, sich überstürzend, las weiter, las den Osterspaziergang:

„O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!

Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
 Und was man weiß, kann man nicht brauchen.
 Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
 Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
 Betrachte, wie in Abendsonne-Glut
 Die grün umgebenen Hütten schimmern.
 Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
 Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
 O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
 Ihr nach und immer nach zu streben!
 Ich sah' im ewigen Abendstrahl
 Die stille Welt zu meinen Füßen,
 Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal,
 Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
 Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
 Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten,
 Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
 Vor den erstaunten Augen auf.
 Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
 Allein der neue Trieb erwacht,
 Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
 Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
 Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
 Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
 Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
 Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
 Doch ist es jedem eingeboren,
 Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
 Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
 Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
 Wenn über schroffen Fichtenhöhen
 Der Adler ausgebreitet schwebt,
 Und über Flächen, über Seen
 Der Kranich nach der Heimat strebt.“

Der Prinz ließ das Buch sinken. Er sah in Luises Augen. Sie waren in ihrem dunkelsten Blau, in einer Seligkeit, die dem Schmerz verwandt scheint.

„Das ist — Deutschland!“ sagte sie atemlos. „Alles, alles liegt darin, was wir lieben. Die Hügel, die Täler, die Wälder, und die Wandervögel und das Herz unserer Heimat. Daß ich erlebe, dies zu hören! Es wird der ewige Ausdruck Germaniens sein. Es ist so namenlos

schön. Es sagt, was unsere Sehnsucht und unser Besitz ist. Ich bin glücklich, ich erlebe das Lied Germaniens. Mein George, heute nicht weiter, lies das letzte noch einmal!“

Sie saß vorgebeugt, wiederholte in einem singenden, fragenden Ton:

„Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht?“

Ika wurde sonderbar angerührt. War das große Buch zu schwer für Luise? Sie saß so versonnen, als dächte sie angestrengt. Man mußte sie schonen.

Ika hob die Hand, zeigte zu dem fernen Teetisch jenseits des Rasengeländes.

„Großmama wartet schon auf uns.“

„Müssen wir gehen? George, wie kann ich dir danken?“

Ika lächelte: „Wir müssen nicht gehen, großmächtige Königin, aber wir können tanzen! Dies ist eine Wiese wie einst auf der Reise nach Frankfurt. Laß uns zu der Großmutter herantanzten, es wird sie erfreuen.“

Und sie breitete Luise die Arme entgegen.

Flieg, meine weiße Taube, flieg!“

In Luisens Seele flossen Vergangenheit und Gegenwart zusammen. Ewige Worte klangen ihr nach, sie kam sich vor wie geführt, wie in einem Schweben. Das ging über in die unnennbare Lust der Bewegung. Und wie einst in holden, verklungenen Tagen tanzten die Schwestern miteinander hin über den Wiesengrund, der alten Frau zu.

Andern Tags kam der König. Luise war zärtlichstolz, ihn zum erstenmal im Hause des Vaters begrüßen zu können. Sie zeigte ihm alles, was zu zeigen war, und im Arbeitszimmer des Herzogs ging sie zum Schreibtisch. Sie ließ gern kleine, offene Briefe finden.

„Mein lieber Vater, ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Frau des besten Gatten.

Neu-Strelitz, den 28. Juni 1810.

Luise.“

Man fuhr hinaus nach Hohenzieritz.

Die Königin schritt am Arme Friedrich Wilhelms die hohe Freitreppe hinauf, lächelte ihm zu: „Das Haus ist doch Paretz ein wenig ähnlich“, und bat, ob der König nicht länger mit ihr bleiben wolle als nur einen einzigen Tag. Er küßte ihre Hände und versprach nach seiner unbestimmten Art, es zu überlegen. —

Der Entschluß über diese Abreise war nicht mehr Sache des Königs.

Am 3. Juli nahm er, den dringende Geschäfte nach Berlin zurückriefen, von einer sehr Kranken Abschied. Luise, von einer Lungenentzündung befallen, die schwere, angstvolle Herzkrämpfe mit sich brachte, lag im Fieber.

Ach, sie war ja so oft krank gewesen, sie nahm es nicht schlimm. Sie scherzte wohl, daß sie den ihrigen „zur Last fiele“, und nahm das auch nicht schlimm. Wenn sie schon krank sein mußte, der gute König brauchte es dann nicht so zu sehen! Wenn sie schon krank sein mußte, wie lieb, daß es zu Hause war, in der Urheimat, bei Vater, Großmutter, den Geschwistern. Auch war ja die treue Freundin Berg da und die allwissende Voß.

Des Vaters Leibarzt Hieronymi behandelte sie. Er sagte, es sei eine etwas langwierige Angelegenheit. Er empfahl auch einen Zimmerwechsel, denn die Königin lag in einem engen, heißen Raum. Mit einigem höflichen Widerstreben, aber doch ganz gern, zog sie in das Schlafgemach ihres Vaters ein.

Beunruhigt war sie erst, als von Berlin die Nachricht kam, daß der König am Wechselfieber litt und ihr Hufeland nicht schicken konnte, denn er hatte zum König von Holland reisen müssen. Dafür sollte der berühmte Heim kommen. Ein neuer Arzt? Das war lästig, wenn man bei jedem Wort husten mußte, so schwer atmete, und doch dem neuen Arzt alles auseinandersetzen sollte. Ika und Frau von Berg versprachen, für sie zu sprechen.

„Schlaft ihr denn auch manchmal?“ fragte Luise, denn es kam ihr vor, sie erblicke ihre Gestalten zu allen Stunden des Tages und der oft so schlaflosen Nächte. Sie ließ sich gern die Hände von beiden halten, das tat wohl und gab ein Gefühl von Sicherheit. Es war so wunderbar, da zu liegen, im Vaterhaus. Wenn der Husten nicht so fürchterlich quälte, wenn die Herzkrämpfe verebbten, war es sogar schön. Die große Stille tat wohl. Und man hörte draußen die Linden rauschen. Es roch so seltsam nach altem Holz und nach Heu. Und gewiß hatte Papa manchmal Äpfel im Zimmer; es roch auch danach.

Luise wußte nicht, wie krank sie war. Denn jeder glättete sein Gesicht, der zu ihr trat. Sie wußte nichts von den Konferenzen der Ärzte, die einander ihre Ohnmacht bekannten angesichts der tödlichen Schwäche der Königin, sie wußte nichts von den Tränen der ihrigen, nachts in Kissen verweint. Es gingen ja lauter Menschen bei ihr ein und aus, die ihr Leben an Höfen zubrachten und als erstes Gesetz die Beherrschung kannten. Sie wußten Besserung festzustellen, wo unerbittlicher Verfall seine Zeichen aufprägte. Sie wußten kleine heitere Geschichten zu erzählen, während ihnen das Herz zitterte. Und die Ärzte, der Frage der Kranken gewärtig, ob Gefahr sei, trugen längst „schickliche Beruhigungsworte“ als fertige Rezepte bei sich.

So vergingen zwei Wochen.

Erstickungsanfälle hatten eingesetzt. Wenn diese unaussprechlichen Qualen wieder einer gewissen Ruhe Raum gaben, war Luise viel zu schwach, um etwas denken zu können. Die Großmutter beugte sich dann wohl über sie, und es war Luise, als sei sie noch die kleine Prinzess und zu Hause in Darmstadt. Bis wieder jäh die Angst um den König, die Sorge um ihre Kinder sie weinen ließ. —

Die Fiebernde, mit unaussprechlicher Schwäche Ringende, wußte nicht, welchem dunklen Weg sie ent-

gegenging. Doch in den Herzen ihrer Umgebung steigerte sich Ahnung zu verzweifelter Angst: dem Leben der Königin war ersichtlich das Ziel gesetzt. Sie, in der Preußen seine ideale Hoffnung sah, sie, die über all ihre Leiden sich erhoben hatte zu reiner Selbstlosigkeit und edelster Charakterstärke, mußte sterben. Mußte sterben, ehe ihr geliebtes Vaterland sich in neuer Kraft erheben konnte, ehe Preußen seine Freiheit wieder besaß.

Die Königin mußte sterben, weil ihr Herz zu viel erduldet hatte. —

Und es kam die Nacht, da niemand mehr schlief im Schloß zu Hohenzieritz als müde Lakaien. Die Ärzte waren bei der Königin. Aber sie fanden kaum noch ein Linderungsmittel gegen die furchtbaren Erstickungsanfälle.

Man wartete auf die Ankunft des Königs. Es war um dringende Eile gebeten, es bestand keine Hoffnung mehr.

Über der Julinacht standen die Gestirne der Erntezeit. Noch nicht hatte die Milchstraße die Scheitelhöhe des Himmels erreicht; dem Blick, der sie suchte, war es, als sei sie abgeglitten wie ein fallendes weißes Band.

Ika Solms starrte auf das Kreuz des Schwans, stammelte verwirrt: „Unser weißer Schwan zieht fort“, grub schmale spitze Nägel in die Handflächen und sandte ein Gebet zu den ewigen Mächten, an die sie sich sonst selten erinnerte. Es hieß: „Großer Gott, sie darf mich nicht fragen, ob ich noch das Versprechen von Alexandersbad weiß, zum Sterben bei ihr zu sein. Großer Gott, laß sie dies nicht sagen, sonst zerfließe ich. Das unermeßliche Elend, in solchen Qualen weiterzuleben, kann man ihr ja nicht wünschen.“

Ika strich mit dem Tuch über ihre heißen Augen, sie ging und legte Puder auf.

„Ich verliere meinen einzigen Halt, wenn sie geht“, wußte die kleine, verpielte Rokokoseele. „Ich versinke.“ Ihre kindhaften Hände rangen in Verzweiflung, ihr Mund brannte wie eine Wunde. „Du kannst ja nachher endlos weinen“, sagte ihr zuckendes Herz. Und Ika Solms schritt

der Türe zu, verwandelte sich, schickte sich an, den schon wie heiligen Raum, der die Schwester umfing, wieder zu betreten. Sie stieß im Korridor auf Bruder George.

Er lehnte an der Wand, mit dem einen Arm Halt suchend am Träger eines Windlichts, den andern sinnlos von sich gestreckt. So hing er wie ein Gekreuzigter, in körperlicher Verzweiflung.

„George, fasse dich!“

Der Bruder stürzte auf Ika zu: „Ich kann nicht hinein zu ihr — ich ertrage es nicht — aber ich horche hier — es ist so schauerlich — aber es ist doch der Laut des Lebens. Sage mir, daß alles nicht wahr ist —“

Sie sah in sein schmerzzerrissenes Gesicht, Erbarmen kam ihr.

„Alles bleibt wahr“, sagte sie feierlich.

„Aber sie — sie stirbt?“

Er hatte es ausgesprochen, was als Gespenst durch das Haus lief in der bangen Nacht.

Die Prinzessin zog den Erbprinzen zu einem alten, hohen Stuhl, drängte ihn, niederzusitzen. Er fiel wie ein Verwundeter gegen die Lehne. „George, ich rufe dich, später. Sei tapfer. Ich muß es auch sein.“

Sie strich ihm mit zarter, fraulicher Bewegung das wirre Haar aus der Stirn, küßte ihn, ging. Hinein zu Luise.

Und sie kam leichten Schritts, behend wie ein Eichkätzchen, kniete am Bett, streichelte Luisens schlaff herabhängende Hand: „Bald wird es Tag, Luise, und alles besser. Ich fühl’ es so, zum Frühstück ist dein König da. Und er soll auch dicke Milch und Erdbeeren haben, nicht finden, er ist bei unaufmerksamen Verwandten.“

Luise war ein Augenblick der Erleichterung geschenkt, sie lächelte. —

Frau von Berg schlich sich weg vom Kopfende des Bettes. Sie war halbtot von der fürchterlichen Nacht. Es



Königin Luise auf dem Sterbebette

Nach einem Gemälde von J. C. Dähling



Totenmaske der Königin Luise
Nach einem Gipsabguß im Hohenzollernmuseum zu Berlin

mußte um Sonnenaufgang sein. Dann konnte der Engel die Züge seiner Umgebung wieder deutlich sehen. Man mußte sich das Gesicht ein wenig erfrischen, es vor dem Spiegel besehen, mit Essenzen einreiben und schminken, damit der Engel sich nicht entsetze.

Sie schlich sich hinaus. Für sie starb der Stolz und das Angebetete ihres Lebens. Für sie starb nicht nur ein Mensch, für sie erlosch das Licht.

Sie kam in ihre Schlafkammer.

Da war die alte, alte Gräfin Voß.

In der Not ihres Herzens hatte sie sich verirrt, hantierte da in einem fremden Zimmer und fand nicht ihr Riechfläschchen, nicht ihren Melissengeist für die Augen. Sie zitterte und bebte vor Schwäche. Doch beim Anblick der Frau von Berg straffte sich ihr alter Rücken wieder: „Sogleich, sogleich, ich suchte nur ein wenig Fassung!“

Und sie erhob sich mühselig von dem Putztisch, nahm wie eine Waffe ihre Hofdamenhaltung auf. Doch aus den Augen schossen die Tränen wie Wasserbäche. Frau von Berg nahm die alte Frau in ihre Arme. Die Voß stammelte: „Das Haus des Königs wird eine Wüste sein, wenn — — sie fort muß.“

Die Berg schluchzte: „Besser verlöre Preußen noch seine ältesten Provinzen als diese junge Königin, die Königin. Sie ist ja die Seele des Vaterlandes geworden.“

Die Voß sah aus dunklen, alten, wissenden Augen ins Leere.

Sanfter wurden die Schatten über dem Lande. In feierlich kühlem Licht erwachte die Erde.

Der alte Herzog von Mecklenburg ging, lässig in eine Pekesche gekleidet, auf den Stock gestützt, an der Freitreppe des Schlosses auf und ab. Er hatte die Morgenstunde zitternd erfleht. Nun war sie da. Und kein Trost mit ihr. Es ging ihr schlecht, die sein Kind war. Und er lebte, war gesund, würde die alten Glieder an der Sonne wärmen. Instinktiv wanderte er zu dem Platz am Kavalierhaus, den sie zuerst beschien.

Da sah er auf einer weißen Bank eine alte Frau. Sie hatte eine große Haube auf, in der verschwand fast das winzige Gesicht. Kinderklein gewordene, müde Hände lagen hilflos im müden Schoß.

„Frau Mutter.“ Die alte Fürstin sah auf.

„Herr Sohn.“

Der Herzog beugte sich, nahm die welke Hand an seinen Mund. „Und ich bin immer noch da“, sagte gramvoll die alte Frau. Und ihre Augen, die den Aufstieg des Ruhms Friedrichs des Großen gesehen, spiegelten letzte, tiefste Resignation.

„Ich bin immer noch da, und das Kind — die Königin —“

„Gott helfe uns allen!“ begütigte der Herzog.

Und dann saßen sie nebeneinander. Trost lag in dieser Nähe. Aber sie wagten es nicht, die blicklosen, entfärbten Augen aufeinanderzurichten. —

Prinz George hatte sich bis vor Luisens Tür geschlichen. Da stand er, den verzerrten Körper an die Wand gelehnt, und horchte. Horchte auf die Töne, die ihm das Herz zerrissen, und die zu hören doch besser war als das angstaufpeitschende Schweigen.

Durch sein weltmännisches Herz rasten Versprechungen, Gelübde. Nicht zu dem Gott von Mecklenburg-Strelitz. Der war seiner Jugend fern. Er rief zu den wunderthätigen Madonnen Italiens, deren Wallfahrtskirchen lächelnd sein Fuß gestreift. Er bot dem Himmel Jahre seines Lebens an, das Leben der angebeteten Schwester damit zu verlängern.

Lakaïen rannten über den Korridor, schrakten zurück vor dem Anblick Seiner Durchlaucht, rannten weiter. Geheimrat Heim wurde sichtbar, hinter ihm die Prinzessin Solms.

Sie ergriff Georges flatternde Hand.

„Der König ist angekommen. Heim wird ihn langsam vorbereiten —“ Sie hielt entsetzt inne, ein jammernder Ruf kam aus Luisens Zimmer, verscholl.

„Sie ist bei Besinnung, wer weiß, wie lange noch. Sprich sie einen Augenblick allein, ehe der König zu ihr geht.“

Prinz George straffte seine Haltung, machte einen Schritt auf die Tür zu, langsam, automatisch.

„Sag' ihr ein brüderliches, ein erhebendes Wort. Du weißt Worte, die ihr wohlthun.“

Der Erbprinz nickte, ging einen kurzen Weg — bäumte sich aufschluchzend zurück: „Ich — kann — nicht!“

Er raste wie ein Wahnsinniger den langen Flur hinab, über Treppen, erreichte eine Türe ins Freie, stürzte durch den Garten.

Die Sonne war aufgegangen. Sie hielt ihr ewiges Gleichmaß. Und der Prinz warf sich nieder auf ein Stück Wiese, barg sein Gesicht im Gras und schrie sein Leid der Erde zu.

Der Arzt stand vor dem König. Vor einem verzweifelten Mann. Vor Knaben, in deren Augen Entsetzen lag.

„Eure Majestät müssen Ihre Majestät um Dero letzte Wünsche fragen.“

Der König sah entsetzt auf. „Wie darf — ich sie so erschrecken?“ Sein Gesicht war alt. „Sie stirbt, weil sie meine Frau ist —“

Der Arzt hob erneut an. Man könne doch nach Wünschen fragen. Ihro Majestät selbst habe bemerkt, sie müsse dem König noch von dem Freiherrn von Hardenberg reden. Sogar gestern, an ihrem schlimmsten Tag, zwischen Erstickungsanfällen, habe sie mehrmals hervorgebracht, ihr dringlicher Wunsch sei, daß der König und sein Staatskanzler miteinander ausharren sollten, bis der Tod sie trenne.

„Ihre Majestät fragte,“ fuhr Heim fort, „ob Lebensgefahr für sie sei. Ich beruhigte sie auf die schicklichste Weise. Ich darf untertänigst Eurer Majestät den Wink geben, vielleicht in einer Frage um Rat Ihre Majestät auf das zu bringen, was Dero letzte Wünsche sind.“

Der Kronprinz und Prinz Wilhelm standen mit schneeblassen Gesichtern.

Der König taumelte an Luisens Tür.

Dann ging er, zum Äußersten entschlossen, in fester Haltung auf ihr Bett zu, umfaßte mit einem Blick das geliebte, ach, so veränderte Gesicht, und sank weinend über ihrer Hand auf die Knie.

Sie fragte ihn zärtlich nach Befinden und Reise.

„Es kann nicht Gottes Wille sein, uns zu trennen“, sagte er schluchzend. „Ich bin ja nur durch dich glücklich, und nur durch dich hat das Leben Reiz für mich. Du bist ja mein einziger Freund, zu dem ich Zutrauen habe —“

Sie antwortete laut: „Und Hardenberg. Vergiß Hardenberg nie.“

Der König stammelte fassungslos:

„Sollte Gott es aber anders gebieten, so nimm mich mit.“

Er erschrak vor seinen Worten, versuchte mit letzter Kraft ein Lächeln. Da beugte sie sich zu ihm herüber und küßte seinen Mund.

„Sprich nicht so, Fritz — dein Glück und die Erziehung der Kinder, das sind meine Wünsche. Bedauere mich nicht, — ach, sonst sterbe ich.“

Er raffte sich zusammen, bat, für eine Minute die Kinder holen zu dürfen. Dann wollten sie alle gehorsam warten, bis sie sie wieder rufen ließe, sobald ihr wohler sei.

Die beiden Prinzen kamen angstbebedend herein. Ika half allen über den Augenblick hinweg. Sie sah, daß Luise mit Weinen kämpfte. Sie winkte dem König, er möge seiner Frau ganz nahe kommen.

Und Luise küßte mit fieberhaften Lippen den Mund des Verzeifelten.

Dann waren Ika und Frau von Berg wieder allein mit ihr.

„Der König kann sich hier bei uns gut erholen“;

sagte Ika. „Wie groß sind deine Jungs. Ach, Luise, Jungs in Krankenzimmern, nein, das ist nichts.“

Die Königin wollte lächeln. Aber ihr Gesicht verzerrte sich.

„Luft; Luft!“ keuchte sie.

Die Berg flog zur Türe. Die Ärzte eilten herbei. —

Luise kam noch einmal zu halber Besinnung, wußte: Ich kann nicht mehr — irgendwo, fern ist Paretz — den Tod für sein Vaterland starb Louis Ferdinand, Prinz von Preußen — einmal floh ich über die Kurische Nehrung — nun soll ich ganz fort — meine Kinder, der König — großer, barmherziger Gott, ich habe getan, was ich konnte, verzeih meiner Schwachheit — laß mich das Ende nicht mehr begreifen —

Ihr Blick wurde dunkel.

„Luft, Luft“, rief der arme Mund.

Ikas kleine bebende Hand führte ein Tuch über die feuchte Stirn. Ika, Ika — nein, nichts mehr begreifen.

Luise fühlte, wieder wollte die fürchterliche, unsichtbare Macht nach ihrem Herzen fassen. Luisens dunkle Stimme formte das letzte Wort:

„Herr Jesus, mach' es kurz.“

Ein Zucken lief über ihr Gesicht. Und aus der Welt der Schatten herüber breitete sich ein mitleidiger grauer Schleier über ihre Stirne, über ihre Augen.

Von den Fenstern herein kam erster Lindenduft.

Die Bäume Germaniens erblühten im Sommerwind.

Die Königin war entschlafen.

Romane

berühmter Männer und Frauen

Mit vielen historischen Abbildungen, Dokumenten usw.

Elisabeth Vigée-Lebrun. Von Hermann Cl. Kosel.

Albrecht Dürer. Von Hermann Cl. Kosel. I. Jugend- und Wanderjahre. II. Der Retter. III. Der Apostel.

Michelangelo. Von Hermann Cl. Kosel.

Johann Strauß, der Walzerkönig. Von Fritz Lange.

Lukrezia Borgia. Von Alfred Schirolauer.

Der Kampf um Babylon. Eine Trilogie. I. Nitokris, die Priesterin der Schar. Von Heinrich Bollrat Schumacher. II. Nebukadnezar, der König der Könige. Von Heinz Welten. III. Belsazar. Von Heinz Welten.

Mozart. Von Ottomar Janetschek.

Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich. Von Paul Gerh. Reibler.

Mirabeau. Von Alfred Schirolauer.

Elisabeth von Platen. Von Paul Gerh. Reibler.

Graf von Brühl. Von Rita Sonned.

Die letzte Königin von Neapel. Von C. R. Victor.

Prinz Louis Ferdinand. Von Alfred Semerau.

Johann von Leiden. Von Hans Freimarl.

Ein schwedischer Herz. Katharina I. von Rußland. Von Hans Freimarl.

Maria Theresia. Von Bendo von Kraft.

Die Gräfin Kosel und der Porzellan-Erfinder Böttger. Von Arthur Stiehler.

Die letzte Zarin. Alexandra Feodorowna. Von G. von Broddorff.

August der Starke. Von Alfred Schirolauer.

Napoleon III. Von Heinrich Bollrat Schumacher.

George Sand. Von D. Dunder.

Marie Antoinette. Von Hans Freimarl.

Kaiserin Eugenie. Von Heinrich Bollrat Schumacher.

Marquise von Pompadour. Von Dora Dunder.

Lola Montez. Von Joseph Aug. Aug.

Lassalle. Von Alfred Schirolauer.

Ein Liebesidyll Ludwigs XIV. Louise de La Vallière. Von Dora Dunder.

Grillparzers Liebesroman. Von Joseph Aug. Aug.

Der Roman einer Kaiserin. Katharina II. von Rußland. Von Eugen Babel.

Lord Nelsons letzte Liebe. Von Heinrich Bollrat Schumacher.

Liebe und Leben der Lady Hamilton. Von Heinrich Bollrat Schumacher.

*Jeder Band in Halbleinen 6.50 M., in Ganzleinen 7.50 M.,
in Halbleder gebunden 12 M.*

Berlin * Verlag von Rich. Bong * Leipzig

Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek

Angenruber, 7 Bände
 Angenruber, Dramen, 3 Bände
 Arndt, 4 Bände
 Arnim, 2 Bände
 Arnim und Brentano, Des
 Knaben Wunderhorn, 2 Bände
 Bürger. (Krit. Ausg.), 2 Bände
 Chamisso, 1 Band
 Chamisso (Vollständige Ausgabe),
 2 Bände
 Droste-Hülshoff, 2 Bände
 Eichendorff, 2 Bände
 Fouqué, 1 Band
 Freiligrath, 2 Bände
 Gellert, 1 Band
 Goethe (Auswahl), 5 Bände
 Goethe (Erweiterte Ausgabe),
 10 Bände
 Goethe (Vollständige Ausgabe),
 20 Bände
 Grabbe, 2 Bände
 Grillparzer (Vollständige Aus-
 gabe mit Register), 8 Bände
 Grimm, Märchen, 1 Band
 Grimm, Sagen, 1 Band
 Grimmshausen, 3 Bände
 Grün, 3 Bände
 Guxkow, 4 Bände
 Guxkow (Erweiterte Ausgabe),
 7 Bände
 Guxkow, Ritter vom Geiste,
 3 Bände
 Halm, 2 Bände
 Hauff, 3 Bände
 Hebbel, 4 Bände
 Hebbel (Werke und Tagebücher),
 6 Bände
 Hebel, 2 Bände
 Heine, 4 Bände
 Heine (Erweiterte Ausgabe),
 5 Bände
 Herder, 3 Bände
 Herder (Erweiterte Ausgabe),
 6 Bände
 Herwegh, 1 Band
 Hoffmann (E. T. L.), 7 Bände
 Hoffmann von Fallersleben,
 2 Bände

Hölderlin, 2 Bände
 Homer, 2 Bände
 Immermann, Münchhausen,
 1 Band
 Immermann, 3 Bände
 Jean Paul, 3 Bände
 Jean Paul (Erweiterte Aus-
 gabe), 5 Bände
 Keller (Gottfried), 5 Bände
 Keller (Gottfried) (Erweiterte
 Ausgabe), 6 Bände
 Kerner (Justinus), 2 Bände
 Kleist (Heinrich v.), 2 Bände
 Körner, 1 Band
 Lenau, 2 Bände
 Lessing, 3 Bände
 Lessing (Vollständige Ausgabe),
 20 Bände
 Ludwig, 2 Bände
 Mörike, 2 Bände
 Nestroy, 1 Band
 Nibelungenlied (Übersetzung von
 Simrod mit gegenübergestell-
 tem Urtext), 1 Band
 Novallis, 2 Bände
 Raimund, 1 Band
 Reuter, 5 Bände
 Rückert, 3 Bände
 Scheffel, 3 Bände
 Schenkendorf, 1 Band
 Schiller (Auswahl), 5 Bände
 Schiller (Vollständige Ausgabe),
 10 Bände
 Shakespeare, 4 Bände
 Shakespeare (Vollständige kom-
 mentierte Ausgabe), 5 Bände
 Stifter, 5 Bände
 Storm, 3 Bände
 Sturm und Drang, 2 Bände
 Tieck, 2 Bände
 Uhland (Schulausgabe), 1 Band
 Uhland (Erweiterte Ausgabe),
 2 Bände
 Wagner (Richard), 6 Bände
 Wieland, 3 Bände
 Zschokke, 5 Bände

Jeder Band in Ganzleinen 4.80 M., Halbleder 8 M.,
 Halbleder mit Goldschnitt 10 M., Ganzleder 12.50 M.

Berlin / Deutsches Verlagshaus Bong & Co. / Leipzig

